

Der Nordwesten-Kalender

für das Jahr

1941

Sechsundvierzigster Jahrgang



Druck und Verlag
NATIONAL PUBLISHERS LIMITED
Winnipeg, Manitoba,
Canada.

Inhalts-Verzeichnis

Anzeigen

Georg Neufeld bought at MCC Selfhelp
Grünthal 1999

★

Zum Jahreswechsel

In schnellem Laufe schwand das alte Jahr
Und sank dahin ins ew'ge Meer der Zeiten—
So wie seit Anbeginn der Welt es war:
Ein schnelles Eilen, stetes Vorwärtsschreiten.

Und blicken wir besinnend nun zurück,
So seh'n wir vieles, das uns nicht erfreute;
Doch gab es uns wohl auch ein wenig Glück,
Für das wir herzlich gerne danken heute!

Voll Hoffnung zieht ein neues Jahr herauf,
Wir grüßen es mit Jubel und mit Beten,
Dann geht es seinen vorbestimmten Lauf
Und auf den Plan der Pflichten ruft es jeden.

Gesegnet sei des Jahres Neubeginnen!
Mit tausend Fragen geh'n wir ihm entgegen,
Und wissen doch, wie wir das Ziel gewinnen:
Nur in der Arbeit ruht der wahre Segen.

★

Das Jahr 1941

ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen und seit

Erschaffung der Welt nach Calvisius	das	5830ste
Christi Tod	„	1908te
Zerstörung Jerusalems	„	1871ste
Entdeckung Amerikas durch Columbus	„	458ste
Luthers Reformation	das	424ste
Unabhängigkeit der Ver. Staaten	„	166ste
Konstituierung der Dominion Canada	„	75ste
Der Regierung König George VI.	„	6te

Kalenderberechnungen für das Jahr 1941

Das Jahr 1941 entspricht dem Jahre 6654 der julianischen Zeitrechnung; dem Jahre 5702 der jüdischen Zeitrechnung; dem Jahre 2694 seit der Gründung Roms nach Marcus Terentius Varro; dem Jahre 1360 der mohammedanischen Zeitrechnung oder der Aera der „Hegira", und dem Jahre 2601 nach der japanischen Zeitrechnung. — Der 1. Januar 1941 ist der 2,429,996ste Tag seit Beginn der julianischen Zeitrechnung.

Finsternisse des Jahres 1941

Im Jahre 1941 wird es vier Finsternisse geben: zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse.

1. Eine teilweise Mondfinsternis am 13. März. Im Anfang allgemein sichtbar in Nordamerika, außer dem äußersten nordöstlichen Teil; am Ende allgemein sichtbar im westlichen Teil. Die Verfinsterung des Mondes beginnt um 5.55 Uhr morgens und endet um 7.55 morgens E.S.T.

2. Eine ringförmige Sonnenfinsternis am 27. März, die hier unsichtbar ist.

3. Eine teilweise Mondfinsternis am 5. September, die hier unsichtbar ist.

4. Eine totale Sonnenfinsternis am 21. September, die hier unsichtbar ist.

Jahreszeiten für 1941

Der Frühling beginnt am 20. März, 7.21 Uhr abends.

Der Sommer beginnt am 21. Juni, 2.34 Uhr nachmittags.

Der Herbst beginnt am 23. September, 5.33 Uhr morgens.

Der Winter beginnt am 22. Dezember, 12.45 Uhr nachts.

(Zeitangabe ist E.S.T.)

Chronologische Kennzeichen für das Jahr 1941

Sonntagsbuchstabe	E
Epakten	2
Goldene Zahl	4
Sonnenzirkel	18
Römer Zinszahl	9
Julianische Periode	6654

Morgen- und Abendsterne im Jahre 1941

Der Planet Venus ist Morgenstern bis zum 19. April, dann Abendstern bis zum Ende des Jahres.

Der Planet Mars ist Morgenstern bis zum 10. Oktober und Abendstern bis zum Ende des Jahres.

Der Planet Jupiter ist Abendstern bis zum 19. Mai, dann Morgenstern bis zum 8. Dezember und wieder Abendstern bis zum Ende des Jahres.

Der Planet Saturn fängt als Abendstern an und bleibt als solcher bis zum 8. Mai, ist dann Morgenstern bis zum 17. November und dann wieder Abendstern bis zum Ende des Jahres.

Ostertabelle

1941	13. April	1943	25. April	1945	1. April	1947	6. April
1942	5. April	1944	9. April	1946	21. April	1948	28. März

Quatembertage

5., 7. und 8. März. 4., 6. und 7. Juni. 17., 19. und 20. September. 17., 19 und 20. Dezember.

Bewegliche und unbewegliche Feste für das Jahr 1941

Neujahrstag	1. Januar	Himmelfahrtstag	22. Mai
Epiphanias	6. Januar	Victoriatag	24. Mai
Sonntag Septuagesima	9. Februar	Pfingstsonntag	1. Juni
Sonntag Sexagesima	16. Februar	Trinitatissonntag	8. Juni
Sonntag Quinquagesima	23. Februar	Dominiontag	1. Juli
Fastnacht	25. Februar	Arbeitertag	1. Montag im September
Aschermittwoch	26. Februar	Reformationsfest	31. Oktober
Palmsonntag	6. April	Aller Heiligen	1. November
Karfreitag	11. April	Erster Advent	30. November
Ostersonntag	13. April	Weihnachten	25. Dezember
Sonntag Quasimodogeniti	20. April	Silvester	31. Dezember

Widder, Aries, Kopf

Zwillinge
Gemini
Schulter

Löwe
Leo
Herz

Wage
Libra
Nieren

Schütze
Sagittarius
Schenkel

Wassermann
Aquarius
Beine



Stier
Taurus
Nacken

Krebs
Cancer
Brust

Jungfrau
Virgo
Gedärme

Skorpion
Scorpio
Lenden

Steinbock
Capricornus
Kniee

Fische, Pisces, Füße

Die in diesem Kalender angegebene Zeit ist die auf dem 50. Grad nördlicher Breite geltende Standard-Zeit zwischen dem 90. und 105. Meridian. Um die Durchschnittszeit für eine bestimmte Gegend zu erhalten, subtrahiere man vier Minuten für jeden Grad westlich und addiere vier Minuten für jeden Grad östlich von diesen Meridianen.

Die einzige indianische Medizin,



die von der Regierung in Canada genehmigt ist. In den Vereinigten Staaten heißt sie Kee-Kee-Kee, und befindet sich in Niagara Falls, New York. Sie wirkt immer gut auf das Blut, bei Magenleiden, Neuritis usw.

Januar — 31 Tage — 1941

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg
1	Mittwoch	**Neujahrstag**		7 59	4 8	8 19	3 50	8 8	4 0	8 37
2	Donnerstag	Abel und Seth		7 59	4 9	8 19	3 51	8 8	4 1	9 42
3	Freitag	Enoch		7 59	4 10	8 19	3 52	8 8	4 2	10 45
4	Sonnabend	Methusalem		7 58	4 11	8 18	3 54	8 7	4 3	10 47
1. Woche. 2. Sonntag nach Weihnachten.				Tageslänge: Man. 8.17; Sask. 7.37; Alta. 7.57						
5	Sonntag	Simeon	☾	7 58	4 12	8 18	3 55	8 7	4 4	Mrg.
6	Montag	**Epiphanias**		7 58	4 14	8 17	3 56	8 7	4 5	12 48
7	Dienstag	Julian		7 57	4 15	8 16	3 58	8 6	4 7	1 49
8	Mittwoch	Erhard		7 57	4 16	8 16	3 59	8 6	4 8	2 50
9	Donnerstag	Beatus		7 56	4 17	8 15	4 1	8 5	4 10	3 50
10	Freitag	Thekla		7 56	4 18	8 15	4 2	8 5	4 11	4 49
11	Sonnabend	Hyginus		7 56	4 20	8 14	4 3	8 4	4 13	5 44
2. Woche. 1. Sonntag nach Epiphanias.				Tageslänge: Man. 8.28; Sask. 7.50; Alta. 8.11						
12	Sonntag	Reinhold		7 55	4 21	8 14	4 4	8 4	4 15	6 39
13	Montag	Hilarius	☺	7 55	4 23	8 13	4 6	8 3	4 17	7 22
14	Dienstag	Felix		7 54	4 24	8 12	4 8	8 2	4 19	Aufg.
15	Mittwoch	Paul Einsiedler		7 54	4 26	8 11	4 10	8 1	4 20	Abd.
16	Donnerstag	Marzellus		7 53	4 28	8 10	4 12	8 0	4 21	8 31
17	Freitag	Anton Einsiedler		7 52	4 29	8 10	4 14	7 59	4 23	9 45
18	Sonnabend	Priska		7 51	4 30	8 9	4 16	7 58	4 24	11 0
3. Woche. 2. Sonntag nach Epiphanias.				Tageslänge: Man. 8.44; Sask. 8.10; Alta. 8.29						
19	Sonntag	Sara		7 50	4 31	8 8	4 18	7 57	4 26	Mrg.
20	Montag	Fabian u. Sebast.	☽	7 49	4 33	8 6	4 20	7 56	4 28	12 15
21	Dienstag	Agnes		7 48	4 35	8 4	4 21	7 55	4 30	1 28
22	Mittwoch	Vinzenz		7 47	4 36	8 2	4 23	7 54	4 32	2 41
23	Donnerstag	Emerentiana		7 46	4 38	8 1	4 25	7 53	4 33	3 49
24	Freitag	Timoteus		7 45	4 40	7 59	4 27	7 51	4 35	4 52
25	Sonnabend	Pauli Bekehrung		7 44	4 42	7 58	4 29	7 50	4 37	5 47
4. Woche. 3. Sonntag nach Epiphanias.				Tageslänge: Man. 9.04; Sask. 8.34; Alta. 8.50						
26	Sonntag	Polykarp		7 43	4 43	7 56	4 30	7 48	4 38	6 35
27	Montag	Johann Chrysost.	●	7 41	4 44	7 54	4 32	7 46	4 40	Untg.
28	Dienstag	Karl der Große		7 40	4 46	7 53	4 34	7 45	4 42	Abd.
29	Mittwoch	Valerian		7 39	4 48	7 51	4 36	7 43	4 43	7 25
30	Donnerstag	Adelgunde		7 38	4 50	7 49	4 38	7 42	4 45	8 29
31	Freitag	Virgilius		7 36	4 52	7 47	4 40	7 41	4 47	9 32

Das Wetter: 1.—3. kalt und stürmisch; 4.—6. angenehm, klar; 7.—8. unbeständig; 9.—12. stürmisch, drohend; 13.—17. veränderlich; 18.—19. bewölkt; 20.—22. klarer werdend, warm; 23.—24. drohend; 25.—27. stürmisch, Schnee; 28.—31. klar.

Tagebuch

Februar — 28 Tage — 1941

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Sonnabend	Brigitta		7 35	4 53	7 46	4 42	7 40	4 49	10 34
5. Woche. 4 Sonntag nach Epiphanias.				Tageslänge: Man. 9.25; Sask. 9.00; Alta. 9.13						
2	Sonntag	Mariä Rein.		7 33	4 55	7 44	4 44	7 38	4 51	11 35
3	Montag	Blasius		7 32	4 57	7 42	4 46	7 36	4 53	Mrg.
4	Dienstag	Veronika	☾	7 31	5 58	7 40	4 48	7 34	4 55	12 58
5	Mittwoch	Agatha		7 29	5 0	7 39	4 50	7 33	4 57	1 35
6	Donnerstag	Dorothea		7 28	5 2	7 37	4 52	7 31	4 59	2 34
7	Freitag	Richard		7 27	5 4	7 35	4 54	7 29	5 1	3 30
8	Sonnabend	Salomon		7 25	5 6	7 33	4 56	7 27	5 3	4 24
6. Woche. Sonntag Septuagesima.				Tageslänge: Man. 9.49; Sask. 9.27; Alta. 9.40						
9	Sonntag	Appollonia		7 23	5 7	7 31	4 58	7 25	5 5	5 12
10	Montag	Scholastika		7 21	5 9	7 30	5 0	7 24	5 6	5 56
11	Dienstag	Euphrosine	●	7 20	5 11	7 28	5 2	7 22	5 8	6 36
12	Mittwoch	Eulalia		7 18	5 12	7 26	5 4	7 20	5 10	7 11
13	Donnerstag	Benignus		7 16	5 14	7 24	5 6	7 18	5 12	Aufg.
14	Freitag	Valentin		7 14	5 15	7 22	5 8	7 16	5 14	Abd.
15	Sonnabend	Faustin		7 12	5 18	7 19	5 10	7 14	5 15	10 2
7. Woche. Sonntag Sexagesima.				Tageslänge: Man. 10.13; Sask. 9.55; Alta. 10.05						
16	Sonntag	Juliana		7 11	5 19	7 17	5 12	7 12	5 17	11 18
17	Montag	Konstantia		7 9	5 21	7 14	5 14	7 10	5 19	Mrg.
18	Dienstag	Konkordia	☽	7 7	5 23	7 12	5 16	7 8	5 21	12 31
19	Mittwoch	Susanna		7 5	5 24	7 10	5 18	7 6	5 23	1 41
20	Donnerstag	Eucharius		7 3	5 26	7 7	5 20	7 4	5 24	2 45
21	Freitag	Eleonore		7 1	5 27	7 5	5 22	7 2	5 26	3 42
22	Sonnabend	Petri Stuhlfeier		6 59	5 29	7 3	5 24	7 0	5 28	4 31
8. Woche. Sonntag Quinquagesima.				Tageslänge: Man. 10.37; Sask. 10.25; Alta. 10.32						
23	Sonntag	Serenus		6 57	5 31	7 1	5 26	6 58	5 30	5 31
24	Montag	Matthias		6 55	5 33	6 59	5 28	6 56	5 32	5 49
25	Dienstag	**Fastnacht**	○	6 53	5 35	6 57	5 30	6 54	5 34	6 20
26	Mittwoch	**Aschermittwoch**		6 51	5 36	6 55	5 32	6 52	5 36	Untg.
27	Donnerstag	Leander		6 49	5 38	6 53	5 34	6 50	5 38	Abd.
28	Freitag	Romanus		6 47	5 40	6 51	5 36	6 48	5 40	8 21

Das Wetter: 1.—2. klar; 3.—4. drohend; 5.—7. Sturmwelle; 8.—9. klar werdend; 10.—12. milder, angenehm; 13.—14. veränderlich; 15.—18. kalt und stürmisch; 19.—21. Stürme; 22.—25. kalt, unangenehme Winde; 26.—28. klar, wärmer werdend.

Tagebuch

März — 31 Tage — 1941

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Sonnabend	Albin		6 45	5 42	6 48	5 38	6 46	5 42	9 23
9. Woche.	**Sonntag Invocavit.**	Tageslänge: Man. 10.05; Sask. 10.55; Alta. 11.00								
2	Sonntag	Simplicius		6 43	5 43	6 45	5 40	6 43	5 43	10 23
3	Montag	Kunigunde		6 40	5 45	6 43	5 42	6 41	5 45	11 23
4	Dienstag	Adrian		6 38	5 47	6 40	5 44	6 39	5 47	Mrg.
5	Mittwoch	Friedrich		6 36	5 49	6 37	5 46	6 36	5 48	12 22
6	Donnerstag	Fridolin	☽	6 34	5 50	6 35	5 48	6 34	5 50	1 18
7	Freitag	Felizitas		6 32	5 51	6 33	5 50	6 32	5 51	2 12
8	Sonnabend	Philemon		6 30	5 53	6 31	5 52	6 29	5 53	3 2
10. Woche.	**Sonntag Reminiscere.**	Tageslänge: Man. 11.30; Sask. 11.25; Alta. 11.28								
9	Sonntag	Franziska		6 28	5 55	6 29	5 54	6 27	5 55	3 47
10	Montag	Henriette		6 26	5 56	6 27	5 56	6 25	5 57	4 28
11	Dienstag	Rosina		6 23	5 58	6 24	5 58	6 22	5 59	5 5
12	Mittwoch	Gregor		6 22	5 59	6 21	5 59	6 20	6 0	Aufg.
13	Donnerstag	Ernst	○	6 20	6 0	6 19	6 1	6 18	6 2	Abd.
14	Freitag	Zacharias		6 18	6 1	6 17	6 3	6 16	6 4	7 39
15	Sonnabend	Christoph		6 15	6 3	6 15	6 5	6 14	6 6	8 58
11. Woche.	**Sonntag Oculi.**	Tageslänge: Man. 11.57; Sask. 11.55; Alta. 11.57								
16	Sonntag	Cyriakus		6 13	6 6	6 12	6 7	6 11	6 8	10 16
17	Montag	Gertrud		6 11	6 7	6 9	6 9	6 9	6 9	11 29
18	Dienstag	Anselm		6 8	6 9	6 7	6 11	6 7	6 11	Mrg.
19	Mittwoch	Joseph	☾	6 6	6 10	6 5	6 13	6 5	6 13	12 37
20	Donnerstag	Hubert		6 4	6 12	6 3	6 15	6 3	6 15	1 37
21	Freitag	Benedikt		6 2	6 14	6 1	6 17	6 1	6 17	2 29
22	Sonnabend	Kasimir		6 0	6 15	5 58	6 19	5 59	6 19	3 13
12. Woche.	**Sonntag Laetare.**	Tageslänge: Man. 12.24; Sask. 12.26; Alta. 12.24								
23	Sonntag	Eberhard		5 58	6 17	5 55	6 21	5 56	6 20	3 50
24	Montag	Gabriel		5 55	6 19	5 52	6 23	5 53	6 22	4 22
25	Dienstag	Maria Verklärung		5 53	6 20	5 49	6 25	5 50	6 24	4 51
26	Mittwoch	Emmanuel		5 51	6 22	5 47	6 26	5 48	6 25	5 17
27	Donnerstag	Hubert	●	5 49	6 23	5 44	6 28	5 46	6 27	Untg.
28	Freitag	Malchus		5 46	6 25	5 42	6 30	5 44	6 29	Abd.
29	Sonnabend	Eustasius		5 44	6 27	5 39	6 32	5 42	6 30	8 14
13. Woche.	**Sonntag Judica.**	Tageslänge: Man. 12.50; Sask. 12.56; Alta. 12.52								
30	Sonntag	Guido		5 42	6 29	5 37	6 33	5 39	6 31	9 14
31	Montag	Amos		6 40	6 30	5 35	6 35	5 37	6 33	10 13



In jedem Gemeinwesen sind Leute, die gesund erhalten werden durch Saskasal, dem Karlsbad von Nord-Amerika, dem Mineral-Salz von Lake Manitou.

April — 30 Tage — 1941

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Dienstag	Theodor		5 38	6 31	5 32	6 37	5 34	6 35	11 10
2	Mittwoch	Theodosia		5 36	6 32	5 30	6 39	5 32	6 37	Mrg.
3	Donnerstag	Darius		5 34	6 34	5 27	6 41	5 29	6 39	12 4
4	Freitag	Ambrosius	☽	5 32	6 35	5 25	6 43	5 27	6 40	12 55
5	Sonnabend	Maximus		5 29	6 37	5 23	6 44	5 25	6 41	1 41
14. Woche.	**Sonntag Palmarum.**			Tageslänge: Man. 13.15; Sask. 13.26; Alta. 13.21						
6	Sonntag	Irenäus		5 27	6 39	5 20	6 46	5 22	6 43	2 22
7	Montag	Hermann		5 25	6 40	5 18	6 48	5 20	6 44	2 59
8	Dienstag	Liborius		5 23	6 42	5 15	6 50	5 18	6 46	3 34
9	Mittwoch	Demitrius		5 21	6 43	5 12	6 52	5 15	6 48	4 6
10	Donnerstag	**Gründonnerstag**		5 18	6 45	5 10	6 54	5 13	6 50	4 37
11	Freitag	**Karfreitag**	○	5 17	6 46	5 7	6 56	5 10	6 52	5 8
12	Sonnabend	Julius		5 15	6 48	5 5	6 58	5 8	6 54	Aufg.
15. Woche.	**Ostersonntag.**			Tageslänge: Man. 13.41; Sask. 13.58; Alta. 13.50						
13	Sonntag	**Ostersonntag**		5 13	6 49	5 2	7 0	5 6	6 56	Abd.
14	Montag	**Ostermontag**		5 11	6 51	5 0	7 2	5 4	6 57	10 21
15	Dienstag	Olympia		5 8	6 53	4 58	7 4	5 2	6 59	11 27
16	Mittwoch	Charitius		5 6	6 54	4 56	7 5	5 0	7 0	Mrg.
17	Donnerstag	Rudolf		5 5	6 56	4 54	7 7	4 58	7 2	12 24
18	Freitag	Flavian	☾	5 3	6 58	4 51	7 9	4 56	7 4	1 12
19	Sonnabend	Werner		5 1	6 59	4 49	7 11	4 53	7 6	2 52
16. Woche.	**Sonntag Quasimodoginiti.**			Tageslänge: Man. 14.07; Sask. 14.27; Alta. 14.17						
20	Sonntag	Sulpizius		4 58	7 1	4 46	7 13	4 51	7 8	2 26
21	Montag	Adolar		4 56	7 2	4 44	7 14	4 49	7 9	3 55
22	Dienstag	Soter und Cajus		4 55	7 3	4 41	7 16	4 47	7 11	3 22
23	Mittwoch	Albrecht		4 53	7 5	4 39	7 18	4 45	7 13	3 46
24	Donnerstag	Georg		4 51	7 7	4 37	7 20	4 43	7 15	4 10
25	Freitag	Markus		4 48	7 9	4 35	7 21	4 41	7 16	Untg.
26	Sonnabend	Kletus P.	●	4 47	7 10	4 33	7 23	4 39	7 17	Abd.
17. Woche.	**Sonntag Misericordia.**			Tageslänge: Man. 14.32; Sask. 14.54; Alta. 14.41						
27	Sonntag	Anastasia		4 45	7 11	4 31	7 25	4 37	7 18	8 7
28	Montag	Vitalis		4 43	7 13	4 28	7 27	4 35	7 20	9 5
29	Dienstag	Sybilla		4 41	7 14	4 26	7 29	4 33	7 22	10 0
30	Mittwoch	Eutropius		4 39	7 16	4 24	7 31	4 31	7 24	10 52

Das Wetter: 1. klarer werdend, warm; 2.—4. klar; 5.—8. starke Winde, unbeständig; 9.—10. kühl; 11.—13. angenehm; 14.—17. Wärmewelle; 18.—19. drohend; 20.—21. kühl und bewölkt; 22.—23. rückständiges Wetter; 24.—27. schwül; 28.—30. unbeständig.

Mai — 31 Tage — 1941

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Donnerstag	Philippus u. Jakobus	4 38	7 18	4 22	7 33	4 29	7 26	11 39
2	Freitag	Athanasius	4 36	7 19	4 20	7 35	4 27	7 28	Mrg.
3	Sonnabend	Kreuzauffindung	4 34	7 21	4 18	7 37	4 25	7 29	12 21
18. Woche.	**Sonntag Jubilate.**		Tageslänge: Man. 14.55; Sask. 15.23; Alta. 15.08						
4	Sonntag	Florian ☽	4 32	7 22	4 16	7 39	4 23	7 31	12 59
5	Montag	Gotthard	4 30	7 24	4 14	7 41	4 21	7 33	1 33
6	Dienstag	Dietrich	4 29	7 25	4 12	7 43	4 20	7 34	2 4
7	Mittwoch	Gottfried	4 28	7 26	4 10	7 44	4 18	7 36	2 34
8	Donnerstag	Stanislaus	4 26	7 27	4 8	7 46	4 16	7 38	3 4
9	Freitag	Hiob	4 24	7 29	4 6	7 47	4 14	7 39	3 36
10	Sonnabend	Viktoria ○	4 22	7 31	4 4	7 49	4 12	7 41	4 10
19. Woche.	**Sonntag Cantate.**		Tageslänge: Man. 15.15; Sask. 15.48; Alta. 15.31						
11	Sonntag	Adalbert	4 21	7 33	4 3	7 51	4 11	7 42	Aufg.
12	Montag	Pankraz	4 20	7 34	4 1	7 53	4 9	7 44	Abd.
13	Dienstag	Servaz	4 18	7 36	3 59	7 55	4 7	7 46	10 12
14	Mittwoch	Bonifaz	4 16	7 37	3 57	7 56	4 5	7 47	11 6
15	Donnerstag	Sophie	4 14	7 39	3 55	7 58	4 3	7 49	11 51
16	Freitag	Peregrin	4 13	7 40	3 54	7 59	4 2	7 50	Mrg.
17	Sonnabend	Torpetus ☾	4 12	7 41	3 52	8 1	4 0	7 52	12 28
20. Woche.	**Sonntag Rogate**		Tageslänge: Man. 15.37; Sask. 16.13; Alta. 15.54						
18	Sonntag	Erich	4 11	7 42	3 50	8 3	3 59	7 53	12 59
19	Montag	Potentiana	4 10	7 43	3 49	8 5	3 58	7 55	1 27
20	Dienstag	Anastasius	4 8	7 45	3 47	8 6	3 57	7 56	1 52
21	Mittwoch	Prudentia	4 7	7 46	3 46	8 7	3 56	7 57	2 16
22	Donnerstag	**Himmelfahrt**	4 6	7 47	3 45	8 9	3 55	7 59	2 40
23	Freitag	Desiderius	4 5	7 49	3 43	8 11	3 53	8 0	3 3
24	Sonnabend	Susanna	4 3	7 50	3 42	8 13	3 52	8 2	3 32
21. Woche.	**Sonntag Exaudi.**		Tageslänge: Man. 15.53; Sask. 16.33; Alta. 16.12						
25	Sonntag	Urban ●	4 2	7 52	3 41	8 14	3 51	8 3	4 2
26	Montag	Beda	4 1	7 53	3 40	8 15	3 50	8 4	Untg.
27	Dienstag	Luzian	4 1	7 54	3 38	8 17	3 49	8 6	Abd.
28	Mittwoch	Wilhelm	4 0	7 55	3 37	8 18	3 48	8 7	9 38
29	Donnerstag	Maximus	3 59	7 56	3 36	8 20	3 47	8 8	10 22
30	Freitag	Ferdinand	3 58	7 57	3 35	8 21	3 47	8 9	11 1
31	Sonnabend	Petronella	3 57	7 58	3 34	8 22	3 46	8 10	11 36

Das Wetter: 1.—3. klar und kühl; 4.—5. angenehm; 6.—8. warm; 9.—13. unbeständig; 14.—15. klarer werdend, kühl; 16.—18. kühl, rückständiges Wetter; 19.—22. drohend, stürmisch; 23.—27. klar, angenehm; 28.—29. bewölkt; 30.—31. warm, unbeständig.

Tagebuch

Juni — 30 Tage — 1941

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
22. Woche.	**Pfingstsonntag.**	Tageslänge: Man. 16.07; Sask. 16.50; Alta. 16.26								
1	Sonntag	**Pfingsten**		3 56	7 59	3 33	8 23	3 45	8 11	Mrg.
2	Montag	Marzellus	☽	3 55	8 0	3 32	8 24	3 44	8 12	12 7
3	Dienstag	Erasmus		3 55	8 2	3 32	8 25	3 44	8 13	12 37
4	Mittwoch	Carpasius		3 54	8 3	3 31	8 26	3 43	8 14	1 6
5	Donnerstag	Bonifaz		3 53	8 3	3 31	8 27	3 43	8 15	1 35
6	Freitag	Benignus		3 53	8 4	3 30	8 28	3 42	8 16	2 6
7	Sonnabend	Lukretia		3 52	8 5	3 30	8 29	3 41	8 17	2 42
23. Woche.	**Trinitatissonntag.**	Tageslänge: Man. 16.17; Sask. 17.01; Alta. 16.37								
8	Sonntag	Medardus		3 52	8 6	3 29	8 30	3 40	8 17	3 22
9	Montag	Primus und Felix	○	3 51	8 7	3 29	8 31	3 40	8 18	4 11
10	Dienstag	Onuphrius		3 51	8 7	3 28	8 32	3 39	8 19	Aufg.
11	Mittwoch	Barnabas		3 51	8 7	3 28	8 33	3 39	8 19	Abd.
12	Donnerstag	Basilides		3 51	8 8	3 27	8 34	3 39	8 20	10 25
13	Freitag	Tobias		3 50	8 9	3 27	8 35	3 39	8 21	11 0
14	Sonnabend	Elisäus		3 50	8 10	3 26	8 35	3 39	8 21	11 30
24. Woche.	**1. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.23; Sask. 17.10; Alta. 16.44								
15	Sonntag	Vitus		3 50	8 10	3 26	8 36	3 38	8 22	11 56
16	Montag	Justina	☾	3 50	8 10	3 26	8 36	3 38	8 23	Mrg.
17	Dienstag	Volkmar		3 50	8 11	3 26	8 36	3 38	8 23	12 21
18	Mittwoch	Arnulf		3 50	8 11	3 26	8 37	3 38	8 23	12 45
19	Donnerstag	Gervasius		3 50	8 12	3 26	8 37	3 38	8 24	1 10
20	Freitag	Silverius		3 50	8 12	3 26	8 37	3 38	8 24	1 36
21	Sonnabend	Alban		3 50	8 12	3 26	8 37	3 38	8 24	2 5
25. Woche.	**2. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.24; Sask. 17.11; Alta. 16.45								
22	Sonntag	Achatius		3 50	8 12	3 26	8 37	3 39	8 24	2 37
23	Montag	Basilius		3 50	8 13	3 27	8 37	3 39	8 24	3 15
24	Dienstag	Joh. der Täufer	●	3 51	8 13	3 27	8 37	3 39	8 24	3 59
25	Mittwoch	Elogius		3 51	8 13	3 27	8 37	3 40	8 25	Untg.
26	Donnerstag	Jeremias		3 52	8 13	3 28	8 38	3 40	8 25	Abd.
27	Freitag	Sieben Schläfer		3 52	8 13	3 28	8 38	3 41	8 25	9 40
28	Sonnabend	Leo, Josua		3 53	8 13	3 29	8 38	3 42	8 25	10 12
26. Woche.	**3. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.22; Sask. 17.09; Alta. 16.43								
29	Sonntag	Peter und Paul		3 53	8 13	3 29	8 38	3 42	8 25	10 42
30	Montag	Pauli Gedächtnis		3 54	8 13	3 30	8 37	3 43	8 24	11 11

Das Wetter: 1.—3. kühl, windig; 4.—7. angenehme Periode; 8.—10. veränderlich; 11.—12. neblig, unbestimmt; 13.—18. kühle Welle; 19.—20. wärmer; 21.—23. sehr warm; 24.—26. drohend; 27.—30. unbeständig, lokale Stürme.

Tagebuch

Juli — 31 Tage — 1941

Datum und Wochentage		Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Dienstag	**Dominiontag** ☾	3 54	8 13	3 30	8 37	3 44	8 24	11 39
2	Mittwoch	Maria Heimsuchung	3 55	8 12	3 31	8 36	3 44	8 24	Mrg.
3	Donnerstag	Kornelius	3 56	8 12	3 32	8 35	3 45	8 23	12 9
4	Freitag	Ulrich	3 57	8 11	3 33	8 35	3 45	8 23	12 41
5	Sonnabend	Anselm	3 57	8 11	3 34	8 34	3 46	8 22	1 18
27. Woche. 4. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 16.14; Sask. 16.59; Alta. 16.35									
6	Sonntag	Jesaias	3 58	8 11	3 35	8 34	3 47	8 22	2 1
7	Montag	Willibald	3 59	8 10	3 36	8 33	3 48	8 21	2 51
8	Dienstag	Kilian ●	4 0	8 10	3 37	8 32	3 49	8 20	3 50
9	Mittwoch	Cyrillus	4 1	8 9	3 38	8 31	3 50	8 19	4 54
10	Donnerstag	Sieben Brüder	4 1	8 8	3 40	8 30	3 51	8 18	Aufg.
11	Freitag	Pius	4 2	8 8	3 41	8 29	3 52	8 17	Abd.
12	Sonnabend	Heinrich	4 3	8 7	3 42	8 27	3 53	8 16	9 59
28. Woche. 5. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 16.02; Sask. 16.42; Alta. 16.21									
13	Sonntag	Margareta	4 4	8 6	3 44	8 26	3 55	8 16	10 25
14	Montag	Bonaventura	4 5	8 5	3 45	8 25	3 56	8 15	10 49
15	Dienstag	Apostel-Teilung	4 6	8 4	3 46	8 24	3 57	8 14	11 14
16	Mittwoch	Ruth ☽	4 8	8 3	3 47	8 23	3 58	8 13	11 39
17	Donnerstag	Alexius	4 9	8 2	3 48	8 22	3 59	8 12	Mrg.
18	Freitag	Rosina	4 10	8 1	3 50	8 21	4 1	8 11	12 7
19	Sonnabend	Rufina	4 11	8 0	3 51	8 20	4 3	8 10	12 38
29. Woche. 6. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 15.47; Sask. 16.25; Alta. 16.04									
20	Sonntag	Elias	4 12	7 59	3 53	8 18	4 4	8 8	1 13
21	Montag	Praxedes	4 13	7 57	3 54	8 16	4 5	8 7	2 54
22	Dienstag	Maria Magdalena	4 14	7 56	3 56	8 15	4 6	8 6	2 41
23	Mittwoch	Apollinaris	4 16	7 55	3 58	8 13	4 8	8 4	3 36
24	Donnerstag	Christine ○	4 18	7 54	4 0	8 12	4 10	8 2	4 36
25	Freitag	Jakob Apostel	4 19	7 53	4 1	8 11	4 11	8 1	Untg.
26	Sonnabend	Anna	4 20	7 52	4 3	8 9	4 12	7 59	Abd.
30. Woche. 7. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 15.27; Sask. 16.02; Alta. 15.44									
27	Sonntag	Martha	4 21	7 51	4 5	8 7	4 14	7 58	9 16
28	Montag	Pantaleon	4 23	7 49	4 6	8 5	4 16	7 56	9 44
29	Dienstag	Beatrix	4 24	7 48	4 8	8 3	4 17	7 55	10 14
30	Mittwoch	Abdon	4 25	7 46	4 9	8 2	4 18	7 54	10 45
31	Donnerstag	Ernestine ☾	4 27	7 45	4 10	8 0	4 19	7 53	11 19

Das Wetter: 1.—2. klarer werdend, kühl; 3.—6. warm, feucht; 6.—8. heiß, schwül; 9.—12. große Hitze; 13.—14. drohend; 15.—17. warm; 18.—22. klar und angenehm; 23.—24. bewölkt; 25.—27. veränderlich; 28.—31. Regenschauer.

Tagebuch

August — 31 Tage — 1941

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Freitag	Petri Kettenfeier	4 28	7 44	4 12	7 58	4 20	7 52	11 58
2	Sonnabend	Gustav	4 29	7 42	4 14	7 56	4 22	7 50	Mrg.
31. Woche. 8. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 15.09; Sask. 15.38; Alta. 15.23							
3	Sonntag	August	4 31	7 40	4 16	7 54	4 24	7 47	12 44
4	Montag	Dominik	4 32	7 39	4 18	7 53	4 26	7 45	1 38
5	Dienstag	Oswald	4 34	7 38	4 19	7 51	4 27	7 43	2 38
6	Mittwoch	Sixtus ○	4 35	7 36	4 21	7 49	4 29	7 41	3 44
7	Donnerstag	Donatus	4 37	7 34	4 23	7 47	4 30	7 39	4 53
8	Freitag	Cyriakus	4 38	7 32	4 25	7 45	4 32	7 37	Aufg.
9	Sonnabend	Roman	4 40	7 30	4 26	7 43	4 34	7 36	Abd.
32. Woche. 9. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 14.46; Sask. 15.13; Alta. 14.58							
10	Sonntag	Laurenz	4 41	7 29	4 28	7 41	4 36	7 34	8 52
11	Montag	Hermann	4 42	7 27	4 30	7 39	4 38	7 32	9 17
12	Dienstag	Klara	4 44	7 25	4 32	7 37	4 39	7 30	9 42
13	Mittwoch	Hippolyt	4 46	7 23	4 34	7 35	4 41	7 28	10 9
14	Donnerstag	Eusebius ☾	4 47	7 21	4 35	7 33	4 42	7 26	10 38
15	Freitag	Mariä Himmelfahrt	4 49	7 19	4 37	7 31	4 44	7 24	11 11
16	Sonnabend	Isaak	4 50	7 17	4 39	7 29	4 46	7 22	11 49
33. Woche. 10. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 14.23; Sask. 14.45; Alta. 14.33							
17	Sonntag	Bertram	4 52	7 15	4 41	7 26	4 47	7 20	Mrg.
18	Montag	Agapetus	4 53	7 13	4 43	7 24	4 49	7 18	12 23
19	Dienstag	Sebald	4 54	7 12	4 44	7 21	4 50	7 16	1 24
20	Mittwoch	Bernhard	4 56	7 10	4 46	7 18	4 52	7 14	2 22
21	Donnerstag	Hartwig	4 58	7 8	4 48	7 16	4 54	7 12	3 26
22	Freitag	Philibert ●	4 59	7 6	4 50	7 14	4 55	7 10	4 34
23	Sonnabend	Zachäus	5 1	7 4	4 52	7 12	4 57	7 8	Untg.
34. Woche. 11. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 14.00; Sask. 14.17; Alta. 14.07							
24	Sonntag	Bartholomäus	5 2	7 2	4 53	7 10	4 58	7 5	Abd.
25	Montag	Ludwig	5 3	6 59	4 55	7 8	4 59	7 3	8 17
26	Dienstag	Samuel	5 5	6 57	4 57	7 6	5 1	7 1	8 48
27	Mittwoch	Gebhard	5 6	6 55	4 59	7 3	5 3	6 58	9 22
28	Donnerstag	Augustin	5 8	6 53	5 1	7 0	5 5	6 56	9 59
29	Freitag	Joh. Enthauptung ☽	5 9	6 52	5 2	6 58	5 6	6 54	10 43
30	Sonnabend	Benjamin	5 11	6 49	5 4	6 56	5 7	6 52	11 33
35. Woche. 12. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 13.33; Sask. 13.47; Alta. 13.41							
31	Sonntag	Paulinus	5 13	6 47	5 6	6 53	5 9	6 50	Mrg.

Das Wetter: 1.—3. schwül, unangenehm; 4.—8. Hitzewelle; 9.—10. drohend; 11.—14. stürmisch; 15.—16. schwül; 17.—20. heiß; 21.—24. veränderlich; 25. kühl; 26.—28. klar und angenehm; 29. drohend; 30.—31. Regenschauer.

Tagebuch

September — 30 Tage — 1941

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Montag	**Arbeitertag**	5 14	6 45	5 8	6 50	5 11	6 48	12 30
2	Dienstag	Aegidius	5 16	6 43	5 10	6 48	5 13	6 45	1 33
3	Mittwoch	Mansuet	5 17	6 41	5 11	6 46	5 15	6 43	2 39
4	Donnerstag	Moses	5 18	6 38	5 13	6 44	5 17	6 41	3 47
5	Freitag	Herkules ○	5 19	6 36	5 15	6 42	5 19	6 39	4 54
6	Sonnabend	Magnus	5 21	6 34	5 17	6 40	5 20	6 36	6 1

36. Woche. 13. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 13.08; Sask. 13.18; Alta. 13.11

Datum	Wochentag	Kalender-Namen und Feste	Man. Aufg.	Man. Untg.	Sask. Aufg.	Sask. Untg.	Alta. Aufg.	Alta. Untg.	Mond
7	Sonntag	Regina	5 23	6 32	5 19	6 37	5 22	6 33	Aufg.
8	Montag	Maria Geburt	5 24	6 30	5 20	6 34	5 23	6 31	Abd.
9	Dienstag	Bruno	5 26	6 28	5 22	6 32	5 25	6 29	8 10
10	Mittwoch	Sosthenes	5 27	6 26	5 24	6 29	5 27	6 27	8 39
11	Donnerstag	Protus	5 29	6 24	5 26	6 26	5 29	6 25	9 10
12	Freitag	Cyrus	5 31	6 22	5 28	6 23	5 30	6 22	9 46
13	Sonnabend	Maternus ☾	5 32	6 20	5 29	6 21	5 31	6 20	10 27

37. Woche. 14. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 12.43; Sask. 12.48; Alta. 12.45

Datum	Wochentag	Kalender-Namen und Feste	Man. Aufg.	Man. Untg.	Sask. Aufg.	Sask. Untg.	Alta. Aufg.	Alta. Untg.	Mond
14	Sonntag	Kreuzerhöhung	5 33	6 18	5 31	6 19	5 33	6 18	11 14
15	Montag	Nikomedes	5 35	6 16	5 33	6 16	5 35	6 16	Mrg.
16	Dienstag	Euphemia	5 36	6 13	5 35	6 14	5 37	6 14	12 7
17	Mittwoch	Lambert	5 38	6 10	5 37	6 11	5 38	6 11	1 8
18	Donnerstag	Titus	5 39	6 8	5 38	6 9	5 39	6 8	2 13
19	Freitag	Januarius	5 40	6 7	5 40	6 7	5 41	6 6	3 23
20	Sonnabend	Fausta ●	5 42	6 5	5 42	6 4	5 43	6 4	4 36

38. Woche. 15. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 12.16; Sask. 12.17; Alta. 12.16

Datum	Wochentag	Kalender-Namen und Feste	Man. Aufg.	Man. Untg.	Sask. Aufg.	Sask. Untg.	Alta. Aufg.	Alta. Untg.	Mond
21	Sonntag	Matthäus Ev.	5 44	6 2	5 44	6 1	5 45	6 1	5 52
22	Montag	Moritz	5 46	5 59	5 46	5 58	5 46	5 58	Untg.
23	Dienstag	Hoseas	5 47	5 57	5 47	5 56	5 47	5 56	Abd.
24	Mittwoch	Gerhard	5 48	5 55	5 49	5 54	5 49	5 54	7 58
25	Donnerstag	Kleophas	5 50	5 53	5 51	5 51	5 51	5 51	8 41
26	Freitag	Cyprian	5 52	5 51	5 53	5 49	5 53	5 49	9 30
27	Sonnabend	Kosmos u. Damian ☽	5 53	5 48	5 55	5 46	5 55	5 47	10 25

39. Woche. 16. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 11.50; Sask. 11.48; Alta. 11.48

Datum	Wochentag	Kalender-Namen und Feste	Man. Aufg.	Man. Untg.	Sask. Aufg.	Sask. Untg.	Alta. Aufg.	Alta. Untg.	Mond
28	Sonntag	Wenzel	5 54	5 46	5 56	5 44	5 56	5 44	11 26
29	Montag	Michael	5 55	5 44	5 58	5 42	5 58	5 42	Mrg.
30	Dienstag	Hyronymus	5 57	5 42	6 0	5 40	6 0	5 40	12 30

Das Wetter: 1.—2. klarer werdend; 3.—7. klar und kühl; 8.—10. warm; 11.—15. unbeständig; 16.—19. klar, angenehm; 20.—21. drohend; 22.—23. stürmisch und rauh; 24.—26. stürmisch; 27.—30. kühle Nächte und klare Tage.

Tagebuch

Oktober — 31 Tage — 1941

Datum und Wochentage		Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Mittwoch	Remibius	5 14	6 45	6 2	5 37	6 2	5 38	12 3
2	Donnerstag	Leodegar	5 16	6 43	6 4	5 34	6 3	5 35	1 33
3	Freitag	Jairus	5 17	6 41	6 5	5 32	6 4	5 33	2 39
4	Sonnabend	Franz	5 18	6 38	6 7	5 30	6 6	5 31	3 47
40. Woche. 17. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 11.23; Sask. 11.18; Alta. 11.21							
5	Sonntag	Fides ○	5 19	6 36	6 9	5 27	6 8	5 29	4 54
6	Montag	Friederike	5 21	6 34	6 11	5 24	6 10	5 26	6 1
7	Dienstag	Amalia	5 23	6 32	6 13	5 21	6 11	5 24	Aufg.
8	Mittwoch	Pelagia	5 24	6 30	6 14	5 19	6 12	5 22	Abd.
9	Donnerstag	Dionysius	5 26	6 28	6 16	5 17	6 14	5 20	8 10
10	Freitag	Gereon	5 27	6 26	6 18	5 14	6 16	5 18	8 39
11	Sonnabend	Burkhard	5 29	6 24	6 20	5 11	6 17	5 16	9 10
41. Woche. 18. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 10.58; Sask. 10.47; Alta. 10.54							
12	Sonntag	Maximiliam	5 31	6 22	6 22	5 9	6 19	5 13	9 46
13	Montag	Koloman ☾	5 32	6 20	6 24	5 6	6 21	5 10	10 27
14	Dienstag	Kallistus	5 33	6 18	6 26	5 4	6 23	5 8	11 14
15	Mittwoch	Theresia	5 35	6 16	6 28	5 2	6 25	5 3	Mrg.
16	Donnerstag	Gallus	5 36	6 13	6 30	5 0	6 27	5 3	12 7
17	Freitag	Florentinus	5 38	6 10	6 32	4 58	6 29	5 1	1 8
18	Sonnabend	Lukas Ev.	5 39	6 8	6 34	4 56	6 30	4 59	2 13
42. Woche. 19. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 10.32; Sask. 10.18; Alta. 10.25							
19	Sonntag	Ferdinand	5 40	6 7	6 36	4 54	6 32	4 57	3 23
20	Montag	Wedelin ●	5 42	6 5	6 38	4 51	6 33	4 55	4 36
21	Dienstag	Ursula	5 44	6 2	6 40	4 49	6 35	4 53	5 52
22	Mittwoch	Kordula	5 46	5 59	6 42	4 47	6 37	4 51	Untg.
23	Donnerstag	Severin	5 47	5 57	6 43	4 45	6 38	4 49	Abd.
24	Freitag	Salome	5 48	5 55	6 45	4 43	6 40	4 47	7 58
25	Sonnabend	Wilhelmine	5 50	5 53	6 47	4 40	6 42	4 45	8 41
43. Woche. 20. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 10.07; Sask. 9.49; Alta. 9.59							
26	Sonntag	Amandus ☽	5 52	5 51	6 49	4 38	6 44	4 43	9 30
27	Montag	Sabina	5 53	5 48	6 51	4 36	6 46	4 41	10 25
28	Dienstag	Simon und Juda	5 54	5 46	6 53	4 34	6 48	4 39	11 26
29	Mittwoch	Engelhardt	5 55	5 44	6 55	4 32	6 50	4 37	Mrg.
30	Donnerstag	Klaudius	5 57	5 42	6 57	4 30	6 52	4 35	12 30
31	Freitag	**Reformationsfest**	5 58	5 43	6 59	4 28	6 54	4 33	2 0

Das Wetter: 1.—3. klar und warm; 4.—7. neblig. unbeständig; 8.—9. klarer werdend; 10.—13. kühle Periode; 14.—17. wärmer, klar; 18.—22. veränderlich; 23.—24. klar; 25.—27. feucht; 28.—31. klar.

Tagebuch

November — 30 Tage — 1941

Datum	Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Man. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Sask. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Alta. Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Sonnabend	Allerheiligen	6 50	4 38	7 1	4 26	6 55	4 31	3 50
44. Woche. 21. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 9.44; Sask. 9.21; Alta. 9.33						
2	Sonntag	Allerseelen	6 49	4 36	7 3	4 24	6 57	4 30	4 53
3	Montag	Gottlieb	6 50	4 34	7 5	4 22	6 59	4 28	5 55
4	Dienstag	Charlotte	6 52	4 33	7 7	4 20	7 1	4 26	6 56
5	Mittwoch	Blandine	6 54	4 31	7 9	4 18	7 3	4 24	Aufg.
6	Donnerstag	Leonhard	6 56	4 29	7 11	4 16	7 5	4 22	Abd.
7	Freitag	Engelbert	6 57	4 28	7 12	4 14	7 6	4 21	7 9
8	Sonnabend	Gottfried	6 59	4 27	7 14	4 12	7 8	4 19	7 50
45. Woche. 22. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 9.19; Sask. 8.54; Alta. 9.07						
9	Sonntag	Theodor	7 0	4 25	7 16	4 10	7 10	4 17	8 43
10	Montag	Martin Luther	7 2	4 24	7 18	4 9	7 12	4 16	9 41
11	Dienstag	Martin B.	7 4	4 22	7 20	4 7	7 13	4 14	10 44
12	Mittwoch	Jonas	7 6	4 21	7 22	4 6	7 14	4 13	11 51
13	Donnerstag	Briccius	7 7	4 19	7 24	4 4	7 16	4 11	Mrg.
14	Freitag	Levinus	7 8	4 18	7 26	4 2	7 17	4 9	1 0
15	Sonnabend	Leopold	7 10	4 16	7 28	4 1	7 19	4 8	2 14
46. Woche. 23. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 9.00; Sask. 8.30; Alta. 8.46						
16	Sonntag	Othmar	7 12	4 15	7 30	4 0	7 21	4 7	3 30
17	Montag	Hilda	7 14	4 14	7 32	3 58	7 23	4 6	4 49
18	Dienstag	Gelasius	7 15	4 13	7 34	3 56	7 25	4 4	6 8
19	Mittwoch	Elisabeth	7 17	4 12	7 36	3 55	7 27	4 3	7 27
20	Donnerstag	Amos	7 18	4 11	7 38	3 54	7 29	4 2	Untg.
21	Freitag	Mariä Opfer	7 20	4 10	7 40	3 52	7 31	4 1	Abd.
22	Sonnabend	Cäcilia	7 22	4 9	7 41	3 51	7 32	4 0	8 6
47. Woche. 24. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 8.41; Sask. 8.07; Alta. 8.25						
23	Sonntag	Klemens	7 23	4 8	7 43	3 50	7 34	3 59	9 15
24	Montag	Chrysogamus	7 24	4 7	7 45	3 49	7 36	3 58	10 24
25	Dienstag	Katharina	7 26	4 6	7 47	3 48	7 38	3 57	11 32
26	Mittwoch	Konrad	7 27	4 5	7 49	3 47	7 39	3 57	Mrg.
27	Donnerstag	Otto	7 29	4 4	7 50	3 46	7 40	3 56	12 38
28	Freitag	Günther	7 30	4 4	7 52	3 45	7 42	3 55	1 42
29	Sonnabend	Eberhard	7 31	4 3	7 54	3 44	7 44	3 54	2 45
48. Woche. 1. Sonntag im Advent.			Tageslänge: Man. 8.26; Sask. 7.49; Alta. 8.09						
30	Sonntag	Andreas	7 34	4 2	7 55	3 44	7 45	3 54	3 47

Das Wetter: 1.—4. klar und angenehm; 5.—7. unbeständig; 8.—10. stürmisch; 11.—14. kalt und stürmisch; 15.—18. rückständiges Wetter; 19.—20. klarer werdend, angenehm; 21.—23. klar; 24.—26. veränderlich; 27.—30. stürmisch und kalt.

Tagebuch

Dezember — 31 Tage — 1941

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Montag	Longinus		7 36	4 1	7 56	3 43	7 46	3 53	4 49
2	Dienstag	Aurelia		7 37	4 1	7 57	3 42	7 47	3 52	5 49
3	Mittwoch	Kassian	🌕	7 39	4 1	7 59	3 41	7 48	3 52	6 47
4	Donnerstag	Barbara		7 40	4 0	8 0	3 41	7 49	3 51	7 43
5	Freitag	Abigail		7 41	4 0	8 1	3 40	7 50	3 51	Aufg.
6	Sonnabend	Nikolaus		7 43	3 59	8 3	3 40	7 51	3 51	Abd.
49. Woche.	**2. Sonntag im Advent.**			Tageslänge: Man. 8.15;		Sask. 7.35;		Alta. 7.57		
7	Sonntag	Agathon		7 44	3 59	8 4	3 39	7 53	3 50	7 34
8	Montag	Mariä Empf.		7 45	3 59	8 5	3 39	7 54	3 50	8 34
9	Dienstag	Joachim		7 46	3 59	8 6	3 39	7 55	3 50	9 39
10	Mittwoch	Judith		7 47	3 58	8 8	3 39	7 57	3 50	10 46
11	Donnerstag	Damasus	🌗	7 48	3 58	8 9	3 39	7 58	3 50	11 55
12	Freitag	Epimachus		7 49	3 58	8 10	3 38	7 59	3 49	Mrg.
13	Sonnabend	Luzia		7 50	3 58	8 11	3 38	8 0	3 49	1 7
50. Woche.	**3. Sonntag im Advent.**			Tageslänge: Man. 8.06;		Sask. 7.26;		Alta. 7.48		
14	Sonntag	Nikasius		7 51	3 58	8 12	3 38	8 1	3 49	2 22
15	Montag	Johanna		7 52	3 59	8 13	3 38	8 2	3 49	3 39
16	Dienstag	Ananias		7 53	3 59	8 14	3 38	8 2	3 49	4 56
17	Mittwoch	Lazarus		7 53	3 59	8 15	3 38	8 3	3 50	6 13
18	Donnerstag	Wunibald	🌑	7 54	3 59	8 16	3 38	8 3	3 50	Untg.
19	Freitag	Abraham		7 54	3 59	8 16	3 38	8 4	3 50	Abd.
20	Sonnabend	Amon		7 55	4 0	8 17	3 39	3 5	3 51	6 51
51. Woche.	**4. Sonntag im Advent.**			Tageslänge: Man. 8.03;		Sask. 7.22;		Alta. 7.46		
21	Sonntag	Thomas		7 56	4 0	8 17	3 39	3 5	3 51	8 3
22	Montag	Beata		7 56	4 1	8 18	3 40	8 6	3 52	9 14
23	Dienstag	Dagobert		7 57	4 1	8 18	3 40	8 6	3 52	10 23
24	Mittwoch	Adam und Eva		7 57	4 2	8 18	3 41	8 6	3 53	11 30
25	Donnerstag	**Weihnachten**	🌓	7 57	4 3	8 18	3 42	8 7	3 54	Mrg.
26	Freitag	Stephanus		7 58	4 3	8 18	3 43	8 7	3 54	12 35
27	Sonnabend	Johannes		7 58	4 4	8 19	3 45	8 8	3 55	1 38
52. Woche.	**1. Sonntag nach Weihnachten.**			Tageslänge: Man. 8.08;		Sask. 7.27;		Alta. 7.48		
28	Sonntag	Unschuldige Kinder		7 58	4 5	8 19	3 46	8 8	3 56	2 39
29	Montag	Jonathan		7 58	4 6	8 19	3 47	8 8	3 57	3 40
30	Dienstag	David		7 59	4 7	8 19	3 48	8 8	3 58	4 39
31	Mittwoch	**Silvester**		7 59	4 8	8 19	3 49	8 8	3 59	5 36

Kasten von Raddampfer, der sich jetzt mit qualmendem Schornstein über den Horizont schob.

„Gib auf das Segel acht, Jan."

Schon kam die nächste Bö mit solch überraschender Wucht, daß sie den schwankenden Kahn umgeschleudert hätte, wäre Geelke nicht gewesen, die durch eine rasche Steuerwendung das Fahrzeug vor den Wind brachte.

„Gib auf das Segel acht."

Das war knatternd in den Sturm geflogen, und es kostete Jan unendliche Mühe, es wieder heranzuziehen.

„Mehr steuerbord halten, Geelke."

Wie eine Bestie fiel jetzt der Sturm über das gebrechliche Fahrzeug her, schleuderte es vorwärts von Berg zu Tal. Bei seiner hemmungslosen Gewalt war jeder Versuch vergebens, das Boot sicher seinem Ziele zuzulenken. Stumm mußten sich die beiden damit bescheiden, den gefährlichsten Kabbelwellen auszuweichen, die die gewaltige Bö zu drohender Höhe aufwachsen ließ.

Vielleicht war das jetzt der letzte Augenblick. — So schoß es jetzt Jan durch den Kopf, und er spürte kein Bedauern bei diesem Gedanken.

Dann war alles aus, zu Ende, dann — —

Aber da wuchs es vor ihnen aus den aufgewühlten Fluten empor, — erst die weichen Linien der mit dürrem Strandhafer bewachsenen Dünen, dann der schmale, gelbe Streifen des steinigen Strandes der Südbucht.

Jetzt wurden auch die Wellen weniger gefährlich. Die sich nach Norden hin erstreckende Insel hielt die heftigen Seitenstöße der Bö ab, ein steter Nordwest trieb das Boot der rettenden Küste zu.

Dann die Brandung mit den sich überstürzenden Wogenkämmen — weiße Gischt schlug in den Kahn, bedeckte den Boden, — eine zweite Welle folgte —

Geelke war aufgesprungen, ließ das Steuer fahren, warf den triefenden Mantel ab, während schon der Kiel über die Steine des flachen Ufers knirschte.

„Geschafft — —"

Sie ließ es geschehen, daß Jan seine starken Arme um ihren Körper schlang, daß er sie aufhob und sie die letzten Schritte durch die brüllende Brandung zum Strande trug. —

Die Männer von Norderhöft waren hart wie Wind und Meer, waren karg wie ihre Insel. Sie lachten wenig und weinten nicht, — aber jetzt lachte Jan Reimers doch, als er seine leichte Last absetzte; und sein Lachen war wie die Herbstsonne, die hier draußen nur so selten eine Bresche in das dahinjagende Heer der grauen Wolken schlug.

Sein verschlossenes, wie aus altem Eichenholz geschnitztes Gesicht nahm einen sonderbaren Ausdruck an: „Hätte es nicht gedacht, daß wir noch durchkommen, Geelke. Wir haben Glück gehabt. Der Wind scheint nachzulassen —" Er blinzelte in den Himmel.

Ja, dort hinten im Westen wurde es heller. Würde wohl nicht mehr lange dauern und die Abendsonne brach durch die finstere Wand.

„Setz dich dort hinten in die Dünen, Geelke. Ich will erst noch das Boot auf den Strand ziehen, daß es uns die Wellen nicht hinaustragen auf das Meer."

Schon stampfte er wieder in die Brandung, packte den Bug des Bootes kräftig mit den Händen und zog mit der nächsten Woge das Fahrzeug auf den Sand.

Geelke war im Winde stehen geblieben. Aus ihren kühlen, grauen Augen verfolgte sie jede Bewegung des jungen Menschen. Erst als Jan wieder an ihrer Seite stand, blickte sie nach Norden, wo der Quaderbau des Leuchtturms über die Dünenkette hinweg in den bewegten Himmel ragte.

„Wir wollen rasch nach Hause, Jan. Vater wird schon auf mich warten."

„Dein Vater wird glauben, daß wir bei diesem Wetter bei deinem Onkel auf Hellebye geblieben sind, Geelke."

„Nein, er wird dein Boot vom Turm aus gesehen haben —"

„Nur auf ein paar Minuten wollen wir uns in die Dünen setzen, Geelke. Kannst mir schon glauben, — diese Fahrt liegt mir in allen Knochen. Ein paar Minuten Ruhe habe ich schon verdient. In einer halben Stunde sind wir dann im Dorf —"

Jan mochte schon recht haben, aber in seinen Augen war seit seinem Lachen so ein sonderbarer Glanz, so ein heimliches Zittern war in seiner rauhen Stimme, die an viele Worte nicht gewöhnt war.

Trotzdem schlug Geelke selbst den Weg in die Dünen ein, wo sie vor dem kühlen Wind geschützt waren und doch frei auf das brausende Meer hinausblicken konnten, über dem sich jetzt die Wolken im düsteren Rot der sinkenden Sonne färbten.

Dieser sonderbare Glanz in Jans Augen — — aber es war ja Karssens Bruder, er war ihr guter Freund von Jugend auf, war ihr Kamerad gewesen in den zwei Jahren, die Karssen nun schon auf dem Festland dort hinten weilte.

„Wir hätten lieber nicht nach Hellebye fahren sollen, Jan. Vater warnte mich. In der Nacht sind die Sturmvögel gegen den Scheinwerfer des Leuchtturms geflogen — und das bedeutet schlechtes Wetter."

„Und doch war die Fahrt schön, Geelke. Du weißt ja nicht, wie gerne ich so mit dir da einsam draußen auf dem Meer bin, — auch wenn es wie jetzt stürmisch und gefährlich ist."

Dezember — 31 Tage — 1941

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Montag	Longinus	7 36	4 1	7 56	3 43	7 46	3 53	4 49
2	Dienstag	Aurelia	7 37	4 1	7 57	3 42	7 47	3 52	5 49
3	Mittwoch	Kassian	7 39	4 1	7 59	3 41	7·48	3 52	6 47
4	Donnerstag	Barbara	7 40	4 0	8 0	3 41	7 49	3 51	7 43
5	Freitag	Abigail	7 41	4 0	8 1	3 40	7 50	3 51	Aufg.
6	Sonnabend	Nikolaus	7 43	3 59	8 3	3 40	7 51	3 51	Abd.
49. Woche.	**2. Sonntag im Advent.**		Tageslänge: Man. 8.15;		Sask. 7.35;		Alta. 7.57		
7	Sonntag	Agathon	7 44	3 59	8 4	3 39	7 53	3 50	7 34
8	Montag	Mariä Empf.	7 45	3 59	8 5	3 39	7 54	3 50	8 34
9	Dienstag	Joachim	7 46	3 59	8 6	3 39	7 55	3 50	9 39
10	Mittwoch	Judith	7 47	3 58	8 8	3 39	7 57	3 50	10 46
11	Donnerstag	Damasus	7 48	3 58	8 9	3 39	7 58	3 50	11 55
12	Freitag	Epimachus	7 49	3 58	8 10	3 38	7 59	3 49	Mrg.
13	Sonnabend	Luzia	7 50	3 58	8 11	3 38	8 0	3 49	1 7
50. Woche.	**3. Sonntag im Advent.**		Tageslänge: Man. 8.06;		Sask. 7.26;		Alta. 7.48		
14	Sonntag	Nikasius	7 51	3 58	8 12	3 38	8 1	3 49	2 22
15	Montag	Johanna	7 52	3 59	8 13	3 38	8 2	3 49	3 39
16	Dienstag	Ananias	7 53	3 59	8 14	3 38	8 2	3 49	4 56
17	Mittwoch	Lazarus	7 53	3 59	8 15	3 38	8 3	3 50	6 13
18	Donnerstag	Wunibald	7 54	3 59	8 16	3 38	8 3	3 50	Untg.
19	Freitag	Abraham	7 54	3 59	8 16	3 38	8 4	3 50	Abd.
20	Sonnabend	Amon	7 55	4 0	8 17	3 39	3 5	3 51	6 51
51. Woche.	**4. Sonntag im Advent.**		Tageslänge: Man. 8.03;		Sask. 7.22;		Alta. 7.46		
21	Sonntag	Thomas	7 56	4 0	8 17	3 39	3 5	3 51	8 3
22	Montag	Beata	7 56	4 1	8 18	3 40	8 6	3 52	9 14
23	Dienstag	Dagobert	7 57	4 1	8 18	3 40	8 6	3 52	10 23
24	Mittwoch	Adam und Eva	7 57	4 2	8 18	3 41	8 6	3 53	11 30
25	Donnerstag	**Weihnachten**	7 57	4 3	8 18	3 42	8 7	3 54	Mrg.
26	Freitag	Stephanus	7 58	4 3	8 18	3 43	8 7	3 54	12 35
27	Sonnabend	Johannes	7 58	4 4	8 19	3 45	8 8	3 55	1 38
52. Woche.	**1. Sonntag nach Weihnachten.**		Tageslänge: Man. 8.08;		Sask. 7.27;		Alta. 7.48		
28	Sonntag	Unschuldige Kinder	7 58	4 5	8 19	3 46	8 8	3 56	2 39
29	Montag	Jonathan	7 58	4 6	8 19	3 47	8 8	3 57	3 40
30	Dienstag	David	7 59	4 7	8 19	3 48	8 8	3 58	4 39
31	Mittwoch	**Silvester**	7 59	4 8	8 19	3 49	8 8	3 59	5 36

Kasten von Raddampfer, der sich jetzt mit qualmendem Schornstein über den Horizont schob.

„Gib auf das Segel acht, Jan."

Schon kam die nächste Bö mit solch überraschender Wucht, daß sie den schwankenden Kahn umgeschleudert hätte, wäre Geelke nicht gewesen, die durch eine rasche Steuerwendung das Fahrzeug vor den Wind brachte.

„Gib auf das Segel acht."

Das war knatternd in den Sturm geflogen, und es kostete Jan unendliche Mühe, es wieder heranzuziehen.

„Mehr steuerbord halten, Geelke."

Wie eine Bestie fiel jetzt der Sturm über das gebrechliche Fahrzeug her, schleuderte es vorwärts von Berg zu Tal. Bei seiner hemmungslosen Gewalt war jeder Versuch vergebens, das Boot sicher seinem Ziele zuzulenken. Stumm mußten sich die beiden damit bescheiden, den gefährlichsten Kabbelwellen auszuweichen, die die gewaltige Bö zu drohender Höhe aufwachsen ließ.

Vielleicht war das jetzt der letzte Augenblick. — So schoß es jetzt Jan durch den Kopf, und er spürte kein Bedauern bei diesem Gedanken.

Dann war alles aus, zu Ende, dann — —

Aber da wuchs es vor ihnen aus den aufgewühlten Fluten empor, — erst die weichen Linien der mit dürrem Strandhafer bewachsenen Dünen, dann der schmale, gelbe Streifen des steinigen Strandes der Südbucht.

Jetzt wurden auch die Wellen weniger gefährlich. Die sich nach Norden hin erstreckende Insel hielt die heftigen Seitenstöße der Bö ab, ein steter Nordwest trieb das Boot der rettenden Küste zu.

Dann die Brandung mit den sich überstürzenden Wogenkämmen — weiße Gischt schlug in den Kahn, bedeckte den Boden, — eine zweite Welle folgte —

Geelke war aufgesprungen, ließ das Steuer fahren, warf den triefenden Mantel ab, während schon der Kiel über die Steine des flachen Ufers knirschte.

„Geschafft — —"

Sie ließ es geschehen, daß Jan seine starken Arme um ihren Körper schlang, daß er sie aufhob und sie die letzten Schritte durch die brüllende Brandung zum Strande trug. —

Die Männer von Norderhöft waren hart wie Wind und Meer, waren karg wie ihre Insel. Sie lachten wenig und weinten nicht, — aber jetzt lachte Jan Reimers doch, als er seine leichte Last absetzte; und sein Lachen war wie die Herbstsonne, die hier draußen nur so selten eine Bresche in das dahinjagende Heer der grauen Wolken schlug.

Sein verschlossenes, wie aus altem Eichenholz geschnitztes Gesicht nahm einen sonderbaren Ausdruck an: „Hätte es nicht gedacht, daß wir noch durchkommen, Geelke. Wir haben Glück gehabt. Der Wind scheint nachzulassen —" Er blinzelte in den Himmel.

Ja, dort hinten im Westen wurde es heller. Würde wohl nicht mehr lange dauern und die Abendsonne brach durch die finstere Wand.

„Setz dich dort hinten in die Dünen, Geelke. Ich will erst noch das Boot auf den Strand ziehen, daß es uns die Wellen nicht hinaustragen auf das Meer."

Schon stampfte er wieder in die Brandung, packte den Bug des Bootes kräftig mit den Händen und zog mit der nächsten Woge das Fahrzeug auf den Sand.

Geelke war im Winde stehen geblieben. Aus ihren kühlen, grauen Augen verfolgte sie jede Bewegung des jungen Menschen. Erst als Jan wieder an ihrer Seite stand, blickte sie nach Norden, wo der Quaderbau des Leuchtturms über die Dünenkette hinweg in den bewegten Himmel ragte.

„Wir wollen rasch nach Hause, Jan. Vater wird schon auf mich warten."

„Dein Vater wird glauben, daß wir bei diesem Wetter bei deinem Onkel auf Hellebye geblieben sind, Geelke."

„Nein, er wird dein Boot vom Turm aus gesehen haben —"

„Nur auf ein paar Minuten wollen wir uns in die Dünen setzen, Geelke. Kannst mir schon glauben, — diese Fahrt liegt mir in allen Knochen. Ein paar Minuten Ruhe habe ich schon verdient. In einer halben Stunde sind wir dann im Dorf —"

Jan mochte schon recht haben, aber in seinen Augen war seit seinem Lachen so ein sonderbarer Glanz, so ein heimliches Zittern war in seiner rauhen Stimme, die an viele Worte nicht gewöhnt war.

Trotzdem schlug Geelke selbst den Weg in die Dünen ein, wo sie vor dem kühlen Wind geschützt waren und doch frei auf das brausende Meer hinausblicken konnten, über dem sich jetzt die Wolken im düsteren Rot der sinkenden Sonne färbten.

Dieser sonderbare Glanz in Jans Augen — — aber es war ja Karssens Bruder, er war ihr guter Freund von Jugend auf, war ihr Kamerad gewesen in den zwei Jahren, die Karssen nun schon auf dem Festland dort hinten weilte.

„Wir hätten lieber nicht nach Hellebye fahren sollen, Jan. Vater warnte mich. In der Nacht sind die Sturmvögel gegen den Scheinwerfer des Leuchtturms geflogen — und das bedeutet schlechtes Wetter."

„Und doch war die Fahrt schön, Geelke. Du weißt ja nicht, wie gerne ich so mit dir da einsam draußen auf dem Meer bin, — auch wenn es wie jetzt stürmisch und gefährlich ist."

„Dir ist ja das Meer vertrauter als mir, Jan. Du bist ein Fischer wie dein Vater, bist hinausgefahren bei jedem Wetter, aber ich — — jetzt kann ich dir es ja gestehen: ich habe Angst gehabt, Jan."

„Gelacht hast du, Geelke, als uns die Bö zu packen bekam."

„Habe ich das? — Ich weiß es nicht mehr. Und wenn ich lachte, dann — habe ich es vielleicht aus Angst getan."

Sie saßen nebeneinander am gelben Strand aus rieselndem Sande, in dem kaum der bescheidene Strandhafer Wurzeln fassen konnte. Geelke hatte die Füße angezogen und die Hände um die Knie gefaltet, ihre grauen Augen versanken in dem düsterroten Wolkenschleier am Horizont. Jan an ihrer Seite hatte die Pfeife aus der Jackentasche geholt, den Tabaksbeutel aus Seehundsfell und die Streichhölzer. Jetzt schob er alles wieder in die Tasche zurück und streckte zaghaft seine Hand durch die dürren Halme bis zu Geelkes Hand hin.

War diese Fahrt auf Leben und Tod daran schuld, daß jetzt mit einem Male wieder alles in ihm erwachte, was er seit Jahren in seiner Brust begraben glaubte? Hatte er im Kampf mit Wind und Wellen nun begriffen, wie wenig das Leben ihm galt, — das Leben ohne Geelke?

Und ahnte sie die Gedanken, die ihn bewegten? Oder warum deutete sie jetzt so eifrig nach Süden, wo sich der Raddampfer schwerfällig gegen die Wogen in die Bucht hineinkämpfte?

„Sieh nur, Jan, — was für ein Wetter da draußen! Selbst der Dampfer hat Mühe, hier heran zu kommen."

„Möchte nur wissen, warum er hier landen will. Die Lebensmittel für Paulsen brachte er doch sicher schon, als er heute früh kam. Und daß er jetzt noch Gäste bringt —"

Angespannt verfolgten die beiden die Manöver des Dampfers, der zweimal am Tage die Verbindung zwischen dem Festland und der Inselgruppe herstellte, zu der auch Norderhöft gehörte. Was mochte er wohl der Insel bringen, die außer dem Leuchtturm, Paulsens Gasthaus und zwanzig Fischerkaten nichts von Bedeutung barg? Sonst legte er um diese Jahreszeit, wo weder Maler noch erholungsreisende Besucher mehr kamen, nur am frühen Morgen in der Seebucht an.

„Da sind ein paar Leute an Bord, die nicht zur Besatzung gehören —" Oh ja, Jan Reimers hatte gute Augen.

Und dann fragte Geelke leise: „Ob wohl Karssen auf dem Dampfer ist?"

Das Brausen von Wind und Wasser verschlang ihre Stimme, aber Jan hatte die Frage doch gehört.

„Karssen —? Der — kommt überhaupt nicht mehr hierher zurück! Alle sagen es hier auf der Insel: — wenn einer erst mal zum Festland hinübergegangen ist, dann hält es ihn da drüben fest."

„Karssen hat es mir versprochen, daß er zurückkommt und dann für immer hierbleibt, meinetwegen."

„So? Hat er dir das versprochen, Geelke? — Und du glaubst jetzt immer noch daran, nachdem er zwei Jahre weg ist? Zwei Jahre — nur einmal hat er an deinen Vater geschrieben und an dich nie. — Aber du, — du wartest auf ihn —"

„Ja, ich warte auf ihn, Jan. Er gab mir sein Versprechen, — er hat mein Wort. Ich warte auf ihn, ja."

„Und wie lange willst du auf ihn warten?"

„Bis er kommt."

Jan wußte, daß jedes seiner Worte vergebens war, — er kannte Geelke Boß.

„Geelke, ich muß dir etwas sagen. Geelke, ich habe dich lieb."

Sie blickte noch immer in die verdämmerte Glut des Abends. Ihr ebenmäßiges Gesicht blieb wie aus Stein gemeißelt.

„Das weiß ich, Jan. Und ich habe schon immer davor gebangt, daß du es sagen würdest."

„Und du, Geelke?"

„Ich — warte auf Karssen."

„Das ist Wahnsinn, Geelke. — Vielleicht hat er drüben auf dem Festland schon längst vergessen. Vielleicht hat er schon längst eine andere, und du — —"

„Ich warte."

„Und daß ich dich lieb habe, — gilt dir das so wenig, Geelke?"

Jäh packte er die Hände des Mädchens, preßte sie wild in der Verzweiflung seiner hoffnungslosen Liebe.

Geelke entzog sich ihm.

„Es ist schade, daß du das sagtest, Jan. Nun kann ich nicht mehr mit dir auf das Meer hinausfahren, nun darfst du nicht mehr mein Kamerad sein —"

„Dein Freund war ich nie! Immer schon habe ich dich lieb gehabt, Geelke. Du weißt ja nicht, wie weh es mir tat, als du dich damals mit Karssen versprachst. Du weißt ja nicht, wie ich in jeder schlaflosen Nacht draußen auf dem Meer beim Fischfang immer nur den einen Wunsch gehabt habe, daß Karssen niemals zurückkehren möge."

„Er ist dein Bruder."

„Er hat eine andere Mutter gehabt als ich, Geelke! Und wären wir auch von der gleichen Mutter, — daß er dich mir nahm, kann ich ihm nie vergessen! Vaters Haus und die Fischerei, — alles soll er haben. Ich gönne ihm alles! Aber dich, Geelke, — dich gönne ich ihm nicht. Und

wenn ich dich mit Gewalt nehmen sollte — —"

„Jan —"

Seine Arme waren stark von harter Arbeit. Seine Hände hatten gelernt, das schwerste Netz zu halten. Sie hielten auch Geelke, so sehr sie sich dagegen sträubte.

„Jan!"

Er riß sie an sich, hatte ihr unbewegtes Gesicht dicht vor seinen Augen. Er hätte sie küssen können, wenn er gewollt hätte — —

Nein, nicht so. Er wußte, daß er so den letzten Rest von Hoffnung zerstören würde, der ihm trotz allem vielleicht doch noch blieb.

Nein, nicht so.

Sie hielt die Augen geschlossen. Ein Zug von Verachtung stahl sich um ihre schmalen Lippen.

„Ach, Geelke — —" Ein hilfloses Stöhnen war es, das sich seinem Munde entrang. — —

Sand rieselte vom Rücken der Düne hernieder. Das erstickte Geräusch rascher Schritte näherte sich.

Noch immer hielt Geelke die Augen geschlossen, aber ein Ausdruck angespannter Erwartung legte sich über ihre Züge.

Jan blickte hinter sich und sprang auf, als er des Mannes ansichtig wurde, der da über die Düne herabgeschritten kam.

„Karssen —"

Geelke lächelte leicht. „Karssen — — ich wußte ja, daß er kommen würde — —"

Schon der Anzug, den er trug, verriet den Städter, wenn es nicht sein Gesicht, das sehr blaß war, getan hätte. Jetzt blieb er stehen, und schob seine Hände in die Taschen seiner Hosen, blickte spöttisch auf die beiden jungen Menschen, — nur kurz auf Geelke und dann lange auf seinen Bruder. Es dauerte einige Augenblicke, ehe er den Mund öffnete.

„Guten Tag, Jan."

„Da bist du also wieder zurück — —"

„Ja, da bin ich wieder zurück —" echote Karssen Reimers spöttisch. Und sagte dann mit plötzlicher Schärfe: „Ist es euch nicht zu kalt hier in den windigen Dünen"

„Wir kamen mit dem Boot von Hellebye, — Geelke und ich. Der Sturm überraschte uns — ich mußte hier in der Südbucht an Land gehen. Wir wollten nur ein paar Minuten ausruhen." Schwerfällig, widerwillig entrangen sich die Worte dem Munde des Jüngeren.

Karssen nickte bedächtig: „Ich war bei dem alten Boß auf dem Leuchtturm, da sah ich euer Boot kommen. Ihr seid wohl schon eine ganze Weile hier in den Dünen"

„Ich war müde von der Sturmfahrt —"

Karssen beachtete seinen Bruder schon gar nicht mehr. Fragend richtete er den Blick seiner dunklen Augen auf das Mädchen:

„Willst du mir nicht guten Tag sagen, Geelke?"

Auch Geelke war aufgestanden, hatte den Sand aus den Röcken geklopft und reichte jetzt dem Manne die Hand. „Guten Tag, Karssen, — und willkommen in der Heimat."

„Ich danke dir, Geelke."

Er war ein gut gewachsener Bursch mit einem glatten Gesicht, der Karssen Reimers. Der alte Boß, der seine Mutter noch gekannt hatte, pflegte zu sagen, daß er ihr wie aus dem Gesicht geschnitten ist. Als er damals vor zwei Jahren auf und davon gefahren war, hatte manch Mädel auf der Insel ein betrübtes Gesicht gemacht, — nur die Geelke nicht, und die war doch seine versprochene Braut gewesen.

Damals vor zwei Jahren, — und nun war er wieder auf der Insel, als sei er gestern gefahren. War da und verlangte seine alten Rechte. Zog Geelke an sich, strich über die blonden Locken, ganz wie damals, ehe er davongezogen war.

Eine blinde Wut wallte in Jan empor. Wie die Flut draußen war es, die alles hinwegschwemmte, die gefährliche, drohende Flut. Seine Hand ballte sich in der Tasche.

Er blickte auf Geelke, Geelke blickte auf Karssen — und wandte sich ab, starrte in die Bucht, an deren Rand soeben der Raddampfer halt gemacht hatte und nun sein Boot zu Wasser ließ, um die drei Fahrgäste ans Land zu bringen, die da ungeschickt über das Fallreep in das schwankende Fahrzeug kletterten.

„Heut früh mit dem Dampfer kam ich. Vater sagte mir, daß ihr gerade mit dem Boot nach Hellebye aufgebrochen wäret. Ich war nicht wenig enttäuscht, kannst dir ja denken, Geelke. Hatte gehofft, daß du mich gleich begrüßen würdest — und nun mußte ich den ganzen Tag auf dich warten —"

„Geelke hat zwei Jahre auf dich gewartet —" knurrte Jan, aber Karssen achtete nicht auf ihn.

„Ich ging zu deinem Vater auf den Leuchtturm. Da haben wir dann gesessen und nach Hellebye ausgeschaut, bis wir endlich das Segel über den Wellen tanzen sahen. Und nun — nun bin ich hier bei dir, Geelke."

Er hatte seinen Arm um die Schulter des Mädchens gelegt. Er lachte und warf einen heimlichen Seitenblick auf den Bruder, der schweigend abseits stand und noch immer auf die Bucht hinausstarrte.

„Was gibt es denn da zu sehen, Jan"

Das Boot des Dampfers hatte an den schmalen Steg angelegt, von dem aus dann der Weg zwischen den Dünen hindurch zur Nordspitze der Insel führte, zum Fischerdorf Norderhöft. Drei Menschen entstiegen jetzt dem schwankenden Boot, in Mäntel gehüllt und mit Koffern beladen, — zwei Männer und eine Frau.

Langsam holte Jan die Tabakspfeife aus der

Tasche und schob sie zwischen die Lippen. „Ich glaube, wir gehen jetzt ins Dorf."

Geelke nickte und nestelte die wollene Jacke fester um den Körper. „Vater wird schon warten."

Nur Karssen blieb stumm, was war mit Karssen?

Reglos stand er da und stierte zu dem Anlegesteg hinüber.

Seine Augen waren zu einem ganz schmalen Spalt zusammengekniffen, seine niedrige Stirn in Falten gelegt.

„Karssen —"

„Ja, Geelke?" Er fuhr zusammen.

„Wir wollen zum Dorf zurück."

Was hatte er nur, warum lachte er jetzt so gezwungen auf?

„Ich hoffe nur, eure Ueberfahrt war nicht so schlimm, ihr beiden. Ich möchte bei solchem Wetter nicht da draußen gewesen sein."

„Wirst dich schon wieder daran gewöhnen müssen, Karssen. Vater ist alt und kann die Fischerei nicht mehr machen. Dann bekommst du das Haus und die Rechte."

„Ach, die Fischerei." Karssen machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ich habe jetzt andere Pläne, Jan. Die paar Mark, die man dabei verdienen kann, locken mich nicht sehr."

„Dann willst du wieder fort von der Insel —?" Geelke war es, die bestürzt die Frage hervorstieß.

„Nein, nein, aber — — ach, laß nur. Das sind vorläufig ja alles nur Pläne, — — aber vielleicht spreche ich doch noch mal eines Tages mit dir darüber, Geelke."

Warum sprach er nicht gleich? Sollte Jan es nicht hören, oder war vielleicht ein Geheimnis bei den Plänen?

Jan lachte böse auf, stopfte die Pfeife und trat ein paar Schritte zur Seite, wo er vor dem Wind geschützt war und ein Streichholz in Brand setzen konnte. Aus den Augenwinkeln sah er, wie Geelke sich dicht neben Karssen stellte und das Gesicht fragend zu ihm empor hob.

„Was hast du, Karssen? Ich hatte immer gedacht, daß unser Wiedersehen ein anderes sein würde."

„Habe ich mir auch gedacht, Geelke. Aber daß ich dich mit Jan zusammen hier in den Dünen finden mußte — —"

„Karssen, glaubst du — —?"

„Nichts, Geelke, nichts! Nur — — ach, es ist nichts."

Und nicht ein einziges Mal blickte er Geelke an, starrte immer nur den Weg entlang, der von der Landungsbrücke durch die Dünen führte.

Dort kam jetzt langsam ein einzelner Mann einhergestapft, in einem flatternden Gummimantel und mit einer Reisemütze. In der rechten Hand trug er ein bescheidenes Köfferchen, unter dem linken Arm eine Malerstaffelei.

Er war nicht jung, — nein, gewiß nicht. Man sah das schon an seinem schwerfälligen Gang. Und als er jetzt nahe genug herbeigekommen war und schwer atmend stehen blieb, konnte man auch sein Gesicht erkennen, ein von Falten durchzogenes Altmännergesicht, aus dem unter buschigen, grauen Brauen, hervor seine Augen starr und fragend auf das Mädchen an Karssens Seiten blickten.

„Ist das hier der nächste Weg nach Norderhöft?"

„Gewiß. Noch eine gute Viertelstunde Weg haben Sie bis zum Dorf."

„Noch eine Viertelstunde?" Mißbilligend schüttelte er den Kopf, nickte dann grüßend und schritt langsam weiter.

„Wohl ein Maler. — Ich wußte nicht, daß jetzt noch im Herbst Maler nach Norderhöft kommen," meinte Karssen erstaunt. „Na, Paulsen wird sich freuen, einen Gast zu bekommen." Und suchend blickte er in die Runde: „Da waren doch noch zwei ausgestiegen —"

Geelke zuckte mit den Achseln. „Die sind vielleicht hinter den Dünen herumgegangen. Der Weg ist etwas weiter, aber dafür sind sie vor dem Wind geschützt."

„Hm, — kann sein." Und als Jan mit seiner brennenden Pfeife zu ihnen trat: „Dann wollen wir jetzt ins Dorf gehen."

Wovon sie unterwegs sprachen? Von diesem und jenem, — von den wenigen Geschehnissen, die seit Karssens Fahrt zum Festland das ewige Einerlei des kleinen Fischernestes unterbrochen hatten. Im vergangenen Herbst war der alte Peters vom Fischfang nicht mehr heimgekehrt, die Trina Scholtes hatte geheiratet, der Leuchtturm hatte einen neuen Scheinwerfer bekommen. Sonst war nichts gewesen.

Vor ihnen ging der alte Maler einher, etwas gebeugt, mit wehendem Mantel. Nur einmal blickte er sich um.

Dort wo der Fußweg zum Leuchtturm vom Wege abzweigte, blieben die drei stehen. Zuerst reichte Geelke Karssen die Hand. „Soll ich heute abend noch zu euch kommen?"

„Ich komme noch zu dir, Geelke, — in einer Stunde oder so."

Sie ging zu Jan hin, reichte nun auch ihm die Hand: „Noch vielen Dank für die Fahrt nach Hellebye."

Oben auf dem Quaderturm flammte in diesem Augenblick das Leuchtfeuer auf, kreiste ruhelos über die Insel dahin, verlor sich in den dunklen Abendwolken über dem Meer, um wieder zu den Dünen zurückzukehren.

„Nichts zu danken, Geelke. — Gute Nacht auch.

Wir werden uns ja heute nicht mehr sehen."

Der alte Maler war inzwischen schon hinter dem nächsten Dünenwall verschwunden. Gleich mußte er das Dorf erreicht haben.

★

Die beiden Brüder schritten schweigend durch die frühe Dunkelheit des Herbstabends dahin, jeder am anderen Rande des breiten Weges, jeder in seine Gedanken versunken. Bis hinter einer Düne die Lichter von Norderhöft aufblitzten, gelbe Lichter, die Fenster der armseligen Fischerhütten.

Die Kate des alten Detlev Reimers lag am Eingang der engen Dorfstraße, gleich gegenüber von Paulsens Gasthaus. Trotz des kalten Windes stand die Tür weit offen. Der Schein der Petroleumlampe fiel auf die Straße hinaus.

Jetzt verhielt Karssen den Schritt.

„Jan!"

„Was willst du?"

„Ich habe dir noch etwas zu sagen, was der Vater nicht zu wissen braucht. Er soll nicht merken, daß etwas zwischen uns ist."

„Ich wüßte nicht, was da zwischen uns sein sollte —"

Jan biß sich auf die Lippen. War doch sonst nie seine Art gewesen, Verstecken zu spielen vor anderen Menschen.

„Geelke ist zwischen uns, Jan."

„Sie hat zwei Jahre lang treu auf dich gewartet."

„Wie ich euch vorhin in den Dünen sah, — ich konnte ja nicht hören, was ihr miteinander zu besprechen hattet, dazu ging der Wind zu stark, aber ich sah, wie du Geelke an dich gezogen hattest —"

„Ich sage dir, daß Geelke dir treu geblieben ist."

„Aber — du?"

„Ich habe Geelke lieb."

Karssen lachte, aber es klang feindlich drohend. „Das ist deine Sache, Jan — — aber meine Sache ist es, darüber zu wachen, daß mein Bruder mir nicht meine Braut nimmt. Und ich werde wachen, du. Ich weiß ja, daß du schon früher hinter Geelke her warst, aber ich war der erste bei ihr, ich bekam ihr Versprechen, — und das Versprechen soll Geelke einlösen, verstehst du?"

Schweigend war Jan weitergegangen.

„Verstehst du?"

Erst an der Tür holte Karssen den Bruder ein, an der Tür, über der auf dem verwitterten Eichenbalken in kaum noch lesbaren Lettern der alte Friesenspruch stand: „Lewwer duad üs Slaav" — Lieber tot als Sklav'.

„Hörst du, Jan? Du sollst mir versprechen —"

In das erhellte Viereck der Tür fiel ein Schatten. Hager, vom Alter gebeugt, stand Detlev Reimers im Flur und blickte in die Dunkelheit hinaus: „Karssen? Bringst du den Jan mit?"

Seine fünfundsechzig Jahre lebte er nun schon hier in der Hütte, war hier zur Welt gekommen und war dem Meer und der Insel verfallen, wie alle Menschen auf Norderhöft. Die arbeitsreichen Jahre seines Lebens hatten den Körper gebeugt, hatten sein Haar gebleicht und die knochigen Finger gekrümmt. Verschrumpft war sein wettergegerbtes Gesicht, hager und von Falten durchzogen. Schmal und verfallen zeichnete sich die harte Linie seines Mundes unter dem wirren Bart ab. Nur in seinen Augen war noch immer der ferne Glanz des unendlichen Meeres, mit dem die Menschen hier geboren wurden und den erst der Tod löschte.

„Ja, hier bin ich Vater," sagte Jan statt seines Bruders.

„Hast wohl eine schlimme Fahrt gehabt, Jan?"

„War nicht so gefährlich, Vater. Das Boot habe ich in der Südbucht gelassen. Kann es morgen zurückholen, wenn der Wind über Nacht nachläßt."

Der alte Reimers ging voran in das niedrige Zimmer, das als Wohnraum und mit seinem breiten, von einem verräucherten Kamin überladenen Herd als Küche diente.

„Kommt herein, Jungs."

Von der Balkendecke hing das geschnitzte Modell einer alten Fregatte herab, daneben ein ausgestopfter Kugelfisch, ein Andenken an den Vater des alten Reimers, der als Matrose zur See gefahren war, ehe ein letzter Wind ihn hierher auf die Insel zurückgetrieben hatte.

In der Fensterecke ein ungefüger Eichentisch, eine Rundbank, zwei geschnitzte Stühle, darüber die Hängelampe. Auf dem Tisch ein buntgewürfeltes Tuch, drei Teller und drei Gläser. — —

Ungestüm fauchte der Wind durch den Kamin, blies Rauch und Asche in den Raum. Der Wasserkessel über den glühenden Kohlen des Herdes summte leise. Schwacher Teergeruch lag im Raum. — —

Ja, so war es schon immer gewesen, auch vor zwei Jahren, als Karssen Abschied genommen hatte von der Insel. Nichts hatte sich verändert. Es war, als sei er nur auf einen Tag weg gewesen.

Detlev Reimers trat an den Schrank, holte Brot und Butter, holte aus dem hintersten Fach die kantige Rumflasche und setzte alles auf den Tisch. Mit einem verhaltenen Stöhnen bückte er sich und knetete sein Bein.

„Hab's heute wieder so in den Knochen. Wird über Nacht Regen geben, wenn der Wind nachläßt — wir müssen an den Strand, Jan, die Netze bergen. Besser, wir machen das noch vor dem Abendbrot."

Jan hatte nie einen Widerspruch seinem Vater gegenüber gekannt. Schweigend nahm er die Oelkappe vom Haken, setzte sie auf das flachsende

Haar und folgte dem Alten in den Wind hinaus.

Karssen blieb allein zurück.

Er wußte, heute war er noch der Heimgekehrte, der Gast, aber morgen würde er selbst mit hinaus müssen. Morgen war er ein Fischer wie alle hier auf Norderhöft, — morgen und alle Tage.

Na, lange sollte die Freude nicht dauern. — —

Noch einmal ließ er den Blick durch den verräucherten Raum wandern, sah die beiden schwarzgerahmten Frauenbilder an der Wand über der Bank, — die beiden Frauen Detlev Reimers, seine und Jans Mutter. Sah den Kranz von Immortellen unter dem einen Bild, — richtig, heut' war ja der Todestag seiner Mutter. An so einem Herbstabend vor dreißig Jahren hatte die Sturmflut sie geholt.

Seine Mutter, — Karssen hatte sie nie gekannt. Sie sollte eine schöne Frau gewesen sein, nicht hier von der Insel, irgendwoher vom Festland. Wie sie wohl hierher gekommen war?

Und dort die zweite, — Jans Mutter. Eine Fischerstochter von Hellebye, die bei der Geburt ihres Kindes gestorben war.

Alles noch wie vor zwei Jahren. — —

Und doch konnte Karssen sich nicht heimisch fühlen, und daran waren nicht nur die zwei Jahre in Hamburg schuld; gewiß, dort hatte das Leben erst richtig begonnen, aber seine Sehnsucht danach war doch immer in ihm gewesen und hatte ihn dorthin getrieben, vielleicht ein Erbteil seiner Mutter. — —

Er griff in die Tasche seiner Jacke, seiner Stadtjacke, die er heute wohl zum letzten Male tragen würde, holte das billige Zigarettenetui heraus und schob sich eine der weißen Röllchen zwischen die Lippen. Vielleicht konnte die Zigarette ihm helfen, den Teergeruch loszuwerden, der hier im Haus allen Dingen anhaftete.

Alles noch wie vor zwei Jahren. — —

Ziellos wanderte er durch den Raum, von der Tür zum Fenster, zum Tisch, wieder zum Fenster. Und blieb stehen.

Man konnte glauben, ein Wetterleuchten stehe über der Insel. Für den Bruchteil einer Sekunde verwandelte sich die Dunkelheit draußen auf der Straße in blendende Helle, wurde wieder zur Dunkelheit, — der wandernde Strahl des Leuchtfeuers.

Jetzt wieder. — —

Im bläulichen Schein des Scheinwerfers lag das Haus gegenüber da, das Gasthaus Karl Paulsens.

Ein weißgetünchter, zweistöckiger Bau mit einem Ziegeldach, mit hohen Fenstern und einem Schild über der Tür — — da, jetzt konnte man es deutlich sehen, was da geschrieben stand: „Gasthaus Norderhöft, Besitzer Karl Paulsen".

Vielleicht würde da nun eines Tages ein anderer Name stehen — vielleicht. — —

So ein Haus gab es auf ganz Norderhöft nicht noch einmal. Erst kurz nach dem Kriege hatte Paulsen es erbaut, als er eine Erbschaft gemacht hatte und die Maler die Insel entdeckten.

Er machte gute Geschäfte, der Paulsen. Die Maler hatten andere Gäste nach sich gezogen, nervöse Großstädter, die hier Ruhe und Erholung suchten. Er verdiente Geld, — auch ohne sich beim Fischfang die Hände am widerstrebenden Netz aufzureißen.

Ja, der Paulsen. — —

Und wieder strich der helle Schein des Leuchtfeuers über die weiße Hauswand dahin, über die dunklen Höhlen der geschlossenen Fenster.

Nein, das eine Fenster — dort gerade, über der Tür mit dem Schild — es stand offen. Undeutlich zeichnete sich eine schattenhafte Gestalt in seinem Rahmen ab.

Ach so, der Maler, der vorhin mit dem Dampfer gekommen war.

Da stand er nun und blickte auf Detlev Reimers Haus. Ahnte dort vielleicht den Entwurf zu einem neuen Bild. Oder — —

Und plötzlich begann Karssens Hand zu zittern. Zigarettenasche stäubte auf das Fensterbrett.

Daß es ihm jetzt erst wieder einfiel. Da waren ja auch noch zwei mit dem Dampfer gekommen, — zwei, die er zu kennen glaubte.

Aber vielleicht war alles nur ein Irrtum, eine Täuschung? Ach was, es mußte ja auch eine Täuschung gewesen sein. Was sollten denn die beiden hier auf der Insel suchen?

Höchstens ihn selbst, — Karssen.

Und wieder übergoß der Scheinwerfer das Haus gegenüber mit seinem bläulichen Licht. Der Mann am Fenster war verschwunden.

Der Mann am Fenster war ja gleichgültig, aber die beiden anderen — wenn man nur wüßte — —

Karssen warf die Zigarette zu Boden und trat den glimmenden Rest aus. Eine jagende Unrast war in ihm wach geworden. Noch hatte er ja Zeit. Noch würden Jan und der Vater nicht zurückkehren.

Er ging zur Tür, durchquerte eiligst den kleinen Vorraum und betrat gleich darauf das zweite Zimmer, — eigentlich nur eine Kammer, in der er von jetzt ab wieder wie früher mit Jan zusammen hausen würde. Die niedrige Tür zog er vorsichtig hinter sich ins Schloß.

Der Raum mit seinen vorgelegten Fensterläden war in wesenlose Finsternis getaucht, aber Karssen vermochte sich gut zu erinnern, daß er seinen Koffer neben das Bett auf den Stuhl gestellt hatte. Ein Schlüsselbund klirrte leise, der Riegel des Kofferschlosses schnappte zurück.

Wahllos wühlte Karssen unter seinen Habseligkeiten und atmete erleichtert auf, als er das flache Päckchen betastete.

Natürlich war es Unsinn gewesen zu glauben, daß jemand in seiner Abwesenheit an den Koffer gegangen war, — aber seine jäh erwachende Angst hatte ihm keine Ruhe gelassen.

Nein, nein, es war alles in Ordnung, — und morgen war auch noch ein Tag, um ein besseres Versteck zu finden, als der Koffer es bot.

Wieder schnappte der Riegel des Schlosses. Karssen schob das Schlüsselbund in die Tasche und tastete sich durch die Finsternis zur Tür hin, die er weit aufriß.

Draußen vor der Tür schwere Schritte. Jan und der Vater kehrten vom Strande zurück, wo sie die getrockneten Netze vor dem drohenden Regenguß in Sicherheit gebracht hatten. Ob wohl da noch der alte Schuppen stand? Vielleicht konnte man dort das Päckchen in Sicherheit bringen.

Morgen konnte man ja sehen. — —

★

Der alte Reimers saß mit seinen beiden Söhnen am Abendbrottisch. Sicher war es die Freude über Karssens lang erwartete Heimkehr, die ihn so gesprächig machte, vielleicht tat auch der in den dickwandigen Gläsern dampfende Grog das seine dazu.

„Hier auf Norderhöft ist das Leben in den zwei Jahren seinen Gang gegangen, Karssen. Aber nun erzähle du doch einmal, wie es dir in der Stadt ergangen ist."

Der ältere Sohn kaute lange an seinem Bissen, ehe er Antwort gab.

„Ach, — mal so, mal so, Vater. Habe mir den Wind ein bißchen um die Nase wehen lassen, und zwar nicht immer ein sanfter Wind, kann ich dir sagen. — Erst versuchte ich es bei der Fischgroßhandlung, an die du ja immer verkaufst, aber da war keine Stellung mehr frei —"

„Was, du bist nicht bei Tommsen gewesen?"

„Nein, — schrieb ich dir das nicht, nein? Dann muß ich es vergessen haben. — Ja, es ist mir nicht immer gut gegangen, aber dann habe ich schließlich Glück gehabt, und bin in einem Hotel in der besten Gegend von Hamburg als Nachtportier angekommen."

„In einem Hotel? — Das versteh ich nicht —"

Detlev Reimers hatte das Brot aus der Hand gelegt.

„Gott, Vater, was soll man denn machen, wenn man doch leben will?"

„Hierher zurück hättest du kommen sollen, Karssen! Hier war dein Platz, wenn es draußen nichts gab."

„Du weißt doch, Vater, ich wollte mich ein bißchen umtun da draußen, das Leben und die Leute kennen lernen, ehe ich mich für immer hier in der Einsamkeit vergrabe."

„Die Einsamkeit ist für mich gut gewesen, ein Leben lang."

„Das ist doch heute alles anders, Vater —" Karssen Reimers lächelte überlegen. Das leichte Lachen und Lächeln hatte er auch draußen in der Welt gelernt.

Jan hatte schweigend gegessen, aber seine Gedanken waren bei den Worten des Bruders gewesen. Sich umtun da draußen, das Leben kennen lernen, — er hatte noch nie den Wunsch dazu verspürt. Aber Karssen war wohl ein anderer Mensch, — und vielleicht hatte gerade deswegen ihn die Geelke genommen, weil er Sehnsucht hatte nach der fremden Welt, und nicht die verschlossene Genügsamkeit der Männer von Norderhöft.

Geelke — —

Ja, so mußte es wohl zusammenhängen.

Jetzt schob Karssen seinen Stuhl zurück und stand auf, ging zur Tür und nahm seinen Hut vom Haken.

„Er geht zu Geelke —" dachte Jan und biß die Zähne zusammen.

Aber an der Tür wandte sich Karssen noch einmal um: „Ich will mal auf einen Sprung zu Paulsen hinüber. Hab' da was Wichtiges mit ihm zu bereden, Vater."

„Geh nur, vielleicht komme ich auch noch selbst hinüber."

„Ich denke, du wolltest noch zu Geelke?" warf Jan ein.

„Zu Geelke? — Ach so, ich versprach ihr ja — — na, das hat ja noch Zeit. Jetzt bin ich ja wieder für immer da. — Und das, was ich mit Paulsen zu bereden habe, ist wichtiger als ein Besuch bei Geelke."

„Sie wartet auf dich, Karssen."

„Hat sie zwei Jahre auf mich gewartet, dann wird sie es auch noch diesen Abend aushalten können."

Wie gemein Karssens Lachen klang. Jan hätte aufspringen mögen und ihm die Hand ins Gesicht schlagen für dieses Lachen über Geelke. Aber er hatte kein Recht dazu. Das Recht hatte Karssen.

„Kommst du auch mit hinüber zu Paulsen, Jan?"

„Nein, Vater, ich bin müde. Ich will zeitig zu Bett gehen — vielleicht vorher noch ein Stück durch die Dünen, mir die Beine vertreten —"

„Wenn du Geelke treffen solltest, kannst sie schön von mir grüßen, Jan." Und Karssen Reimers zog die Tür hinter sich ins Schloß. Selbst dem Vater war der sonderbar drohende Ton in der Stimme seines Aeltesten aufgefallen.

„Habt ihr da etwas miteinander?"

„Was sollten wir miteinander haben, Vater?"

„Bist du enttäuscht, weil er nun doch zurückgekommen ist und das Fischereirecht übernehmen wird, wenn ich mich zur Ruhe setze?"

„Vater, ich — —"

„Für dich werde ich auch noch sorgen, Jan! Darfst deinen Bruder darum nicht beneiden, daß er das Recht des Aelteren hat."

„Ich gönne dem Karssen alles, — — außer einem —" Jan hatte es ganz leise hinzugefügt, aber den scharfen Ohren des Alten war es nicht entgangen.

„Was?"

„Ach nichts —"

„Nein, nein!"

„Was dann sonst? — Ist dann doch nur die Fischerei, — und davon sollst du auch einen Anteil haben, Jan. Sollst ein freier Fischer sein wie alle hier auf der Insel. Dafür werde ich schon sorgen, Jan. Ein freier Fischer, Jan, — denn die Freiheit, das ist alles, wenn sie manchmal auch hartes Brot bringt. Aber — du hast ja gute Zähne —"

„Guten Abend dann, lieber Vater. Ich gehe noch ein Stück."

★

Draußen merkte man jetzt deutlich, daß der Wind im Abflauen war. Es war auch Regen in der Luft.

Wie ein milchweißer Dunststreifen schnitt der Strahl des Leuchtfeuers durch die Dunkelheit, malte im Vorübergleiten helle Flecke in die niedrig segelnden Wolken.

Der alte Voß blickte in das Wetter, klopfte dann die ausgebrannte Pfeife an seinem Stelzbein aus und humpelte von der unteren Rundgalerie des Leuchtturmes in das behagliche Zimmer zurück. „Wird ein früher Herbst dieses Jahr, Deern. Noch ein paar Tage wie diese, dann kommen die großen Stürme. — Aber für heute hat es noch keine Not. Die Wellen werden keinem Schiff gefährlich."

Geelke blickte von der Strickarbeit fragend zu dem Vater auf.

„Willst du noch zu Paulsen gehen? — Du weißt doch, Karssen will herumkommen."

„Ich gehe nur auf einen Köhm hinüber, Geelke."

Schon griff der alte Leuchtturmwächter nach seinem Stock, ohne dessen Stütze er die enge Wendeltreppe des Turms nicht bewältigen konnte. Nur hier oben in den zwei Stübchen seiner Behausung brauchte er ihn nicht.

Der alte Voß war kein Norderhöfter Kind. Irgendwoher aus dem Schleswigschen stammte er, war lange auf Handelsschiffen zur See gefahren, hatte dann durch eine herniederstürzende Rahe das linke Bein verloren und war auf diese Insel gekommen, wo seine Reederei ihm den Posten des Leuchtturmwächters verschafft hatte.

Ein bißchen verbittert hatte ihn sein Unglück am Anfang ja, aber mit den Jahren hatte er sich in sein Schicksal gefunden und wurde nun von den Norderhöfter Fischern fast als ihresgleichen anerkannt. Zweimal hatte es ein schwarzes Blatt in seinem Lebensbuch gegeben, damals diese dumme Geschichte mit der Hanna. Ach was, nicht mehr daran denken, war ja schon lange vorbei. Nur die unausgesprochene Feindschaft mit dem alten Reimers war davon zurückgeblieben.

Dann ein kleines Jahrzehnt später hatte er doch noch geheiratet. Wieder ein schwarzes Blatt — nach zwei Jahren starb die Frau und ließ ihm Geelke zurück.

Na ja, man hatte alles verwunden und fand sich mit dem kleinen, beschaulichen Leben hier oben schon zurecht. Hin und wieder mal der Weg hinab vom Turm zu Paulsen, das war die einzige Abwechslung. Und dann noch die vielen Seegeschichten, die man sich mitgebracht hatte und immer und immer wieder durchstöberte.

Na ja.

„Nur auf einen Köhm, meine Deern. Und dann bringe ich dir den Karssen gleich mit."

Erwartungsvoll blickte er zu Geelke hinüber. Eine drollige Deern. Saß da bei ihrer Stickerei, als sei ein Abend wie alle Abende, — und dabei war doch der Karssen zurückgekommen. Was sie nur haben mochte?

„Das ist doch noch ein Kerl nach meinem Herzen, der Karssen Reimers. Hat noch Sinn für die weite Welt, — und wenn er auch nur bis Hamburg gekommen ist. — Ach ja, Hamburg. — Wenn ich noch zurückdenke —"

Jetzt endlich hob Geelke den Kopf von ihrer Arbeit. „Ich glaube bald, Vater, Hamburg hat dem Karssen nicht gut getan. Er ist so anders zurückgekommen —"

„Davon hab ich nichts gemerkt, Deern, er ist doch den halben Tag über hier oben gewesen. — Na ja, er hat so ein bißchen Aussehen bekommen, so ordentlich wie ein Mann der Welt, so anders als die Fischer hier —"

„Ja, vielleicht ist es das, Vater. So anders als die Fischer hier. — Aber so anders war er schon immer mit seiner Sehnsucht nach der Welt."

Voß klopfte mit der Zwinge seines Stockes gegen das Stelzbein. „Das ist ihm wohl von seiner Mutter überkommen, Geelke. Das war ja so eine vom Festland, die Hanna, von einem tollen Wind hergeweht auf die Insel. War immer so etwas Geheimnisvolles um sie rum und die Männer waren wie närrisch hinter ihr her, — wohl weil sie von drüben war, vom Festland. Dann hat sie den Reimers genommen. Sind nicht glücklich gewesen, die beiden. Jetzt kann ich

es ja sagen. Sie paßte eben nicht zu ihm, paßte überhaupt nicht zu der Insel. — Und dann war die Nacht im Herbst, wo sie nicht nach Hause kam. Am nächsten Morgen fand man sie da hinten am Strand in der Südbucht. Die Flut mußte sie wohl überrascht haben. Auf unserem Friedhof in den Dünen haben wir sie zu Grabe getragen. So hat sie doch noch auf unserer Insel den Frieden gefunden."

Geelke wußte, daß auch ihr Vater einst die fremde Frau von drüben geliebt hatte. Deshalb mochte er auch Karssen so gut leiden trotz der Veränderung, die mit Karssen vor sich gegangen war. Und die lange Abwesenheit, das Leben in der fremden Stadt konnte diese Veränderung nicht allein bewirkt haben. Da mußte irgend etwas geschehen sein, was Karssen zu einem anderen Menschen gemacht hatte, — zu einem anderen als dem, auf den sie zwei Jahre gewartet hatte. Ja, ein Fremder war zu ihr zurückgekehrt, oder — —

„Ist schon recht spät geworden, Deern. Wundert mich nur, daß Karssen noch nicht gekommen ist."

Geelke schloß die Tür hinter ihrem Vater. Immer ferner ertönte das regelmäßige Klappern seines Stelzbeines auf den Steinstufen. Dann fiel unten die Eisentür schwer ins Schloß.

Nein, zu ihrer Arbeit hatte sie jetzt keine Ruhe mehr. Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu der Fahrt heute nachmittag zurück. Wenn sie es Jan auch nicht gezeigt hatte, — in jedem Augenblick hatte sie gewußt, daß sie hart am Rande des Todes dahinsegelten. Und nur auf ihre Bitten hin hatte Jan die Fahrt gewagt, weil sie so gern ihren Onkel auf Hellebye besuchen wollte.

Jan — —

Und Geelke sprang auf, öffnete die Tür, eilte wie gehetzt die Treppen hinab, in das Zimmerchen, das sie im untersten Stock des Turmes bewohnte. Hier war sie ungestört. Von hier aus konnte sie den Weg zum Dorf durchs Fenster übersehen und beobachten, wenn Karssen und ihr Vater kämen.

Manchen Abend hatte Jan hier draußen vor ihrem Fenster gestanden und mit ihr geplaudert, ihr von seiner großen Liebe zu Himmel und Meer erzählt, von seiner großen Liebe zu der kleinen Insel, die seine Welt bedeutete.

Und heute hatte er von einer anderen Liebe gesprochen, die doch wohl schon immer in seinen Worten verborgen gewesen war.

Jan — —

Mit zitternden Händen entzündete Geelke die Kerze, die auf der niedrigen Truhe unter dem halb erblindeten Spiegel stand. Aus dem untersten Fach holte sie das Bild, das Karssen ihr zum Abschied geschenkt hatte, ein billiges, verblaßtes Ding, von einem Wanderphotographen aufgenommen, der sich hierher auf die Insel verirrt hatte.

Ja, das war Karssen Reimers, der von ihr gegangen war. Und ein anderer war zurückgekommen, ein ganz anderer. — —

War es die fremde Stadt, oder was war es sonst?

Aber bald werde er ja bei ihr sein, und dann wollte sie in seinen Zügen forschen, dann wollte sie dieses Rätsel ergründen, von dem sie so sehr erschrocken war. Dann wollte sie in ihm den alten Karssen Reimers suchen und nicht eher ruhen, als bis sie ihn gefunden hatte.

Und ruhelos wie ihre Gedanken kreiste das Leuchtfeuer über die nächtliche Insel, wanderte weit über das Meer hinaus, kehrte zurück zu den Dünen und schälte aus dem Dunkel den Weg, den Karssen ja nun bald kommen mußte. — —

2.

„Der Karssen! — Also ich denk, ich seh nicht recht! Wahr und wahrhaftig der Karssen."

Paulsen nahm rasch die Hand aus dem Spülwasser, wischte die nassen Finger am Hosenboden ab und reichte dann dem Ankömmling die Rechte.

„Also so wahr ich lebe, — der Karssen Reimers."

War auch ein Kind der Insel, der Karl Paulsen, hatte auch mal hager und knochig ausgesehen wie die Männer von Norderhöft. Aber jetzt hatte er einen Bauch und ein Vollmondgesicht, aus dem ewig vergnügt die schwimmenden Augen leuchteten. Und er konnte auch lachen und vergnügt sein, der Karl Paulsen.

„'n Abend, Karssen! — Du, Fiet, komm doch mal her! Der Karssen Reimers ist wieder da."

In der nebenan liegenden Küche klapperte Geschirr. Dann steckte Karl Paulsens bessere Hälfte den Struwelkopf durch den Türspalt.

„Nein, wahrhaftig der Karssen! — Ich komme gleich, dir guten Tag sagen, Karssen. — Muß bloß noch den Abwasch überseit bringen." Und verschwand wieder in die Regionen, wo gleich darauf Kessel und Pfannen ihr Klapperkonzert begannen.

„Erst mal einen Schluck zur Begrüßung, was, Karssen? Hab einen Dänischen Korn hier, kann ich dir sagen, — mal so bei Gelegenheit billig mit dem Boot herübergeschmuggelt —" Der Wirt zwinkerte listig. „Na, der wird dir schon schmecken!"

Als er damals mit dem ererbten Geld das Gasthaus erbaut hatte, da hat sich Karl Paulsen wohl gehütet, sein Gastzimmer so einzurichten, wie man es auch drüben auf dem Festland fand. Er wußte wohl, was die Maler und die Gäste aus der Stadt bei ihm suchten.

Mit der verräucherten Balkendecke und den schweren Eichentischen, den Bänken und Schemeln mit den gemalten Truhen und den von der Decke herabbaumelnden Schiffsmodellen sah der Raum genau so aus, wie die Stuben in den Fischerhäusern von Norderhöft. Der Radioapparat war wohl das einzige, was von der neueren Zeit hier Eingang gefunden hatte.

Der breite Kachelofen strahlte eine angenehme Wärme aus. Die über dem Schanktisch brennende Petroleumlampe verbreitete ein flackerndes Dämmerlicht.

„Echter Dänischer Korn, Karssen."

Wasserklar stand die Flüssigkeit in den dicken Gläsern. Es klickte leise, als die beiden Männer miteinander anstießen.

„Donnerwetter, der geht einem wie Feuer ein."

„Was, Karssen? — Und nun setz dich mal da drüben an den Tisch. Komme auch gleich hin, will bloß noch vorher ein Glas Bier für uns einschenken, alter Freund."

„Stör' ich dich auch nicht, Paulsen? Hast ein Weilchen Zeit?"

„Meine Gäste kriegen erst in einer halben Stunde ihr Abendessen, — na, und die Fischer finden doch vor halb neun den Weg nicht zu mir. Dein Wohl, Karssen, Prost."

Ja, von diesem Haus, von dieser Gaststube hatte Karssen in vielen schlaflosen Nächten drüben in Hamburg geträumt.

„Wie war das Jahr, Paulsen? Viele Gäste gehabt?"

„Oh, ich danke, es hat sich gemacht. Maler sind ja nicht mehr so viele gekommen wie früher. Die anderen Gäste haben sie wohl vergrault. Aber dafür haben die anderen Gäste auch das Geschäft gemacht. Nicht ein Zimmer hatte ich leer stehen. Und selbst jetzt, — aber wir wollen das Trinken nicht vergessen. — Zum Wohl, Karssen!"

„Dein Wohl, Paulsen. — Du hast ja jetzt auch noch Gäste?"

„Drei. Heute abend mit dem Dampfer angekommen. Ein alter Maler — ist zum erstenmal hier auf der Insel und will das herbstliche Meer malen. Wünsch ihm viel Glück dazu —"

„Und —?"

„Was denn — und?"

„Und die beiden anderen?"

„Mann und Frau —"

„Wie heißen sie denn?"

„Haben sich noch nicht in das Fremdenbuch eingetragen. Aber warum?"

„Ach, bloß so. Man ist doch neugierig, wer sich zu dieser Jahreszeit auf die Insel verirrt."

„Na, jedenfalls bin ich zufrieden, daß sie gekommen sind. Fallen immer noch ein paar Mark ab, — und nun wird es ja hoffentlich bald dazu reichen."

„Willst also immer noch rüber nach dem Festland und dir dort ein anderes Gasthaus kaufen?"

Paulsen nickte lachend. „Ja, — aber kein Gasthaus, sondern ein richtiges Hotel. Man will sich eben verbessern, nicht wahr? Mal sehen, was sich machen läßt."

Die Pläne des Wirts waren für Karssen keine Neuigkeit. Schon als er vor zwei Jahren nach Hamburg gezogen war, hatte sich Paulsen mit den gleichen Absichten getragen.

„Und sonst alles beim Alten? Die Gesundheit gut?"

„Danke, es macht sich. Vergangenen Winter hab ich's wieder mit dem Reißen gekriegt. Na, wenn ich erst mal drüben bin — — du, und Telephon habe ich nun auch seit diesem Sommer, — Anschluß an das Telephonkabel vom Leuchtturm. Weißt ja, die Gäste wollen so etwas haben. Hat ja eine Stange Geld gekostet, aber es ist ja auch alles einfacher mit den Bestellungen — und wenn ich das Gasthaus verkaufe, kriege ich ja auch das Geld wieder heraus."

„Hm, — du willst also verkaufen, Paulsen?"

„Natürlich, — verpachten nicht. Ich brauche doch auch das Geld, wenn ich mir drüben etwas Neues kaufen will. — Na, prost dann, Karssen. Trink mal aus. Ich spendiere noch ein Glas."

„Nein, nein, das ist jetzt meine Sache, Paulsen. — Bring mal zwei von dem Dänischen Korn."

„Dein Wohl! — — Also verkaufen willst du das Gasthaus? — Hm, vielleicht habe ich einen Käufer dafür."

Verblüfft schaute der Wirt auf seinen Gast. „Im Ernst, Karssen?"

„Ganz im Ernst."

„Wer sollte das wohl sein?"

Mit einem verweisenden Blick deutete Karssen auf Fiete, die in diesem Augenblick die Gaststube betrat und den Heimgekehrten mit überströmender Herzlichkeit begrüßte. Sie war überhaupt immer sehr herzlich, die Fiete Paulsen, — und wenn es auch oft nur geschah, um ihrem Mann die Gäste zu erhalten.

„Wie war es denn in Hamburg, Karssen?"

„Wie soll es gewesen sein? Man hat ordentlich Geld verdient und sich das Leben auch ein bißchen was kosten lassen."

„Das ist recht, Karssen. Immer leben, so lange man jung ist, — und so lange man lebt, ist man jung. — Ich komm nachher noch mal rein. Jetzt muß ich in die Küche. Die Gäste werden bald ihr Abendbrot haben wollen. Hat Karl dir schon erzählt, daß wir drei Gäste haben? Und daß wir im vergangenen Sommer Telephon haben legen lassen — —?"

Endlich war sie wieder gegangen.

Paulsen holte die Kiste mit den besten Zigarren vom Regal und schob sie Karssen hin.

„So — du weißt also einen Käufer für das Gasthaus?"

„Wenn der Preis vernünftig ist —"

„Es ist eine Goldgrube für einen tüchtigen Wirt, Karssen — —"

„Weiß ich, weiß ich. — Sage mal, wie hoch soll denn der Preis sein?"

„Sage du mir erst, wer der Käufer sein soll. Danach werde ich meinen Preis machen."

„Aber das eine sage ich dir gleich: einer von drüben, einer vom Festland wird hier mit den Fischern kein Geschäft machen können. Und die Fischer halten gerade im Winter das Geschäft im Laufen."

„Keine Angst, Paulsen. Der, den ich meine, ist von hier."

Erst wollte der Wirt ungläubig loslachen, dann aber trat plötzlich ein schlauer Ausdruck in seine verschwommenen Züge.

„Etwa du selbst, Karssen Reimers?"

Der andere nickte langsam.

„Hast du denn auch das Geld dazu?"

„Würde ich mit dir verhandeln, wenn ich das Geld nicht hätte? — Das heißt im Augenblick habe ich es natürlich nicht bei mir, aber in einer Woche oder so könnte ich es mir beschaffen, wenn wir über den Preis einig sind."

„Werden schon einig werden, Karssen, werden schon einig werden. Bei dir weiß ich ja das Gasthaus in guten Händen. Wundert mich bloß, wie du in Hamburg so viel Geld verdient hast. Na, ist ja deine Sache. — Aber so um die zehntausend herum wirst du schon locker machen müssen, alter Freund."

„Damit habe ich auch schon gerechnet, Paulsen. — Und noch eins, das alles bleibt unter uns, bis das Geschäft abgemacht ist, hörst du? Mein Vater und Jan haben natürlich keine Ahnung davon, daß ich soviel verdient habe. Und die anderen hier draußen brauchen es auch nicht zu wissen, als bis alles erledigt ist."

„Versteht sich, versteht sich, Karssen. Es gibt ja soviel neidische Menschen auf der Welt. — Aber einen Korn müssen wir noch trinken auf das Geschäft. Und natürlich bleibt alles unter uns — — ah, guten Abend, guten Abend."

Paulsen war aufgesprungen und dienerte der jungen Frau entgegen, die aus dem Innern des Hauses in die Gaststube trat und nun wartend in der Nähe der Tür stand.

„Könnten wir etwas heißes Wasser haben, Herr Wirt?"

„Aber gewiß, gewiß. Werde es gleich meiner Frau sagen, daß sie es Ihnen auf das Zimmer bringt. Sofort, diesen Augenblick."

Die Frau verließ die Stube, ohne sich weiter umzublicken.

„Fiete, eine Kanne heißes Wasser auf Zimmer drei. — Tja, das war also eine von meinen Gästen, Karssen. — — Karssen, was ist dir denn?"

Erschrocken prallte der Wirt zurück. „Mensch, du bist ja ganz blaß — —"

„Vielleicht habe ich deinen Dänischen Korn nicht vertragen —"

„Unsinn, den verträgt ein Kind —"

„Ist mir auch schon wieder besser, Paulsen. Laß nur, kannst mir noch einen von deinem Dänischen geben."

Kopfschüttelnd füllte der Wirt das Glas. Mochte der Teufel wissen, was plötzlich in den Karssen gefahren war. Blaß wie ein Bettlaken sah er aus, und als er gierig nach dem Glas griff, zitterten seine Hände.

„Kommen — kommen deine Gäste nachher hier in die Gaststube zum Abendessen?"

„Nur der Maler. Der Mann und die Frau wollen auf ihrem Zimmer essen. — Na, nun wieder gut?"

„Ja, ja —" Karssen versuchte ein schwaches Lächeln. „Hab mich vielleicht erkältet. An den Wind hier auf der Insel muß man sich erst wieder gewöhnen."

Draußen auf den Steinfliesen der Diele wurde ein sonderbar polternder Schritt laut, kam näher und machte vor der Tür halt.

Paulsen erhob sich schwerfäig von seinem Schemel. „Da kommt der alte Voß. Den erkennt man gleich an seinem Humpelschritt. — Hast du übrigens die Geelke schon wieder gesehen? — Aber da brauche ich übrigens nicht zu fragen —" Er zwinkerte vertraulich. „Gibt mal 'ne schmucke Wirtin hier ab, die Geelke! — Guten Abend auch, Voß."

Der alte Voß stülpte die blaue Tuchmütze über den nächsten Haken, zog ein buntes Taschentuch hervor und wischte sich umständlich die Augen.

„Ein Wind ist das in den Dünen! — Ach, da bist du ja auch, Karssen. Soll dir bestellen, daß die Geelke auf dich wartet. — Bring mir mal einen Köhm, Paulsen."

„Ich gehe gleich zur Geelke herum, Voß. Hatte vorher bloß noch etwas mit Paulsen zu besprechen, sonst wäre ich schon früher gekommen."

Der Wirt stellte das Glas vor dem Alten auf den Tisch und verschwand dann auf den Ruf seiner Frau hin in die Küche. „Ihr entschuldigt mich einen Augenblick — —"

„Geh schon, du hast ja Gäste." Und dann, als sich die Tür hinter dem Wirt geschlossen hatte: „Ist doch ein Glückspilz, der Paulsen. Jetzt auch im Herbst Gäste."

Karssen sagte nichts. Nachdenklich nagte er an der Unterlippe, starrte gegen die verräucherte Balkendecke. Vielleicht konnte er von dem Alten erfahren, was ihm so sehr am Herzen lag.

Aus der dunkelsten Ecke des Raumes hervor tickte schwer die alte Standuhr. Aus der Küche hörte man Paulsens und Fietes Stimmen. Sie schienen einen kleinen Streit miteinander zu haben.

„Hört mal zu Voß. Ich hätte Euch gern mal etwas gefragt."

„Immer nur zu, Karssen."

„Was meint Ihr, — ob man noch im Winter mit dem Boot nach Dänemark herüber kann?"

Voß zog die Stirn kraus. „Bei gutem Wind brauchte man einen guten halben Tag für die Fahrt. Bei Nordwest, wie wir ihn jetzt haben, braucht man fast noch einmal so lange."

„Ich meine, ob's überhaupt möglich ist —"

„Warum nicht? — Ist natürlich eine gewagte Sache und man müßte es bald machen, ehe die richtigen Herbststürme einsetzen. — Was willst du denn da drüben in Dänemark?"

„Ich och — ich meinte nur so. Mal vielleicht eine kleine Spritztour hinüber — —"

„Höre mal, Karssen, die Zollboote sind verdammt auf dem Posten. Erst neulich haben sie einen geschnappt, der so ein paar Flaschen Schnaps schmuggeln wollte, — einen von Hellebye —"

„Ach Unsinn. Ich will doch nicht schmuggeln."

„Was willst du denn sonst drüben?"

Karssen antwortete nicht gleich. Seine Gedanken arbeiteten wie im Fieber.

„Na, also rede schon."

„Ihr meint, man könnte es also wagen, — morgen oder übermorgen?"

„Wenn du einen findest, der mit dir fährt — allein kannst du es natürlich nicht. Aber Jan würde wohl mit dir kommen."

„Nein, nein, den kann ich nicht gebrauchen. — Wie wäre es, wenn Ihr mitkommt — —?"

„Ich?" Der alte Voß lachte leise. „Du vergißt wohl mein Stelzbein und daß ich auf den Leuchtturm gehöre."

„Da könnte Geelke Euch doch mal vertreten. Hat sie doch schon manchesmal gemacht, wenn Ihr krank wart! Und das Steuer halten könnt Ihr doch auch — trotz Eures Stelzbeins —"

„Nein, nein, Karssen, da mache ich nicht mit. Und wenn du auf meinen Rat hörst, dann läßt du die Finger von der Geschichte —"

„Von welcher Geschichte?"

„Na, irgendwas ist doch dabei nicht in Ordnung! — Schmuggel meine ich. — Aber du willst es ja nicht wahr haben —"

„Guten Abend."

Im Hintergrund des Raumes hatte sich die Tür geöffnet, hinter der eine enge Treppe ins obere Stockwerk zu den Gastzimmern führte. Der Maler stand auf der Schwelle.

Es war fast etwas Unheimliches in dem starren Blick, mit dem er die beiden Männer musterte — jedenfalls empfand es Karssen so.

„Guten Abend!"

Der Maler schob sich schwerfällig hinter einen Tisch neben der Standuhr, zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und entfaltete es umständlich.

„Ja, Karssen, wenn du also auf meinen Rat hörst, dann läßt du diese Fahrt nach Dänemark bleiben! Hast ja schließlich seit zwei Jahren nicht mehr im Fischerkahn gesessen — —"

„Ist schon gut, Voß. Reden wir nicht mehr davon."

„Nicht wahr, du läßt die Finger davon?"

Wenn er bloß davon aufhören wollte, der alte Voß. Der Maler blickte schon ganz neugierig hinüber.

„Ja, ja, ist schon gut."

Dann kam Paulsen aus der Küche und versicherte seinem Gast, daß das Abendessen sogleich auf dem Tisch stehen würde.

„Und bringen Sie mir noch eine Zigarre, Herr Wirt."

Karssen griff nach seinem Hut. „Kommt Ihr gleich mit, Voß?"

„Geh nur immer vor und sag der Deern, daß ich auch gleich komme. Nur noch einen Köhm, Paulsen."

Wieder öffnete sich die Tür im Hintergrund des Gastzimmers. Die Frau von vorhin kam wieder zögernd über die Schwelle, jetzt in einem Gummimantel und mit einem breiten schwarzen Band um das Haar.

„Lassen Sie doch inzwischen meinem Mann das Abendessen auf sein Zimmer bringen, Herr Wirt. Ich esse dann nachher. Erst will ich noch ein Stück an die frische Luft —"

„Ist heute sehr frisch, die Luft," lachte Paulsen behäbig.

Sie ging dicht an dem Tisch vorüber, an dem Karssen und der alte Voß saßen. Nur einen einzigen, flüchtigen Blick warf sie auf die beiden Männer, dann eine unmerkliche, ruckweise Kopfbewegung, — und gleich darauf fiel die Tür hinter ihr ins Schloß.

„Also — — also, ich gehe dann schon, Voß — Wiedersehen bis nachher."

Er schien es mit einem Male sehr eilig zu haben, der Karssen. Na ja, er wußte ja, daß Geelke auf ihn wartete.

Und der alte Voß schmunzelte. „Meinen Köhm kannst du mir endlich bringen, Paulsen."

★

Dort neben dem Holzschuppen stand sie. Der helle Schein des Leuchtfeuers zeichnete ihre Gestalt gegen die Bretterwand unheimlich deutlich ab.

„Magda —"

Karssen rief den Namen ganz leise. Er wußte

nur zu gut, daß die Frau ihn nicht hören konnte. Der tiefe Orgelton des Windes verschlang seine Stimme.

Noch näher schritt er an den Schuppen heran, blieb abermals stehen.

„Magda —"

Und wieder strich der bleiche Lichtkegel über die Frau dahin, gab ihr etwas Unwirkliches, Geisterhaftes. Reglos stand sie da, die Augen groß und angstvoll auf den Mann gerichtet.

Dann wurde es wieder dunkel. Karssen sah einen Schatten an der Wand des Schuppens huschen, verschwinden — —

Hastig folgte er der Flüchtenden, holte sie hinter der nächsten Ecke ein, umklammerte ihr Handgelenk, zwang sie zum Stehenbleiben.

„Magda!"

Hier standen sie geschützt. Hier konnte der Strahl des Leuchtfeuers sie nicht verraten.

„Wie kommst du hierher?"

„Vorhin mit dem Dampfer."

„Und ist er auch mitgekommen?"

„Ja, Karssen."

„Aber ich verstehe nicht —"

„Komm weg von hier! Irgendwo, wo wir sicher sind."

„Wir können in die Dünen gehen, dort wird er uns nicht finden."

„Dann komm, ehe es zu spät ist."

„Aber willst du mir nicht sagen —?"

„Nachher, Karssen, nachher."

Sie brauchten nur den Ausläufer der Landstraße zu überqueren, um auf die andere Seite des Strandes zu gelangen, wo die Dünen begannen. Karssen wartete, bis der Schein des Leuchtfeuers abermals nach Süden gegangen war, dann zog er die Frau mit sich.

Mit dumpfen Stößen wirbelte der Wind den Sand zu feinen Wolken auf. Ein paar Regentropfen klatschten hernieder.

„Weiß er, daß du —?"

„Ich sagte ihm, daß ich noch auf einen Augenblick an den Strand wollte, aber er wird es sich denken können, daß ich dich suchte."

„Und warum alle diese Heimlichkeiten, Magda? Als wir uns vor vier Tagen in Hamburg trennten, war doch alles klar zwischen uns."

„Er hat die Briefe gefunden, die du an mich schriebst. — Aber das ist nicht der eigentliche Grund. Ich weiß nicht, was dahinter steckt, daß er plötzlich hierher wollte. Ich weiß nicht, was er mit dir vorhat, Karssen. Heute früh kam ihm der Entschluß — ganz plötzlich —"

Karssen starrte in die Finsternis. Hier im Schutz der hohen Düne sah man nicht das Leuchtfeuer, — nur den schwachen Abglanz seines Scheines in den zerfetzten Wolken.

„Ich muß mit ihm sprechen, ihn fragen, was das bedeuten soll —"

„Gewiß mußt du das, — aber vorher — — wollte ich dich noch warnen, Karssen."

Er fühlte kaum, wie die Frau seine Schultern mit ihren Armen umschlang, und als er es gewahr wurde, machte er sich hastig frei.

„Nein, Magda, nicht. Ich muß — — du mußt doch begreifen — — Herrgott, was will er denn von mir? — Ich muß es wissen."

„Er wird es dir schon sagen, Karssen."

„Gleich will ich es wissen, gleich. — Ich werde zu ihm in das Gasthaus gehen — —"

„Nein, das darfst du nicht. Laß ihn an dich herankommen. Karssen, laß ihn nicht merken, daß du Angst hast."

„Angst. — — Ich wüßte nicht, wovor ich Angst haben sollte. Es ist doch alles klar zwischen uns, — ist ein glattes Geschäft gewesen. Er die Hälfte und ich die Hälfte — — und ich glaube nicht, daß er sich die schlechtere Hälfte gewählt hat. — Was will er also von mir? Warum ist er hergekommen? — Das ist doch alles gegen unsere Abmachungen!"

„Es wäre nicht das erste Mal, daß er alle Abmachungen über den Haufen wirft."

„Aber bei mir soll er kein Glück haben. Bei mir nicht! Ich halte, was ich habe — — wenn er es darauf abgesehen haben sollte!"

„Und wenn er mit Gewalt —?"

„Ich kann ihm auch mit Gewalt antworten, Magda. Er soll sich hüten. — Er hat mich soweit gebracht — und ich werde einen Schritt weiter gehen, wenn er — —"

„Karssen!"

„Ja, wenn er mich zum Aeußersten treiben will, — er soll als erster die Folgen spüren. Vor mir selbst habe ich damals mein Leben verpfuscht. Ich will es nicht umsonst getan haben."

„Was willst du tun?"

„Jetzt noch nichts. Aber — alles, wenn er mit mir ein falsches Spiel treiben will! — Er soll sich hüten, mit mir anzufangen!"

Schärfer pfiff der Wind durch das enge Dünental. Schwere Regentropfen lösten sich aus den Wolken.

Unwillkürlich drängte sich die Frau dichter an den Mann.

„Wenn du mich von ihm befreien würdest, Karssen! Du weißt ja nicht, wie er mein Leben vergiftet hat — —"

Er antwortete nicht.

★

Schon beim Eintreten ließ der alte Reimers suchend seinen Blick durch das Gastzimmer wandern.

„Karssen nicht da?"

Nein, da saß nur der alte Maler hinter seinem

Abendessen. Und dort drüben hockte der alte Boß, das leere Glas vor sich.

Langsam ging der alte Reimers auf den Tisch des Leuchtturmwächters zu und ließ sich ihm gegenüber schwer auf die harte Bank fallen.

„Guten Abend, Boß."

„Guten Abend, Reimers."

„Hast du nicht den Karssen gesehen? — Er wollte doch hier bei Paulsen sein —"

„Ist vor ein paar Minuten zu Geelke, gegangen, dein Karssen."

„Zu Geelke, — hm, hm."

Detlev Reimers zog seine Stummelpfeife aus der Tasche und stopfte sie, setzte sie umständlich in Brand — verdammt, war wohl verstopft, das Ding — wollte nicht recht ziehen.

„Wird nun wohl bald eine Hochzeit geben auf Norderhöft, Boß?"

„Wird wohl so sein, Reimers."

„Und passen auch gut zusammen, die beiden, — dein Mädel und mein Junge."

„Ich habe nichts gegen deinen Karssen."

Fiete Paulsen steckte den Kopf durch die Küchentür. „Ach der Reimers. Karl wird gleich kommen."

„Hat noch Zeit mit meinem Bier, hat noch Zeit."

Klirrend legte der Maler Messer und Gabel auf den Teller zurück. Lehnte sich in seinen Stuhl und griff wieder nach der Zeitung, hinter der er sich wie hinter einem Wall verschanzte, taub und stumm für seine Umwelt.

„Ich meine, Boß, nun wäre es auch an der Zeit, daß wir beide Frieden schließen miteinander."

„Wüßte nicht, daß wir in Feindschaft sind, Reimers."

„Doch, doch, Boß. Warum sollen wir uns belügen. Seit langen Jahren liegt es zwischen uns, — und waren doch früher gute Freunde. Und alles nur deswegen, weil die Hanna dich damals ausschlug —"

„Du sollst davon nicht reden, Reimers." Der Alte sagte es ganz ruhig, aber wie eine heimliche Drohung lag es in seinen Worten.

Wollte Reimers ihn nicht verstehen, oder ließ ihm Karssens Heimkehr das Herz überlaufen in seiner Freude, wie er sie lange nicht mehr gekannt hatte?

„Dreißig Jahre sind eine lange Zeit, Boß. In dreißig Jahren sollte man vergessen können. Wenn die Hanna eben lieber zu mir wollte als zu dir."

„Ja, dreißig Jahre sind eine lange Zeit. Vor dreißig Jahren fanden sie die Hanna da drüben an der Südbucht —"

„Die Flut hatte sie überrascht."

„Nein, Reimers, mit dem Märchen kommst du mir nicht davon. Hanna war damals schon drei Jahre auf der Insel. Sie wußte um die Tücke des Meeres wie wir selbst."

„Und doch war die Flut schneller als sie."

Der alte Boß starrte in sein leeres Glas. „Ich meine immer, daß sie mit Willen in das Wasser gegangen ist."

Eine ganze Weile schwieg Detlev Reimers. In seinem verwitterten Gesicht kam und ging die Farbe. Dann plötzlich zerbrach das Mundstück der Pfeife zwischen seinen knochigen Fingern.

„Das darfst du nicht noch einmal sagen, Boß."

„Du kannst mir nicht verbieten, es zu denken."

„Ich — — ich — — warum? — Warum sollte sie mit Willen in das Wasser gegangen sein, die Hanna?"

„Weil sie nicht glücklich war bei dir, Reimers."

„Das ist eine Lüge! Wir waren glücklich! Wir hatten unseren Jungen, den Karssen —"

„Und trotzdem war sie nicht glücklich, die Hanna! — Vielleicht war das nicht einmal so sehr deine Schuld, Reimers. Vielleicht war es die Insel, das weite Wasser, die große Einsamkeit, — — aber du gabst ihr nichts, was sie darüber hinwegbringen konnte."

„Ich gab ihr, was ich hatte."

„Das war zu wenig. Mit leeren Händen standst du vor ihr, — und mit deinen leeren Händen hättest du die Hanna niemals an dich ketten dürfen."

„Und du — hättest du ihr mehr geben können?"

„Nein, das hätte hier auf der Insel keiner gekonnt. — Aber wir hätten sie ziehen lassen müssen, wie sie gekommen ist. Du hättest nicht versuchen sollen, sie zu halten. Aber du nahmst sie dir — und gabst ihr nichts. Und das Ende war dann die Südbucht."

Detlev Reimers schob seinen Körper über den Tisch auf den alten Boß zu. Seine Augen blickten tot und leer.

„Vielleicht wirst du es einmal bereuen, was du jetzt gesagt hast, Boß. Vielleicht — — sage ich dir einmal die ganze Wahrheit, — vielleicht —"

„Du brauchst mir die Wahrheit nicht zu sagen. Die Wahrheit kenne ich, wir wollen überhaupt nicht mehr davon reden, Reimers. Es führt zu nichts, — und es ist besser, wenn wir die Vergangenheit nicht mehr aufrühren, damit es sich nicht einmal zwischen Karssen und Geelke stellt."

Der Fischer antwortete nicht. Schwerfällig erhob er sich von der Bank und ging zu der Tür.

Einige Minuten blieb es still in dem niedrigen Raum, bis von der Treppe im Innern des Hauses her schnell Schritte ertönten. Gleich darauf erschien ein Mann in dem Gastzimmer.

„Wo ist der Wirt?"

Und als Paulsen aus der Küche auftauchte: „Wissen Sie, wo meine Frau ist?"

„Sie ging vorhin an den Strand und sagte, daß Sie das Abendbrot auf Ihr Zimmer gebracht haben wollen —"

„Ja, ja, das ist ja auch schon geschehen. Aber —"

Der Mann durchquerte das Zimmer, öffnete die Tür zur Straße hinaus. „Eine Finsternis ist das hier — —"

„Ihre Frau wird sicher gleich zurück sein. Aber wenn Sie wollen, kann ich Ihnen ja eine Laterne —"

„Danke, nicht nötig."

Und er verschwand in der Nacht.

„Ein drolliger Gast, den du hast, Paulsen."

Der Wirt warf einen bedeutsamen Blick auf den Maler hinüber, trat dann dicht an Boß heran. „Haben nun mal ihre Launen, die Leute aus der Stadt. — Hast du gesehen? Fein angezogen, was? Und Ringe an den Fingern, wie ein Weibsbild. — Ja, da steckt Geld, mein Lieber!"

Er hatte leise gesprochen, damit der Maler es nicht hören sollte.

„Fein angezogen, ja. Und Geld — mag sein. Aber gefallen hat mir der Kerl beileibe nicht. Hast du seine Augen gesehen? Konnte einen nicht anschauen, immer an einem vorbei."

„Laß ihn doch. Für seine Augen kann keiner. — Und hat einen eleganten Lederkoffer mit. Seine Frau auch —"

„Na, denn gib noch einen Köhm zum Abschied, Paulsen. Wird so langsam Zeit, daß ich aufbreche. Geelke und Karssen werden schon auf mich warten."

★

Da ganz unten am Fuße des Leuchtturms das kleine Fenster — — die Kerze in Geelkes Zimmer brannte. Deutlich waren die Schattenrisse der beiden Blumentöpfe zu erkennen, die das Ziegelsims schmückten.

Geelkes Fenster — —

Ob Karssen wohl bei ihr war?

Soeben noch hatte Jan einen heimlichen Blick durch das Fenster in Paulsens Gastzimmer geworfen. Karssen hatte nicht dort gesessen. Und nun strich er einsam durch die nächtlichen Dünen, — ziellos und doch mit einem Ziel vor den Augen — —

Geelkes Fenster.

Irgend etwas zog ihn dort hin, — und wenn es der Wunsch war, der brennende, zerfleischende Wunsch zu wissen, ob jetzt wohl Karssen bei ihr im Zimmer saß.

Wind und Regen — —

Jan schlug den Kragen seiner abgetragenen Jacke über die Ohren. Nur gut, daß er vorher mit dem Vater die Netze in Sicherheit gebracht hatte.

Das heißt, jetzt hörte der Schauer wieder auf. Da hatte wohl der Wind die Wolken zerrissen. War es nicht da oben schon wie ein dunkles Fleckchen Himmel mit ein paar Sternen?

Schon wieder verschwunden — —

Ach Unsinn. Nach Hause gehen, sich die Decke über die Nase ziehen, nichts sehen, nichts hören.

Schwerfällig stampfte Jan über den grasbewachsenen Rücken der Düne in die Richtung auf das Dorf zu.

Und blieb plötzlich stehen, bohrte seinen Blick in die Nacht.

Vor ihm zwei Gestalten. Daß die ihn noch nicht bemerkt hatten — —

Waren es Karssen und Geelke?

Lautlos ließ er sich zu Boden sinken. Eigentlich hätte er ja davonlaufen sollen, aber es war, als ob ihm die Füße den Dienst versagten.

Karssen und Geelke?

Der schwache Abglanz des Leuchtfeuers wanderte von der Wolkendecke über die Düne hin, floh wieder zum Meer zurück.

Nein, Geelke war es nicht. Karssen — ja, und eine fremde Frau. — —

Wie war sie hierher auf die Insel gekommen? Paulsen hatte jetzt keine Gäste mehr, — oder doch, heute mit dem Dampfer — ja, so mußte es sein!

Wenn er nur hätte hören können, was die beiden da in den Dünen zu besprechen hatten. Aber der Wind — —

Gewiß, er konnte sich näher heranschleichen, aber dann war die Gefahr einer Entdeckung — —

Aber er mußte Gewißheit haben!

Näher heran — — vorsichtig durch den Strandhafer — da drüben war ein einziger niedriger Hügel — — wenn er den erreichte — —

Nein, da kam das Leuchtfeuer hin. Dort mußte man ihn sehen.

Jan preßte sich dicht an den Boden. Spähte angestrengt in die Nacht hinaus.

Und wieder eine Wolkenbank, die einen dünnen Regenschauer mit sich brachte. Der Strahlenkegel des Leuchtfeuers streifte über die Wolkenbank dahin, kam näher, näher — —

Die Dünen schimmerten heller auf. Wie ein erfrorenes Meer lagen sie jetzt da.

Und gegen diese ungewisse Helligkeit zeichnete sich eine Silhouette ab, — zwei Menschen, — fest umschlungen, — Karssen und die fremde Frau.

Fest umschlungen — —

Jan sprang auf. Gut, mochten sie ihn doch jetzt sehen. Er hatte Gewißheit.

In jagendem Lauf keuchte er durch das Dünental, strauchelte, fiel in den Sand. Wieder auf. Weiter. Auf das Leuchtfeuer zu.

Geelke sollte erfahren, wie Karssen ihre Treue belohnte.

Hinter dem nächsten Sandhügel war er in Sicherheit, warf sich nieder, blickte noch einmal zurück.

Da standen die beiden noch immer. Sie hatten ihn nicht bemerkt. Die Dunkelheit hatte ihn geschützt.

Weiter, — zu Geelke. Um die Düne herum.

Da erhob sich auch schon der Leuchtturm schwer und schwarz gegen den Himmel mit seinen jagenden Wolken. Der Leuchtturm, — und ein einziges, erhelltes Fenster ganz unten, — das Fenster von Geelkes Zimmer.

Ja, sie sollte erfahren — alles — und dann —

Hier fauchte der Wind mit seiner ganzen ungebändigten Kraft über den Sand dahin. Dichte Sandwolken wirbelten auf, zerstoben.

Jan schloß die Augen zu einem Spalt.

Weiter, nur weiter — zu Geelke.

Verbissen kämpfte er gegen den Sturmwind an, warf sich vorwärts in den tobenden Wirbel von Sand und Regentropfen, Schritt um Schritt.

Ganz unvermittelt war die Luft wie tot, nichts mehr zu spüren von dem wilden Kampf der Elemente. Er war im Schutz der Leuchtturmmauer angekommen.

Aufatmend blieb er stehen, — dicht vor der schwarzen Eichentür, die den Turm gegen die Außenwelt abschloß.

Noch einen Schritt — und noch einer. Seine Hand umschloß die Eisenklinke und drückte sie nieder.

Verschlossen!

Aber zwei Schritte weiter nach links war das Fenster. Und diese zwei Schritte kosteten Jan mehr Ueberwindung, als sein ganzer Weg hierher. Er wußte selbst nicht, was da mit einemmal in ihm wach geworden war, — irgend ein ungewisses Gefühl — ein Zweifel — —

Nein, nein, Geelke mußte die Wahrheit erfahren, — jetzt gleich — —

Da war das Fenster mit den gerafften Gardinen, mit den beiden Blumentöpfen auf dem Sims.

Drinnen brannte auf der gemalten Truhe noch immer die Kerze, flackerte auch wohl ein wenig unter den wilden Windstößen, die den Turm erschütterten.

Und vor der Truhe hockte Geelke auf einem Schemel, den Rücken zum Fenster gesenkt.

Woran sie wohl denken mochte? Vielleicht an Karssen, den sie nun vergeblich erwartete, der mit der fremden Frau da hinten in den Dünen stand — —

Jan hob langsam die Hand, krümmte die Finger. Einmal pochte er leise gegen die Fensterscheibe, — noch einmal, denn Geelke schien nicht gehört zu haben.

Jetzt regte sie sich, hob lauschend den Kopf, stand langsam auf — —

Jan sah das Bild in ihrer Hand, — Karssens Bild, wie es auch zu Hause im Zimmer des Vaters hing.

Karssens Bild — —

Wie gelähmt sank ihm die Hand am Körper herab. Als Geelke zögernd auf das Fenster zugeschritten kam, taumelte er einen Schritt zur Seite, preßte sich eng gegen die Steinmauer.

Das Fenster klirrte, dann Geelkes Stimme fragend — —

Es war Jan, als ob eine unbarmherzige Faust seine Kehle fest umklammerte. Er schloß die Augen und wartete.

Dann klirrte abermals das Fenster. Nur noch das Heulen des Sturmes klang durch die Nacht.

Warum? — Warum hatte er geschwiegen? Warum hatte er sie nicht hinausgeschrien, die Wahrheit?

Karssen betrügt dich — —

Warum nicht?

Weil Karssen der Aeltere war und weil der Vater Jan immer dazu erzogen hatte, das Recht des Aelteren zu achten? Oder — — weil er Mitleid hatte mit Geelkes Liebe?

Nein, er wußte es nicht. Wußte nur, daß er jetzt einen Augenblick versäumt hatte, der vielleicht nie, nie wiederkehren würde.

Und wußte, daß er jetzt nie mehr die Kraft besitzen würde, sie ihm streitig zu machen. Nie mehr — —

★

„Karssen — — du versprichst mir — —?"

„Ich kann nichts versprechen, Magda. Du mußt doch begreifen —"

„Ich will endlich frei sein von ihm, Karssen! Bei dir will ich bleiben! Du wirst mich nicht so unmenschlich quälen! Bei dir bin ich ganz sicher — —"

„Nein, nein — —"

„Karssen — —"

Ihre Arme hielten ihn fest umschlungen. Ihre Stimme bettelte und warb. Tödliche Angst klang aus ihren Worten — — und tausend Verheißungen — —

„Morgen, Magda. Ich muß erst mit ihm sprechen — — und dann — — vielleicht gibt er dich frei — —"

„Du bist feige!"

Wie ein Peitschenhieb traf ihn dieses Wort. Sein Körper straffte sich. Hart löste er ihre Arme von seinen Schultern.

„Du weißt ja nicht, was du da sprichst! Was du von mir verlangst, Magda. Morgen denkst du vielleicht wieder ganz anders darüber —"

„Du weißt ja selbst, daß das nicht wahr ist."

„Magda!"

Nein, so kam er nicht von ihr frei, — das fühlte er. Er wollte auch gar nicht frei sein. Seit Magda heute abend wieder aufgetaucht war, seit

er ihre Stimme wieder gehört hatte, ihre Lippen heiß auf seinem Mund gefühlt, — — nein, er wollte sie nicht wieder verlieren. Aber der Preis war hoch, den sie verlangte.

„Magda, hör doch — —“

Sie hatte sich abgewandt, stand starr und regungslos, wie von einem jähen Schrecken versteinert.

Und da sah er auch die schattenhafte Männergestalt, die da am Rande der Düne stand.

„Magda!“ Eine scharfe und schneidende Stimme rief den Namen.

Also hatte er sie doch entdeckt.

Schwerfällig tat Karssen ein paar Schritte auf den Mann zu. Seine Arme pendelten haltlos an seinem Körper hin und her.

„Korssakow — — wie kommen Sie hierher?“

„Das dürfte Ihnen wohl Magda schon erklärt haben, Reimers. — — Komm, Magda!“

„Einen Augenblick noch, Korssakow — —“

„Morgen, mein Lieber, — morgen. Jetzt ist wohl nicht die Zeit und die Gelegenheit dazu, unsere kleine Angelegenheit ins Reine zu bringen.“

Seine harte Aussprache verriet den Ausländer.

„Aber wollen Sie mir nicht sagen — — “

„Jetzt nichts. — Morgen. — Komm, Magda.“

Als die Frau seinem Befehl nicht gehorchte, trat er dicht auf sie zu, drohend, ergriff sie beim Arm und zerrte sie mit sich, — dem Fußweg zu, der durch die Düne führte.

„Karssen!“ — Es klang wie ein Hilferuf.

Karssen Reimers rührte sich nicht. Das, was er heute erlebt hatte, das hatte ihn in einen Taumel der Angst und Ungewißheit gestürzt, in einen Irrgarten der Empfindungen, aus der er keinen Ausweg fand.

„Komm jetzt, Magda!“

Er ließ es geschehen, daß der andere die hilflose Frau mit brutaler Gewalt entführte. Und er stand noch immer regungslos auf dem gleichen Fleck zwischen den Dünen, nachdem Magda und Korssakow schon längst entschwunden waren.

Was nun — was nun?

Wie die Finsternis rings um ihn war dieses Rätsel, wie die Finsternis voll unbekannter Gefahren und Aengsten.

Vielleicht, daß er sich wieder sicher fühlen würde, wenn morgen die Finsternis dem Tage gewichen war, wenn er Korssakow zu Angesicht gegenüberstand.

Vielleicht. — —

Allmählich gewann Karssen die Herrschaft über sich selbst wieder zurück. Mit einem kurzen Auflachen tastete er nach dem Zigarettenetui, ließ es aber dann in der Tasche stecken. Hätte ja doch keinen Zweck gehabt, bei diesem Wind ein Streichholz anzünden zu wollen.

Nach Hause gehen, das war wohl das beste, was er jetzt tun konnte. Nach Hause gehen und schlafen.

Denn hundemüde war er, — das merkte er jetzt deutlich, wo der Bann gebrochen war und die Erregung langsam von ihm wich. Müde zum Umfallen.

Schwerfällig schlug er die gleiche Richtung ein, in der Magda und Korssakow verschwunden waren, gelangte endlich auf den breiten Fußweg.

Zur Linken erhob sich der düstere Turm in den Nachthimmel. Gleichmäßig wanderte sein greller Strahl über Meer und Insel.

Ob er jetzt noch zu Geelke ging? Eigentlich hatte er es ihr ja versprochen, aber — — — nein. Sie würde ihm anmerken, daß etwas geschehen war. Sie hatte so scharfe, so klare Augen, die Geelke, Augen, vor denen man die Wahrheit nicht verbergen konnte. Und dann war ja jetzt auch alles so gleichgültig.

Magda war hier und Korssakow.

Er hatte nicht gedacht, daß er die beiden noch einmal wiedersehen würde. Vor vier Tagen der Abschied von der Frau war ihm nicht leicht gefallen und nach alledem, — nach alledem, was zwischen ihnen gewesen war. Und nun wußte auch Korssakow davon.

Aber das konnte unmöglich der Grund seines Kommens gewesen sein. Irgend etwas lauerte da im Hintergrund, — eine große Angst.

Unsinn — Angst! Woher sollte Karssen denn Angst haben? Korssakow konnte ihm doch nichts anhaben! Und wenn er mit der Polizei drohen sollte, dann konnte Karssen darüber nur lachen.

Nun war er am Anfang des Dorfes angelangt. Dort drüben lag Paulsens Gasthaus. Hinter den Fenstern des Gastzimmers brannte noch Licht. Und jetzt wurde es auch hinter einem Fenster im oberen Stockwerk hell, — sicher war es das Zimmer, in dem Magda und Korssakow wohnten.

Ein paar Augenblicke stand Karssen regungslos auf der Straße und starrte das Gasthaus an. Seine Gedanken arbeiteten wie im Fieber.

Wenn alles gut ging, — wenn er morgen oder spätestens doch übermorgen die Fahrt nach Dänemark wagen konnte, dann konnte ihm nichts mehr geschehen. Und wenn es im Boot zu gefährlich war bei diesem Wetter, dann mußte er zum Festland hinüber und mit der Eisenbahn über die Grenze. Aber das war vielleicht noch gefährlicher als der Weg über das Meer. Bei diesem Herbststurm waren die Zollboote sicher nicht sehr auf dem Posten. Und selbst wenn sie ihn erwischten, — dafür würde er schon sorgen, daß man nichts bei ihm fand. Die Sachen in das geflickte Segeltuch einnähen, es war ja so einfach. Keinem Zollbeamten würde es auffallen. Die suchten doch nur nach Schnaps, Butter und Tabak.

Und auf der Rückfahrt das viele Geld, — er würde es sich in dänischen Kronen auszahlen lassen. Papiergeld natürlich. Das war auch leicht unterzubringen. In Hamburg kannte er ja auch einen, der ihm die Kronen gerne einwechseln würde.

Und dann konnte er das Geschäft mit Paulsen abschließen, — dann gehörte das Gasthaus ihm.

Einen guten Namen mußte er noch finden, um in den Zeitungen Reklame machen zu können, — wenn erst mal genug Geld verdient wird, um ausbauen zu können, — „Gasthaus Norderhöft" — das klang gar nicht.

Nur gut, daß Korssakow ihm schon beim Abschied den Namen und die Adresse des Händlers gesagt hatte. Jetzt würde er es sicher nicht mehr tun.

Korssakow. — Na, morgen würde er ja sehen, was der nun eigentlich wollte. Er sollte sich hüten, dieser Russenhund. — Zögernd wandte sich Karssen ab, schritt auf das Haus seines Vaters zu.

Die Tür war unverschlossen. Schwere Atemzüge aus dem Zimmer zur Linken verrieten ihm, daß der Vater schon schlafen gegangen war.

Auch Jan lag in seinem Bett. Er rührte sich nicht, als der Bruder den gemeinsamen Schlafraum betrat.

Umso besser.

Karssen riß ein Streichholz an, setzte die Kerze in Brand, die auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers stand. Ein Blick zu Jan hinüber, — ja, der schlief fest, den Kopf zur Wand gedreht.

Wieder öffnete Karssen seinen Koffer, holte das Nachtzeug heraus, breitete es über sein Bett, wollte den Deckel wieder zuwerfen und hielt mitten in der Bewegung inne.

Seine Hand zitterte leicht, als er sie in den Koffer senkte. Aber er brauchte nicht lange zu suchen. Gleich auf den ersten Griff fand er das flache Päckchen, umkrampfte es mit seinen Fingern, wandte sich erst noch einmal zu Jan um, ehe er es aus seinem Versteck holte. Nein, Jan schlief ganz ruhig — —

In billiges, braunes Papier war es eingewickelt, mit einer Schnur umschlungen. Karssen öffnete den Knoten, warf ungeduldig das Band zu Boden. Das Papier knisterte leise, als er es von dem Päckchen entfernte.

Aufatmend hielt Karssen ein dunkelbraunes Lederetui in der Hand. Mit dem Daumen drückte er auf den Stechverschluß, klappte den Deckel zurück.

Da lag auf einem weichen Bett von blauem Samt ein Perlenkollier, ein in Platin gefaßter Saphir in der Mitte. In funkelnden Reflexen warf der Edelstein das Licht der Kerze zurück. Man mußte die Augen schließen. —

Was war das gewesen? Hatte da nicht das Bett geknarrt, — Jans Bett? Vielleicht hatte er sich im Bett bewegt?

Karssen schloß das Etui, schob es mit fiebernder Hast zurück in den Koffer, warf den Deckel zu, drehte den Schlüssel um, richtete sich schweratmend auf.

„Jan — —" Ganz leise nannte er den Namen. Keine Antwort — —

Und jetzt nur schlafen — schlafen — —

Aber bis in seine Träume hinein verfolgte ihn die ruhelose Angst, stand unerbittlich deutlich in seinem Gesicht, dem der Schlaf die Maske abgerissen hatte — —

3.

Fast mochte es scheinen, als habe sich über Nacht das Wetter zum Besseren gewendet. Nicht mehr so niedrig, nicht mehr mit der gleichen jagenden Hast wie am vergangenen Abend zogen die Wolken über den Himmel dahin. Hier und da zeigte sich sogar ein blaues Fleckchen in der grauen Wand, ein gelblich-weißer Sonnenfleck huschte über die Dünen dahin, verschwand nach Osten zu, zum Festland, das als schwarzer Streifen am Horizont zu erkennen war.

Auch die Wellen brüllten nicht mehr mit solcher Macht gegen den Strand an, und nur ganz weit draußen auf dem Meer sah man noch die weißen Schaumkämme. —

Aber Geelke wußte es besser. Wenn der Himmel so aussah, dann war für den Abend wieder Sturm zu erwarten, — und sicherlich ein anderer Sturm als der, den sie gestern mit Jan im Fischerkahn erlebt hatte.

Sie schritt die drei Steinstufen von der Tür des Leuchtturms zum Strandweg hinab. Wandte sich überrascht um — —

„Na, Fräulein, wie wird das Wetter denn nun werden?"

Auf seinem Klappstühlchen saß er da im Windschutz des Leuchtturms vor seiner Staffelei, der alte Maler, hatte sich gerade die Stelle des Hügels ausgesucht, von der man das Dorf und die ganze nördliche Hälfte der Insel überblicken konnte. In dem offenen Köfferchen neben ihm am Boden lagen die Farbtuben in buntem Durcheinander. In der Linken hielt er die Palette, hatte den Pinsel zwischen die Zähne geklemmt und blickte abwechselnd auf Geelke und die leere Leinwand seiner Staffelei.

Sah übrigens recht gemütlich aus, der Mann, und jetzt im freundlicheren Licht des Vormittags auch gar nicht so alt. Nur — wie ein Maler sah er eigentlich nicht aus, jedenfalls nicht wie die Maler, die Geelke schon hier auf Norderhöft gesehen hatte.

„Wie wird denn das Wetter nun werden?"

Geelke Boß belächelte ihre eigene Ueberraschung. War doch wirklich nicht das erste Mal,

daß ein Maler sich dieses Fleckchen hier oben als Arbeitsplatz ausgesucht hatte.

„Nicht gut, fürchte ich. Es ist jetzt schon die Zeit der Herbststürme, und ich glaube, die werden nicht mehr lange auf sich warten lassen."

„Prächtig, prächtig! So ein Herbststurm über Meer und Insel, so was möchte ich auf die Leinwand bringen."

Er sprach ein wenig undeutlich. Vielleicht kam das daher, daß er immer noch den Pinsel zwischen den Zähnen hielt.

„Wenn der Herbststurm Ihnen nur nicht die Staffelei nebst Leinwand wegweht."

„Keine Angst, Fräulein, dann nagele ich die Leinwand ganz einfach an den Leuchtturm! Der wird hoffentlich stehen bleiben, was?"

„Hoffentlich—"

Geelke wußte selbst nicht, woher es kam, — aber der Fremde, der ihr gestern wirklich ein wenig unheimlich war, begann ihr zu gefallen. War nicht gleich so aufdringlich, wie es sonst manchmal die Maler zu sein pflegen, — und nicht nur die jungen.

„Wohnen Sie hier in dem Turm? — Ich frage nicht aus Neugier, müssen Sie wissen. Ich möchte nämlich erfahren, ob man da auch mal hinauf kann. Muß ein fabelhafter Blick sein da oben über das unendliche Meer —"

„Gewiß können Sie hinauf. Aber von der Aussicht werden Sie enttäuscht sein. Nur ein paar Nachbarinseln und das Festland bis hinauf zur dänischen Küste, — alles nur ein schwarzer Strich. — Wenn Sie es sich ansehen wollen —?"

„Nein, danke, Fräulein, jetzt nicht, mir liegt noch die Reise von gestern in den Knochen, und der Jüngste ist man ja auch nicht mehr. Zu der Besteigung muß ich mich erst mal ein bißchen erholen —" Und mit einem drolligen Seufzer blickte er an der Wand des Turmes empor. „Aber morgen vielleicht — —"

„Ja, kommen Sie nur. Mein Vater freut sich immer, wenn ihn mal jemand da oben besucht."

So an die Fünfzig mochte er wohl sein. Es war schwer zu schätzen. Sein mit tausend Falten und Fältchen übersätes Gesicht und das spärliche, graumelierte Haar ließen ihn vielleicht noch älter erscheinen, als er in Wirklichkeit war.

„Aber ich störe Sie in Ihrer Arbeit — —"

„Ganz und gar nicht. Ich habe es mit der Arbeit nicht so eilig. Seit über einer Stunde sitze ich schon hier, — und Sie können ja sehen, was ich bisher geschafft habe." Er deutete auf die leere Leinwand. „Ich warte eben auf einen tüchtigen Sturm, — darum bin ich ja jetzt im Herbst hierhergekommen auf die Insel."

Jetzt suchte er in den zahllosen Taschen seiner Jacke und brachte endlich eine reichlich zerknitterte und entblätterte Zigarre zum Vorschein, deren Spitze er umständlich abbiß.

„Sie gestatten doch, Fräulein?"

Geelke achtete schon nicht mehr auf ihn. Stumm blickte sie den Dünenweg entlang, an dessen fernster Biegung eine Männergestalt aufgetaucht war.

„Eigentlich hat mir der Arzt das Rauchen verboten, aber ich habe mir gesagt, sterben muß ich auf alle Fälle, — also lieber mit Dampf."

Ja, das war Karssen, der da langsam herbeikam, — so auffällig langsam. Und dabei mußte er doch Geelke schon längst erblickt haben.

„Sehen Sie, Fräulein, das ist nämlich: wenn man sich das Rauchen abgewöhnt hat — —"

Dann erst bemerkte der Maler, daß Geelke gar nicht mehr an seiner Seite stand. Im gleichen Augenblick verschwand das Lächeln aus seinen Zügen. Unter den buschigen Brauen hervor blickten seine tiefliegenden Augen zum Dorf hinüber, hart und kalt. Von hier aus konnte man auch ohne Fernglas erkennen, wer Paulsens Gasthaus betrat und verließ.

Nachlässig warf er den Pinsel in den Farbkasten, setzte sich bequemer zurecht.

Da stand jetzt im grauen Sportkleid eine Frau vor der Tür des Gasthauses, blickte suchend in die Richtung des Leuchtturmes — —

Na endlich — —

★

„Guten Morgen, Geelke —" Vergebens bemühte Karssen sich, ein selbstsicheres Lächeln in sein Gesicht zu zwingen. Es fiel ihm schwer, Geelkes klaren, fragenden Augen zu begegnen. „Hast gestern abend wohl vergeblich auf mich gewartet, was?"

„Ich habe so lange auf dich gewartet, Karssen, daß es auf diesen einen Abend auch schon nicht drauf ankommt."

Es war nichts von Bitterkeit in ihrer Stimme. Genau so wie sie immer sprach. Aber Karssen blickte unsicher auf und suchte in ihrem Gesicht nach dem Sinn ihrer Worte.

„Es ging wirklich nicht anders, Geelke. Ich hatte da noch eine wichtige Besprechung mit Paulsen — — und du sollst auch erfahren, was ich für Pläne habe. Gestern wollte ich es dir nicht sagen, wo doch Jan dabei war — —"

Eigentlich hatte er es ihr noch nicht sagen wollen, aber in seinem tiefsten Inneren fühlte er den Zwang, sich vor dem Mädchen rechtfertigen zu müssen.

„Sieh mal, Geelke, — ich habe etwas vor, etwas, das uns beide angeht. Du weißt ja, ich will jetzt hier bleiben auf der Insel, — bei dir, Geelke. Aber — nicht als Fischer. Das ist nichts für mich. Ich tauge nicht dafür, — und du sollst schließlich auch etwas anderes haben, als die Frauen hier —"

„An mich brauchst du bei deinen Plänen nicht zu denken, Karssen."

Er erschrak. Wie meinte sie das? Nicht an sie denken bei seinen Plänen? Und dabei hatte er doch immer an sie gedacht — —

Nein, damit belog er sich selbst. Nur an sich hatte er gedacht, nur an seinen Wunsch, hier auf der Insel einmal etwas anderes zu sein als Fischer von Norderhöft. Gasthausbesitzer, — das war noch etwas. Da stand man in Verbindung mit der Welt da draußen, da hatte man Gäste vom Festland. Da konnte man Geld verdienen.

„Geelke, nein, so darfst du nicht reden! — Ich — — mein Gott, hast du es mir denn so übel genommen, daß ich gestern nicht mehr kam? Es war schon zu spät geworden — —"

„Du brauchst dich gar nicht zu entschuldigen, Karssen. Ich will auch gar nicht deine Geheimnisse wissen —"

„Für dich sollen es doch keine Geheimnisse sein! Nur die anderen auf der Insel brauchen es vorläufig noch nicht zu erfahren, daß ich Paulsens Gasthaus kaufen will."

„So, das willst du tun?"

Das fragte sie so gleichgültig, als ginge es sie nichts an. Karssen Reimers fühlte, wie eine leichte Gereiztheit in ihm aufstieg.

„Höre mal, Geelke, so geht das nicht weiter. Ich brauche mich doch von dir nicht wie Luft behandeln zu lassen — bloß wegen gestern Abend! Das ist doch Dummheit!"

„Das ist auch nicht der Grund dafür, Karssen."

„So, — nicht? — Was dann? — Daß ich erst nach zwei Jahren zu dir zurückgekommen bin? Ist es das?"

„Wie du zu mir gekommen bist, Karssen, — das ist es! Nach zwei Jahren haben wir uns gestern wiedergesehen, — und nicht ein freundliches Wort hast du für mich gehabt. Nur Vorwürfe darüber, daß ich mit Jan zusammen gewesen bin — —"

„Jan liebt dich! Er hat es mir gestern selbst gesagt —"

Vielleicht hätte er es lieber nicht sagen sollen. Aber Geelke schien nicht einmal erstaunt über seine Worte.

„Das ist natürlich eine Kinderei von Jan, eine Dummheit. Aber du mußt doch begreifen, Geelke, daß es mich wie ein Schlag ins Gesicht traf, als er mir das sagte —"

„Laß Jan aus dem Spiel, Karssen!" Und dann — „manchmal glaube ich, daß ich unrecht getan habe, als ich dir mein Wort gab, Karssen!" Nein, sie konnte nicht lügen.

Karssen biß die Zähne zusammen. Nie hätte er geglaubt, daß ihm Geelke das sagen würde.

Wie sie jetzt so vor ihm stand, schlank und schön, mit dem flatternden Haarkranz um das gerötete Gesicht, mit den blitzenden Augen, da überfiel ihn jäh die Angst, sie verlieren zu müssen.

Magda — was war sie gegen Geelkes Reinheit, vor der man in die Knie hätte sinken mögen und sich schämen — schämen. — —

Herrgott, wenn nur die zwei Jahre auf dem Festland nicht gewesen wären, — diese zwei Jahre, die ihn zu dem gemacht hatten, was er jetzt war!

Das alles mit einem Strich auslöschen können, wieder ganz von vorn anfangen, als sei er nie weg gewesen. Alles vergessen — wenn erst noch das Letzte erledigt war. — —

„Nein, Geelke, — du bist jetzt ärgerlich auf mich — du weißt ja nicht, was du eben gesagt hast — aber das wird alles wieder gut werden. Wir wollen einmal in Ruhe über alles miteinander reden — Geelke!"

Plötzlich stand Magda mitten in dem Weg, den Blick ihrer dunklen Augen erstaunt fragend, verständnislos auf die beiden jungen Menschen gerichtet.

„Karssen — —"

Geelke zuckte wohl zusammen, als die unbekannte Frauenstimme den Namen rief, aber sie drehte sich nicht um nach der Ruferin.

Von tiefer Röte übergossen war Karssens Gesicht. Er murmelte ein paar unzusammenhängende Worte von „Entschuldige" und „Gleich wieder zurück sein", dann ließ er Geelke stehen und eilte auf Magda zu, die ihn regungslos erwartete.

„Was ist denn?"

„Korssakow will dich sprechen, er wartet im Gasthaus."

„Ich — —ich kann jetzt nicht —"

Geelke war zum Leuchtturm zurückgekehrt. Einen Augenblick lang blieb sie vor der Staffelei des Malers stehen, dann öffnete sie die schwere Eisentür und verschwand im Innern des Turmes.

„Wer war das Mädchen?" Magda war der Davoneilenden mit argwöhnischen Blicken gefolgt.

„Eine Bekannte von früher her — — eine Jugendfreundin —"

„Ist das auch wahr? Bedeutet sie dir nicht mehr?"

„Magda, — also ich bitte dich — — wenn du meinen Worten nicht Glauben schenkst — —"

„Ich frage ja nur. — Und jetzt geh zu Korssakow!"

„Also gut. — Kommst du mit?"

„Er wollte mit dir allein sprechen."

„Hast du immer noch nicht herausgebracht, was er eigentlich von mir will?"

„Er sprach darüber kein Wort mit mir."

Die Entschlossenheit, die ihn gestern noch erfüllt hatte, war auf einmal von Karssen abgefallen. Wie ein lähmender Bann war es über ihm. Er

hatte Angst vor Michael Korssakow, jämmerlich feige Angst.

Zögernd reichte er Magda die Hand.

„Ich will zu ihm gehen. Nachher werde ich dir dann sagen, was er von mir wollte. — Auf Wiedersehen."

Er ließ sie jetzt ungern allein. Vielleicht fürchtete er ein Zusammentreffen zwischen ihr und Geelke. Aber es blieb ihm ja keine andere Wahl.

Schon früh am Morgen, als der Bruder noch schlief, war Jan Reimers aufgestanden und an den Strand gegangen, um nach den Netzen zu sehen, das war jetzt seine Aufgabe, seit es mit der Gesundheit des Vaters nicht mehr zum besten stand.

Ein Blick zum Himmel hatte ihm gezeigt, daß es heute mit dem Fang wohl nichts sein werde. Man mußte ein weites Stück hinausfahren in See, um zu den ergiebigen Fischgründen zu gelangen, und wenn einen dann unterwegs der Sturm überraschte, konnte es ein gefährliches Abenteuer werden.

Auch die anderen Fischer, die er am Strande getroffen hatte, waren der gleichen Meinung. Nein, heute war es besser, die Netze im Schuppen zu lassen und zu warten, bis sich der Wind drehen würde. Mit diesem Nordwest war nicht zu spaßen, der war ein unzuverlässiger Patron.

Dann war Jan durch die Dünen zur Südbucht gegangen. Nur einmal, am Leuchtturm, hatte er halt gemacht. Aber da schliefen sie wohl noch zu dieser frühen Stunde.

In der Bucht hatte der Kahn genau so am Strande gelegen, wie Jan ihn gestern zurückgelassen hatte. Es war keine leichte Arbeit, das Fahrzeug zu Wasser zu bringen, denn heute kamen die Wellen nicht so hoch an den Strand.

Aber schließlich hatte er es doch geschafft.

Immer dicht unter dem Land war er zur Nordspitze gekreuzt und hatte dort das Boot am Steg vertäut. Dann war er langsam nach Hause gegangen, um zu frühstücken, denn am Morgen hatte er noch keinen rechten Hunger gehabt.

Unter dem Eichenbalken mit dem Friesenspruch war er gebeugt hindurchgeschritten — „Lewwer duad üs Slaav" — —

Der Vater war schon auf, Jan warf einen flüchtigen Blick auf Karssens Bett, — leer. Warf seine dicke Wolljacke ab, wusch sich die Hände, fuhr mit dem Kamm durch das dichte Haar.

Was war doch gestern abend gewesen? Nur undeutlich konnte er sich daran erinnern, hatte ja auch schon im Halbschlaf gelegen — —

Da stand Karssens Koffer auf dem Mitteltisch. Nachlässig darüber hingeworfen lag die Jacke, die er gestern getragen hatte.

Jan nahm sie, um sie in den Schrank zu hängen. Irgendetwas klirrte leise, — ein Schlüsselbund — —

Und das erinnerte ihn wieder an gestern abend.

Was hatte Karssens da nur aus dem Koffer hervorgeholt? So heimlich hatte er dabei getan — —

Es war, als ob eine unwiderstehliche Gewalt Jan dazu zwang, das kleine Schlüsselbund aus der Tasche von Karssens Jacke zu nehmen und die Schlüssel an dem Koffer zu versuchen.

Schon der dritte Schlüssel paßte, ließ den Riegel zurückschnappen — —

Nein, nein, das war gemein, was er da tun wollte. Er hatte ja kein Recht, hinter dem Bruder hinterher zu spionieren. Wenn Karssen seine Geheimnisse hatte, — gut, sollte er doch. Was ging das Jan an?

Und dann stand doch mit einem Mal der Koffer offen.

Gebrauchte Wäsche, unordentlich hineingestopft, ein abgetragener Anzug, ein Paar Schuhe — — ja, das dort mußte es gewesen sein, was Karssen gestern abend in der Hand gehalten hatte, — das dunkelbraune Lederetui — —

Mit einem leisen Knacken sprang es auf, als Jan zufällig auf den Knopf des Verschlusses drückte.

Eine Perlenkette, — — vielleicht ein Geschenk für Geelke?

Jan verstand nichts von Schmuck, aber er begriff doch, daß diese Kette mit dem bläulichen Stein einen großen Wert haben mußte.

Ob Geelke sich wohl darüber freuen würde? — Er selbst hätte ihr so etwas nie schenken können. Karssen mußte viel Geld verdient haben, um so eine Kette kaufen zu können. — —

Mit einem Male stand der Vater in der Tür.

„Willst du nicht frühstücken kommen?"

Hatte er gesehen, daß der Koffer offenstand? Hatte er das Lederkästchen in Jans Hand gesehen?

„Ja, Vater, gleich."

Der schwere Tritt des Alten verhallte draußen auf dem Vorplatz. Jan schob das Etui wieder in den Koffer zurück, warf den Deckel zu und schloß ab. Das Schlüsselbund steckte er wieder in die Jackentasche.

Karssen sollte nicht merken, daß er hinter seinem Geheimnis her gewesen war. — —

Drüben im Wohnraum klapperte Detlev Reimers mit Tellern und Tassen, deckte den Tisch in der Fensterecke.

„Und Karssen, frühstückt der denn nicht mit uns, Vater?"

„Der ist schon draußen am Strand, vielleicht zu Geelke hin."

Jan krallte die Fingernägel in den Handballen, um die Wahrheit nicht laut herauszuschreien, —

daß der Karssen die Geelke betrog und belog mit jedem Liebeswort, was er ihr sagte. Aber auch der Vater sollte nicht erfahren, was er gestern abend in den Dünen gesehen hatte.

„So, so, — zur Geelke hin. — — —"

★

Unwirsch schüttelte Karl Paulsen den Kopf. „Also ist das eine Art, Fiete. — Bis in den hellen Tag hinein zu schlafen, — und seine Frau ist schon eine ganze Weile unten am Strand! — „Fehlt bloß noch, daß er das Frühstück ans Bett gebracht haben will."

„Du weißt doch, die Stadtleute haben nun einmal ihre Angewohnheiten!" begütigte Fiete und machte sich zugleich heimlich ihre Gedanken, warum wohl heute ihr Mann eine so schlechte Laune haben mochte.

„Jedenfalls ist das eine Rücksichtslosigkeit, da kannst du sagen, was du willst, Fiete! — Ich will bloß froh sein, wenn ich das Gasthaus endlich verkauft habe! Mit einem richtigen Hotel kann einem so etwas doch nicht passieren."

Ach so, aus der Ecke pfiff der Wind! Um das Hotel ging es also! — Na, Paulsen wußte ja, wie seine eheliche Hälfte über seine Pläne dachte und daß sie niemals damit einverstanden sein würde, das gutgehende Gasthaus hier auf der Insel gegen einen unsicheren Hotelbetrieb drüben auf dem Festland zu vertauschen.

„Sei du doch bloß froh, daß du Gäste hast, Karl. Meinst du, daß in den großen Hotels jetzt auch nur ein einziger Gast ist?"

Paulsen knurrte irgend etwas vor sich hin und ging zum Schanktisch hinüber, um die Gläser von gestern abend zu spülen. Daß die Frau doch auch immer das letzte Wort haben mußte. Und dabei bot sich doch jetzt endlich eine Gelegenheit, das Gasthaus an den Mann zu bringen. Der Karssen Reimers wollte es kaufen, und wenn er das Geld dafür auf den Tisch legte, dann konnten vielleicht noch in diesem Jahr seine kühnsten Träume wahr werden.

„Mein Frühstück, bitte."

Da stand er ja auf der Schwelle des Gastzimmers, der Mann, über den Paulsen sich so bitter beklagte. „Michael Korssakow" — so hatte er sich in das Hotelbuch eingetragen. „Michael Korssakow und Frau." — —

„Fiete, das Frühstück für den Herrn!"

Korssakow streckte seine dürren Beine unter einem Tisch neben der Theke, betrachtete nachdenklich eine Schnapsreklame an der Wand und streichelte den dunklen, glänzenden Schnurrbart. Seine Spinnenfinger spielten mit einem Aschenbecher, ließen ihn wieder fahren und trommelten nervös auf der Tischplatte herum.

„Herr Wirt, einen Augenblick bitte!"

Mit betonter Langsamkeit stellte Paulsen das Bierglas aus der Hand, an dem er soeben noch herumgeputzt hatte. Sollte sich der feine Herr da bloß nicht einbilden, daß Karl Paulsen gleich darauf los tanzte, wenn der feine Herr zu rufen geruhte.

„Hm, — was denn?"

Korssakow vermied den fragenden Blick des Wirtes. Wieder nahmen seine Finger das Spiel mit dem Aschenbecher auf.

„Es ist mir ja sehr unangenehm, mit Ihnen darüber zu sprechen, Herr Wirt, aber — — ich habe den Eindruck, daß gestern abend jemand in meinem Zimmer war, — gestern als ich meine Frau am Strand suchen ging, — und sich an meinem Koffer zu schaffen gemacht hat. — Das soll natürlich nicht heißen, daß ich Sie — —"

Karl Paulsen war rot angelaufen bei den Worten des Fremden. „Das ist hier ein anständiges Gasthaus, Herr, —" Heftig setzte er seine Faust auf die Tischkante. „Ein anständiges Gasthaus, Herr, und keine Spelunke und keine Räuberhöhle."

„Das soll natürlich nicht heißen, daß ich Sie verdächtigen will, Herr Wirt, — aber es sind doch mehr Gäste im Haus —"

„Nur noch der Maler, der gestern mit Ihnen zusammen hier ankam! Sonst niemand!"

„So, so, der Maler —"

„Und seit fünfzehn Jahren kommen Maler zu mir, Herr, und noch nie hat einer so was behauptet —!"

Korssakow lächelte sonderbar. „Beruhigen Sie sich doch. Es ist mir ja auch nichts gestohlen worden! Ich wollte nur darauf aufmerksam machen, Herr Wirt! — Gestern abend, während ich mit meiner Frau am Strande war —"

Paulsens Gesicht bekam mit einem Male einen nachdenklichen Ausdruck. Gestern abend, während der Fremde mit seiner Frau am Strande gewesen war — — ja, ja, jetzt erinnerte er sich ganz genau. Da war ja der Maler aus dem Gastzimmer nach oben gegangen und erst nach einer ganzen Weile wieder zurückgekommen, um seine vergessene Zeitung zu holen. Ja, ganz genau erinnerte er sich daran.

Aber nur nichts merken lassen — —

„Wissen Sie denn so genau, daß jemand in Ihrem Zimmer war?"

„Jedenfalls stand mein Koffer anders, als ich ihn vorher hingestellt hatte, — und heute früh klemmte das Schloß. Und überhaupt macht es ganz den Eindruck, als ob da einer unter meinen Sachen gewühlt hat, — Sie verstehen!"

„Wenn aber doch nichts gestohlen ist — —"

„Das ist ja eben das Sonderbare dabei. Darüber habe ich mich am meisten gewundert. — Na, lassen wir das, Herr Wirt. Sie wissen jetzt je-

denfalls Bescheid und geben vielleicht ein bißchen besser acht —"

Knurrend zog sich Paulsen hinter den Schanktisch zurück und beschäftigte sich wieder eingehend mit den Biergläsern.

Wenige Augenblicke später kam Fiete mit dem Frühstück, über das sich Korssakow mit sichtlichem Heißhunger hermachte.

Korssakow hatte gerade seine Mahlzeit beendet, als Karssen langsam die Gaststube betrat, seinen Hut auf den nächsten Haken schleuderte: „Einen von deinen Dänischen, Paulsen!"

„Herr Reimers? — Nein, aber diese Ueberraschung, Sie hier zu treffen!"

Michael Korssakow verstand es ausgezeichnet, den Erfreuten zu spielen, eilte auf Karssen zu und schüttelte ihm die Hand.

„Wie geht es Ihnen? — Ist eine schöne Weile her, seit wir uns in Hamburg trafen!"

Karssen begriff nicht gleich, daß diese Komödie für Paulsen bestimmt war. Nur zögernd erwiderte er den Händedruck des Russen, blieb starr und stumm.

„Stimmt, jetzt erinnere ich mich, daß Sie mir von Norderhöft erzählten, — von Ihrer Heimat. Und sehen Sie, wie das auf mich gewirkt hat. Nun bin ich mit meiner Frau hierhergekommen, um ein paar Herbsttage am Meer zu verbringen —"

Paulsen kam mit dem Schnapsglas. Karssen leerte es auf einen Zug.

„Wie wäre es, mein Lieber, wenn wir einen Spaziergang über die Insel machen würden? Sie können mir dann ja alles so ein bißchen zeigen —"

„Wie Sie wollen," stotterte Karssen Reimers und griff wieder nach seinem Hut, „Wie Sie wollen —"

★

Noch immer kam der Wind aus der Nordwest-Ecke, kalt und böig. Eine schwere, schwarze Wolkenbank lag tief über dem Horizont. Dunkle Fetzen riß der Sturm von ihr los und trieb sie zur Insel hin, im ungestümen Wettlauf mit den gichtenden Wellen.

Vor dem Gasthaus hatten sie noch nichts davon gemerkt, aber als sie nun schweigend den Dünen zuschritten, knöpften sie ihre Jacken zu.

Mit dumpf brausenden Akkorden orgelte der Sturm um das Gemäuer des Leuchtturms, wühlte den staubfreien Sand der Dünen zu wirbelnden Spiralen auf.

„Was wollen Sie von mir, Korssakow?"

„Das werden Sie noch früh genug erfahren, Reimers. — Ich glaube, da hinten werden wir ungestört sein."

Sie schritten an dem Turm vorüber, den Weg zur Südbucht entlang, der Russe immer einen Schritt vor Karssen. Sein Gesicht hatte jetzt die Maske freundschaftlicher Herzlichkeit fallen lassen, die er vorhin im Gasthaus getragen hatte. Wie ein schmaler Strich waren seine Lippen unter dem Schnurrbart. Seine Augen blickten hart und erbarmungslos über den Strandweg hin.

Er sah auch zuerst die Frauengestalt, die dort am Fuß des nächsten Dünenhügels stand, und er verhielt den Schritt, als er bei ihr angelangt war.

„Geh' in das Gasthaus zurück, Magda. Du bist hier überflüssig."

„Ich wollte nur —"

„Du hast nichts zu wollen. — Geh in das Gasthaus."

Er hatte ganz ruhig gesprochen, aber in seinen Worten lag ein Zwang, dem sich die Frau nicht zu widersetzen vermochte.

Mit gesenktem Haupt schritt sie an Karssen Reimers vorüber, dem Dorfe zu.

Michael Korssakow wandte sich nicht einmal nach ihr um.

Eine Stranddistel, die auf dem Wege wucherte, zertrat er, schritt weiter, um nichts schneller oder langsamer als vorhin.

Karssen folgte ihm.

Es mochte ungefähr auf dem halben Weg zur Bucht sein — da zweigte ein schmaler Pfad in ein flaches Dünental ab. Fischernetze hingen hier an hohen Stangen zum Trocknen, blähten sich im Wind. Dahinter ein verfallener Schuppen — — Korssakow schritt weiter.

Dichter wurde das Strandgras hier in diesem windgeschützten Winkel zwischen den Dünen. Dürres, niedriges Gebüsch streckte die dornigen Arme aus. Der dunklere Sand war mit zersplitterten Muschelresten übersät.

„So, nun können wir unsere Rechnung glatt machen, Karssen Reimers."

Korssakow war stehen geblieben. Wartete geduldig auf den anderen, der zögernd zu ihm trat.

„Weshalb mußten wir hierher —?"

„Es ist besser, wenn wir nicht zusammen gesehen werden, besser — für Sie und für mich." Und dann ganz unvermittelt: „Sie haben die Perlenkette doch gut verwahrt?"

Karssen hob den Kopf. Was sollte diese Frage? Was ging das jetzt noch Korssakow an?

„Das ist meine Sache —"

„Sie irren, Reimers. Das ist auch meine Sache! — Hier lesen Sie!"

Er hatte in die Jackentasche gegriffen und ein zerknittertes Zeitungsblatt hervorgeholt, das er dem anderen hinhielt. „Nehmen Sie! — Lesen Sie! — Da, das da unten!"

Es war eine Hamburger Zeitung, wie Karssen mit einem flüchtigen Blick auf den Titelkopf feststellte. Aber was sollte er mit diesem Blatt?

„Lesen Sie!" wiederholte der Russe ungeduldig.

Verständnislos blickte Karssen in das Gesicht des Russen. „Ich denke, Sie wollen mit mir über Magda sprechen —"

„Magda —?" Michael Korssakow lachte verächtlich. „Dann hat sie Ihnen also davon erzählt, daß ich die Briefe fand? — Liebesbriefe — — Nein, da können Sie beruhigt sein, Reimers. Deswegen hätte ich bestimmt nicht die Fahrt hierher gemacht. Es geht schon um Wichtigeres als um eine Frau wie Magda. — Natürlich werden wir darüber nachher auch noch zu sprechen haben, aber jetzt sollen Sie erst mal lesen, was da in der Zeitung steht. Ich denke, es wird Sie interessieren."

Es war sonderbar, aber Karssen hatte nicht den Mut, den Blick von Korssakow abzuwenden und auf das Zeitungsblatt zu werfen. Er fürchtete sich.

„Erst muß das andere zwischen uns klar sein, — das wegen Magda! — — Sie will weg von Ihnen, Korssakow! Das hat sie mir gestern gesagt."

„Sie sind nicht der erste, dem sie das gesagt hat. Damit arbeitet sie schon lange, — — aber möglich, daß es ihr diesmal ernst ist damit. Ich glaube fast, sie hat sich ein wenig in Sie vergafft, Reimers, — und Sie werden vielleicht begreifen, daß mir das nicht ganz angenehm ist. Magda war mir immer eine tüchtige Helferin, — und ich konnte nicht ahnen, daß sie — — aber so lesen Sie doch endlich, zum Henker. Ich möchte unsere Angelegenheit rasch erledigen. Der Aufenthalt hier ist wirklich keine reine Freude!" Fröstelnd schlug er den Kragen seiner Jacke über das Kinn.

Karssen blickte genauer auf das Zeitungsblatt in seiner Hand. Und schon die fettgedruckten Ueberschriften nahmen seine Aufmerksamkeit gefangen: „Neues zu dem Juwelendiebstahl im Hotel Royal!"

Er las und bemerkte nicht, wie Korssakow ihn von der Seite her — wie ein gefährliches Raubtier belauerte.

„Vonseiten der Polizei erfahren wir, daß der geheimnisvolle Schmuckdiebstahl, dem die bekannte Sängerin Renate Stoltenkamp im Hotel Royal zum Opfer fiel und über den wir bereits in unserer gestrigen Abendausgabe ausführlich berichteten, eine überraschende Wendung genommen hat. Wie die Sängerin der Polizei bekannt gegeben, hat, bestand ein großer Teil der ihr gestohlenen Schmucksachen aus wertlosen Imitationen, deren Originale sie während ihrer Gastspielreise nicht mit sich zu führen pflegt. Einzig ein Brillantring und das Perlenkollier mit dem Saphir waren echte Stücke, die sie bei einer Versteigerung hier in Hamburg kürzlich erworben hatte. Dadurch wird erfreulicherweise der Verlust für Frau Stoltenkamp geringer, ist aber insofern doch noch recht empfindlich, als das Perlenkollier einen Wert von annähernd fünfundzwanzigtausend Mark besitzt.

„Wie wir weiter von der Polizei erfahren, ist ihr eine Feststellung der Täter bisher nicht gelungen, jedoch verfolgt sie mehrere aussichtsreiche Spuren und hofft, bereits in den nächsten Tagen zu einem Ergebnis zu kommen. Selbstverständlich werden wir unsere Leser weiter auf dem laufenden halten über diesen sonderbaren Kriminalfall, der weit über die Grenzen Hamburgs hinaus beträchtliches Aufsehen erregt hat —"

Das war es also.

„Nun, haben Sie gelesen?"

Karssen ließ die Hand mit dem Zeitungsblatt sinken.

„Ja."

„Und was sagen Sie dazu?"

„Was soll ich dazu sagen — —"

„Sie machen sich die Sache recht einfach, Reimers. Aber bedenken Sie einmal, was das für mich bedeutet."

„Es tut mir leid — —"

„So, es tut Ihnen leid!" Korssakow lachte höhnisch. „Dafür kann ich mir etwas kaufen, — für Ihr Leidtun! — Begreifen Sie denn nicht? — Mein Teil der Schmucksachen ist wertlos! Wertlos! Imitation! Nur der Brillantring ist echt! Und was soll ich mit dem Dreck anfangen?"

„Was soll ich dabei tun? — Ich kann mir denken — — als Sie das in der Zeitung lasen —"

„Oh nein, die Ueberraschung hatte ich schon früher. Ich ging in Hamburg zu einem Bekannten, der vielleicht für ein oder das andere Stück Interesse gehabt hätte. Ein paar Ringe wollte ich ihm verkaufen, um erst mal Geld zu bekommen. — Der sagte mir, daß die Steine wertlose Imitationen seien. Da — da —"

Jetzt brach die helle Wut in Korssakow hemmungslos durch. Er griff in die Taschen seines Anzuges, brachte ein paar Ringe und Anhänger zum Vorschein, hielt das alles auf der flachen Hand Karssen hin.

„Da — Dreck! — Da —"

Er schleuderte das glitzernde Zeug zu Boden, trampelte mit den Füßen darauf herum.

„Dreck!" Seine Stimme überschlug sich schrill. —

Nein, damit hatte sich Korssakow eine Blöße gegeben. Seine gefährliche, drohende Ruhe hatte Karssen in Angst zu jagen vermocht. Seine lächerliche Wut aber gab jenem ein Teil seiner Selbstsicherheit zurück.

„Seien Sie doch vernünftig!"

Dieser unerwartete Ton in Karssens Stimme machte den Russen stutzig.

Er hob den Kopf und blickte aus halbgeschlossenen Augen auf den anderen.

„Ich glaube, da würden Sie wohl auch die Ruhe verlieren, wenn Ihnen das passiert wäre."

„Es ist schließlich Ihre Schuld. Sie hatten damals die Wahl und waren sicher froh, als Sie mich mit der Kette abfinden konnten, Korssakow."

„Darüber ist nun natürlich das letzte Wort noch nicht gesprochen."

„Wir haben ehrlich geteilt, Korssakow —"

„So — ehrlich geteilt! — So, meinen Sie also? So ist Ihre Rechnung? — Aber diese Rechnung ist falsch, Reimers." Nun hatte er sich schon wieder ganz in der Gewalt. Der harte Glanz seiner Augen verriet es. „Glauben Sie im Ernst, ich gebe mich mit einem Nichts zufrieden, während Sie — —?"

„Wir haben ehrlich geteilt — —"

„Nein! — Aber jetzt werden wir teilen! — Die Hälfte der Perlenkette, die Hälfte von dem Geld, das wir dafür bekommen werden, gehört mir."

„Nein, nein!" Karssen bäumte sich auf. Er hatte ja gefürchtet, daß es so kommen würde. Aber nun, wo es der Russe mit klaren, befehlenden Worten sagte, erwuchs sein Widerstand. „Wenn wir anders geteilt hätten, — wenn Sie die Perlenkette genommen hätten und mir die anderen Schmucksachen gegeben, — Sie würden die Teilung nicht wieder rückgängig machen."

„Davon ist hier nicht die Rede!"

„Und ich tue es auch nicht, nein!"

Korssakows Lippen spalteten sich zu einem höhnischen Lächeln, gaben die breiten, weißen Zähne frei.

„Ich glaube — — ich glaube, Sie werden sich die Sache noch einmal überlegen, Reimers!"

„Nein!"

„Wetten, daß Sie doch noch Vernunft annehmen? — Vergessen Sie doch nicht, daß ich Sie in der Hand habe, daß ich Sie vernichten kann — — so!" Er spreizte seine dünne Hand, schloß sie dann langsam zur Faust. „So!"

„Und vergessen Sie nicht, daß es dabei auch um Sie gehen würde, Korssakow!"

„Mir ist alles gleichgültig. Was habe ich noch zu verlieren? — Etwa das Zeug da, die wertlosen Imitationen? — Die schenke ich Ihnen! — Und meine Freiheit werde ich noch zu wahren wissen. Mein Paß ist in Ordnung, ich bin überall zu Hause. Wenn ich will, kann ich morgen über die Grenze sein. Aber vorher — vorher werde ich der Polizei eine Geschichte erzählen, hören Sie, — die Geschichte von einem Hotelportier, der die Schlüssel zu der Zimmern der Gäste ausliefert —"

„Seien Sie ruhig!"

„— der sich von einer Frau narren läßt und sich an ihren Mann verkauft! Glatte Rechnung, was? — Aber glauben Sie doch ja nicht, daß die Polizei Sie nicht schon beargwöhnt hat! — Hätte Magda vor dem Kommissar nicht die Aussage gemacht, daß sie zu der fraglichen Stunde den Schlüssel zum Zimmer der Sängerin in Ihrer Loge hat hängen sehen, dann hätte man Sie wohl nicht so ohne weiteres aus den Fingern gelassen, Reimers. Und wenn Magda jetzt ihre Aussage zurückzieht, wenn ich an den Kommissar die Wahrheit schreibe, — was meinen Sie wohl, was dann geschehen wird?"

Während der Russe sprach, durchlebte Karssen wie im Fiebertraum noch einmal alles, was ihn in dieses furchtbare Abenteuer gestürzt hatte.

Wie in einem Fiebertraum — —

Damit hatte es angefangen, daß er Magda in einem Tanzcafé kennen gelernt hatte. Seinen Posten als Nachtportier im Hotel Royal hatte er damals erst vor einer Woche angetreten, — nur für einen Monat als Ersatz für den festangestellten Portier, der plötzlich schwer erkrankt war. Gute Freunde hatten ihn mit den nötigen Empfehlungen versehen, und schließlich hatte er ja auch vorher in anderen Hotels auf ähnlichen Posten gearbeitet.

Ja, damit hatte es angefangen, — an jenem Nachmittag im „Rialto".

Natürlich hatte er nicht gewußt, daß Magda an einen anderen gekettet war. Das hatte sie ihm verschwiegen, bis — —

Bis er vor Schulden nicht mehr ein noch aus gewußt hatte. Da erst hatte sie ihn mit Korssakow zusammengebracht — —

„Sie kommen so schnell nicht aus Deutschland heraus, Reimers! Wer weiß, vielleicht hat die Polizei sogar heimlich ein Auge auf Sie geworfen, läßt Sie beobachten, — und es bedarf nur eines kleinen Winks, um sie zum Zupacken zu veranlassen."

Sollte er doch schwatzen!

Ja, und dann war jene Stunde im „Eldorado" gewesen. Korssakow hatte schwere Weine auffahren lassen, Liköre dazwischen, — und dann war er mit seinem Vorschlag herausgekommen. Es wäre eine ganz einfache Sache, — nur für eine halbe Stunde, wo die Sängerin in dem Wohltätigkeitskonzert sang, brauchte er den Schlüssel zu ihrem Zimmer. Ihre Schmucksachen pflegte sie bei solchen Gelgenheiten nicht zu tragen — — wie gesagt, eine ganz einfache Sache, ein Kinderspiel — —

„Haben Sie denn so große Lust, ein paar Jahre hinter schwedischen Gardinen zuzubringen, Reimers? — Glauben Sie ja nicht, daß ich nur drohe! Ich will nicht umsonst diesen Coup gewagt haben! Schon schlimm genug, daß ich mich mit den fünftausend begnügen muß, die auf mei-

nen Anteil kommen werden, — denn mehr als zehntausend werden wir in Dänemark kaum herausschlagen — —"

Und er war darauf eingegangen. Geld! Er brauchte Geld, — nicht nur, um seine Schulden zu bezahlen. Er brauchte viel Geld, denn der Gedanke an Paulsens Gasthaus hatte in diesen zwei Jahren in ihm festgesessen. Um das Geld für den Kauf zu verdienen, war er nach Hamburg gegangen, — und hatte manchmal kaum das Sattessen gehabt. Und nun mit einem Male die große Gelegenheit, auf einen Schlag das nötige Geld in die Hand zu bekommen — — Halbpart bei der Beute des Einbruchs — — und es waren ja sowieso die letzten Tage hier im Hotel, dann lag er wieder auf der Straße — — und er war darauf eingegangen!

„Also zum letztenmal, — wollen Sie vernünftig sein und mit mir teilen, Reimers?" Korssakow verstummte mit einem lauernden Blick auf den anderen.

„Nein!"

Nein, das sollte alles nicht umsonst gewesen sein! Er hatte es getan, um Paulsens Gasthaus kaufen zu können. Schon immer hatte er davon geträumt, — vielleicht konnte er Magda dafür eintauschen. Aber das Gasthaus gab er nicht her, — den Schmuck, der das Geld bringen würde, für das er das Gasthaus kaufen würde. Zehntausend Mark, — die Summe hatte Paulsen genannt. Zehntausend Mark konnte er für die Kette mit dem Saphir bekommen. Und jetzt teilen?

„Nein, nein!"

„Gut. — Gut. — Dann — — gut!"

Noch nie hatte er Korssakow so lächeln gesehen wie jetzt, — ein starres grausames Lächeln.

„Gut, gut! — Heute abend geht der Dampfer zum Festland zurück, ich habe Anschluß an den Nachtzug nach Hamburg. Morgen früh kann ich dort sein. Vom Bahnhof aus könnte ich gleich der Polizei telephonieren und dann den nächsten Zug nach Amsterdam benutzen. Ich habe dort gute Bekannte, die mir schon weiterhelfen werden! — — Schade, daß Sie so ein starrköpfiger Narr sind, Reimers. Fünftausend für jeden von uns, das wäre eigentlich nicht zu verachten gewesen. Wenn Sie aber das Gefängnis vorziehen, ist das eigentlich Ihre Sache!"

Das Gasthaus! Paulsens Gasthaus! Nur darum ging es ja! Aber das konnte Korssakow nicht begreifen — —

„Also ich gehe dann — —"

Vielleicht gab sich Paulsen mit der Hälfte als Anzahlung zufrieden? So leicht würde er ja keinen anderen Käufer finden —

Langsam schritt der Russe davon. Auf die Dünen zu. Ganz langsam, als warte er auf etwas.

„Korssakow —"

Karssen erkannte seine eigene Stimme nicht wieder, war er es denn überhaupt gewesen, der den Namen genannt hatte, leise, kaum vernehmbar?"

Aber der Russe hatte ihn doch gehört.

Noch einen Schritt tat er. Dann blieb er stehen.

Wandte sich um, lächelte.

„Bitte?"

„Bleiben Sie noch einen Augenblick!"

„Warum?"

„Ich — — ich habe es mir anders überlegt —"

Natürlich hatte Korssakow von Anfang an gewußt, daß er sein Ziel erreichen würde. Er kannte Karssen Reimers lange genug, um zu wissen, wie erbärmlich schwach dieser Mensch war. Selten bisher hatte es ihm einer so leicht gemacht wie dieser Karssen Reimers. Sonst hatte es ihm immer viel mehr Mühe gekostet, seine Pläne durchzusetzen, — selbst mit Magdas Hilfe.

„Sie gehen auf meinen Vorschlag ein?"

„Ich biete Ihnen den vierten Teil des Geldes — —"

„Die Hälfte!"

„Ein Drittel!"

„Die Hälfte, oder — — Sie wissen ja!"

Es war lächerlich, wie Karssen um seinen Vorteil feilschte. Und dabei wußte er doch ganz genau, daß sein Spiel verloren war.

„Die Hälfte, Reimers!"

„Also — — gut — —"

Korssakow lächelte, zog sein Zigarettenetui, ließ es aufklappen: „Da eine Friedenszigarette! — Und nun wollen wir auch gleich überlegen, wie wir am besten nach Dänemark hinüberkommen, um den Schmuck zu Geld zu machen. — Ich habe mir gedacht, daß wir von hier mit dem Fischerboot — —"

„Nein, das geht nicht bei diesem Wetter —"

„Bah, das bißchen Wind! Ich verstehe mich aufs Segeln, mein Lieber. Wir beide können es schon wagen, — vorausgesetzt, daß Sie ein ordentliches Boot zur Verfügung haben."

„Es ist zu gefährlich —"

„Haben Sie ein Boot oder nicht?"

„Ja, aber — —"

„Dann werden wir fahren, und zwar so bald wie möglich. Wie lange braucht man für die Ueberfahrt?"

„Gut einen Tag, wenn man von hier aus gleich zum Festland hinüber segelt und dann immer weiter an der Küste entlang."

„Wir müssen natürlich möglichst bei Nacht drüben in Dänemark anlangen. Das erspart uns Paßschwierigkeiten. Also wäre es wohl am besten,

wenn wir heute abend aufbrächen. Sie können die ganze Sache Ihrem Vater so darstellen, als hätte ich Sie für die Fahrt angeworben. Ja, so wird es wohl am besten gehen."

Karssen wußte, daß jeder Widerspruch zwecklos sein würde.

Schließlich war das ja auch sein eigener Plan gewesen, und je eher sie sich auf die Fahrt machten, um so größer war die Wahrscheinlichkeit, daß sie noch vor den Herbststürmen zurückkommen würden. Und dann war ja die Fahrt an der Küste entlang nicht so gefährlich, wie er es Korssakow behauptet hatte.

„Also einverstanden?"

„Gut!"

„Gegen 8 Uhr tritt wohl die Ebbe ein. Um die Zeit wollen wir von Norderhöft abfahren. Mein Bruder hat gestern das Boot in der Südbucht auf Strand liegen lassen, und ich glaube nicht, daß er es schon zurückgeholt hat."

„Um so besser, dann fahren wir eben von der Südbucht los. — Das ist doch da, wo gestern der Dampfer anlegte? Gut, dann weiß ich Bescheid. — Also, gegen 8 Uhr an der Südbucht, — und vergessen Sie die Perlen nicht."

„Nein, nein, — ich werde nicht vergessen."

Korssakow nickte zufrieden.

„Kommen Sie, — ein Stück können wir noch zusammen gehen. Vor dem Leuchtturm wollen wir uns dann doch lieber trennen. Es ist besser, wenn man uns nicht zusammen sieht."

War es nicht, als begünstige das Wetter den Plan des Russen? — Als die beiden Männer aus dem Schutz der Dünenkette in das Tal mit den flatternden Netzen hinaustraten, wehte der Wind viel weniger scharf als vorhin. Auch die Wolkenbank am Horizont schien sich zerteilt zu haben. Inmitten des eintönigen Graus schwamm wie eine einsame Insel ein Fleckchen blauer Himmel.

„Es bleibt dabei, Reimers. — Heute abend! Und — —"

Jäh verstummte Korssakow mitten im Satz. Aus blinzelnden Augen warf er einen mißtrauischen Blick zum breiten Sandrücken der nächsten Düne empor. Mit unheimlicher Deutlichkeit zeichnete sich dort die Silhouette des alten Malers ab, wie er vor seiner Staffelei saß und eifrig den Pinsel führte.

Beunruhigt hob Karssen den Kopf. „Was ist?"

„Sehen Sie doch selbst! Der saß doch vorhin noch nicht da oben auf der Düne!"

„Ein Maler —"

„Ja, ja, aber — —"

Der Russe war stehen geblieben. Hinter seiner zerfurchten Stirn kreuzten sich die Gedanken.

„Gestern kam er mit uns hier auf der Insel an, — ich erinnere mich ganz genau. Aber — — ich weiß nicht, — — der Mann gefällt mir nicht!"

„Es kommen viele Maler hierher nach Norderhöft —"

„Ja, das schon, aber — — gerade jetzt im Herbst? Und wenn ich daran denke — —" Er sprach es nicht aus, woran er dachte. „Warten Sie hier auf mich — — oder besser noch — — gehen Sie weiter zum Strand. Ich hole Sie schon ein."

„Wollen Sie zu dem Maler hin?"

„Nein, das wäre vielleicht zu auffällig, aber ich — — wahrscheinlich ist es ja auch nur eine unnötige Vorsicht — —" Korssakow wandte sich um und eilte den Weg zurück, den er soeben mit Karssen gekommen war.

Karssen folgte der Weisung des Russen und setzte seinen Weg fort, bis er die Dünen hinter sich hatte. Dann erst drehte er sich vorsichtig um und blickte zu dem Maler hinüber.

Der schien weder ihm noch Korssakow die geringste Aufmerksamkeit zu widmen, schien nur für seine Arbeit Augen zu haben.

Warum mit einem Male Korssakows übertriebene Vorsicht?

Schon nach wenigen Minuten hörte Karssen eilige Schritte hinter sich. Gleich darauf hatte der Russe ihn eingeholt, hielt ihm auf der flachen Hand die Schmuckimitationen hin, die er vorhin im unbeherrschten Ausdruck seiner Enttäuschung und Wut zu Boden geworfen hatte.

„Besser, wir lassen das nicht zurück. Die Dinger könnten uns zum Verräter werden. In allen Zeitungen hat von dem Schmuckdiebstahl gestanden."

„Und Sie glauben, daß der Maler —?"

„Ich glaube nichts. Aber ich habe keine Lust, vielleicht noch im letzten Augenblick alles aufs Spiel zu setzen. — Und noch eins, Reimers, — es ist besser, wenn wir uns heute am Tage nicht mehr sehen, Sie verstehen, wie ich das meine! Es ist ja auch alles so weit klar zwischen uns. — Heute abend um 8 Uhr an der Südbucht."

Karssen konnte nur schweigend nicken. Das war alles so plötzlich über ihn gekommen, daß er jetzt erst die ganze Tragweite dieser Wendung der Dinge begriff.

Nur die Hälfte seines Anteils sollte er noch haben — — und vielleicht war damit seinem Traum ein jähes Ende bereitet.

Paulsens Gasthaus — —

Er schluckte heftig, blieb stehen, um Korssakow vorangehen zu lassen.

Der Maler auf der Düne war jetzt aufgestanden, bückte sich, klappte sein Feldstühlchen zusammen, lehnte es an die Staffelei, ließ beides stehen und verschwand hinter dem Sandhügel.

4.

Aus diesem Hause also stammt Karssen Reimers!

Ein niedriger Fachwerkbau, mit schmutziggrauen Lehmwänden, mit dem tief herabgezogenen Schilfdach, das schon manchem Sturm getrotzt haben mochte. Kein Wunder, daß Karssen da die Sehnsucht nach etwas Besserem in sich trug — —

Michael Korssakow lächelte im Vorübergehen.

Mit einem letzten Blick sah er am Fenster der alten Kate das Gesicht eines alten Mannes.

Karssens Vater — —

Korssakow trat, noch immer das Lächeln in seinen hageren Zügen, in das Gasthaus ein, grüßte freundlich zu dem Wirt hinüber, der gerade damit beschäftigt war, die Eichentische sauber zu scheuern. „Meine Frau ist schon da?"

„Oben auf Ihrem Zimmer, Herr." Man merkte es Paulsens Antwort an, daß seine Laune um nichts besser geworden war.

Korssakow klomm die enge Treppe zum oberen Stockwerk empor, wo sein und Magdas Zimmer lag.

Vor der zweiten Tür, die auf den schmalen Gang mündete, hielt er einen Augenblick nachdenklich inne. Hier wohnte der alte Maler. Wie, wenn er dem jetzt einen Besuch abstattete, — jetzt, wo er wußte, daß er in den Dünen ist?"

Nein, lieber doch nicht. Der Maler konnte vorzeitig zurückkommen und dann — — nein, lieber nicht. Selbst wenn sich sein geheimer Argwohn bewahrheiten sollte, wenn sich unter der Maske ein anderes Gesicht verbergen sollte, — — heute abend war alles vorüber. Und wie Karssen Reimers sich dann aus der Schlinge ziehen würde, sollte nicht seine Sorge sein.

Er schritt weiter, stieß die nächste Tür auf und trat in das Zimmer.

Magda las in einem Buch, das sie zusammenklappte, als Korssakow neben ihr stehen blieb und seine Hand schwer auf ihre Schulter legte.

„Du wirst deinen Koffer packen. Heute abend mit dem Dampfer mußt du fort von hier."

„Warum?"

„Die Gründe sind meine Sache."

Sie war aufgestanden. Wie aus Stein gemeißelt war ihr Gesicht. Unerschütterliche Entschlossenheit blitzte aus ihren Augen, die fest auf Michael gerichtet waren.

„Ich will die Gründe wissen."

Und mit einem leichten Erschrecken spürte Korssakow, daß der Wille der Frau seinem eigenen Willen gewachsen war. So hatte er Magda noch nie gesehen. Immer nur war sie sein gefügiges Geschöpf gewesen, ihm blindlings ergeben, — und nun — —

„Wenn du mir die Gründe nicht nennst, bleibe ich hier! Hier auf der Insel —"

Natürlich war Karssen Reimers daran schuld, daß sie ihm so kaltbütig den Gehorsam aufkündigte. Er hätte nur damals ahnen sollen, daß sie sich so ganz an diesen blonden Jungen verlieren würde. So einen Lockvogel wie Magda würde er so bald nicht wieder finden, so eine ausgezeichnete Komödiantin, die es verstand, die Männer in sein Netz zu locken. — Und das war sein einziges Bedauern, — denn natürlich mußte es jetzt zu Ende sein zwischen ihm und der Frau. Jetzt, wo sie zum ersten Male zu eigenem Willen erwacht war, — jetzt konnte er sie nicht mehr gebrauchen.

„Ich bitte dich, Magda, — warum diese Erregung! Wenn dir soviel daran gelegen ist, werde ich dir meine Gründe nennen. Heute abend breche ich mit Karssen Reimers im Segelboot zu einer Fahrt nach Dänemark auf. Wir wollen dort gemeinsam die Perlenkette verkaufen. Natürlich kehre ich von dieser Fahrt wieder nach Norderhöft zurück, aber man kann ja nicht wissen, was unterwegs geschieht, — du verstehst. Und falls wir unterwegs von der Zollpolizei geschnappt werden sollten, — ich möchte vermeiden, daß du dann in das Abenteuer verwickelt wirst. Aus diesem Grunde wäre es mir lieb, wenn du nach Hamburg zurückkehren würdest — das ist alles."

Mit solch einer eiskalten Höflichkeit hatte er noch nie zu Magda gesprochen. Nur Befehle hat er bisher ihr gegenüber gekannt.

„Du bist sehr rücksichtsvoll, Michael, — nur gerade deswegen kann ich dir nicht trauen! — Warum willst du mit Karssen Reimers nach Dänemark fahren? Was für ein Interesse hast du an dem Verkauf der Perlenkette?"

„Das ist eine Angelegenheit zwischen Reimers und mir. Aber ich zweifle nicht daran, daß er dir die ganzen Zusammenhänge erklären wird, wenn du ihn danach fragst."

„Ich werde ihn auch fragen! Und von seiner Antwort soll es abhängen, ob ich diese Insel verlasse oder eure Rückkehr hier abwarte."

„Unsere Rückkehr?" Michael Korssakow lachte auf. „Du meinst doch wohl Karssen Reimers Rückkehr."

„Ja!"

„Nun, deine Aufrichtigkeit ist ja sehr erfreulich! — Du bist dir doch klar darüber, daß du damit jedes Band zwischen uns löst?"

„Ich wünschte nur, ich hätte, dieses Band früher lösen können, — ehe ich soweit in deine Netze geriet — —"

Abwehrend hob er die Rechte. „Deine Wünsche in allen Ehren, aber es ist wohl nicht nötig — —"

„Doch, es ist nötig, Michael, daß wir jetzt endlich einmal davon sprechen, von all den Jahren, die ich an deiner Seite gelebt habe. — Gelebt — — "

Ein trockenes Schluchzen entrang sich ihrer

Kehle. „Das war ja kein Leben, das — war die Hölle! Sechs Jahre lang! — — Aber jetzt endlich will ich wirklich leben, — ehrlich leben! — Es ist nur gut, daß du mich frei gibst, denn sonst hätte ich mich auch im Bösen von dir frei gemacht!"

Korssakow war zum Fenster getreten und blickte auf die Straße hinaus. Reglos stand er da, den Rücken Magda zugewendet.

„Ich weiß nicht, warum du mir das alles sagst. Du hast ja wohl selbst bemerkt, daß ich auf dich keinen Wert mehr lege. Deine — Liebe zu Karssen Reimers hat dich für meine Zwecke unbrauchbar gemacht —"

„Ja, — und ich danke dem Schicksal, daß es mir Karssen Reimers in den Weg führte. Er ist kein Lump — wie du! Er ist kein Verbrecher —"

„Das dürftest du selbst eigentlich besser wissen, Magda."

„Nein, er ist kein Verbrecher. Nur einmal war er schwach, als er in deine Netze ging — — "

„Mit deiner Hilfe, Magda!"

„Wenn ich nichts in meinem Leben bereut, Michael, — daß ich dir Karssen Reimers zuführte, werde ich mir nie verzeihen können. — Aber es ist ja noch Zeit, daß er sein Verbrechen wieder gut macht! Noch hat er die Perlen in seinem Besitz. Wenn er sie der Polizei wieder zustellt, kann er damit ungeschehen machen, wozu er sich in einem Augenblick der Verblendung treiben ließ, — und ich werde ihn veranlassen, daß er es tut! Ich will zu ihm, ich — —"

Korssakow drehte sich um. Sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit verzerrt.

„Du bist wahnsinnig, wenn du das tust — —"

„Du hast doch kein Interesse mehr an den Perlen. Sie sind Karssens Anteil an der Beute!"

„Du irrst, Magda. Die Perlen gehören jetzt zur Hälfte auch mir, — und ich werde nicht dulden — —"

„Willst du Karssen um seinen Anteil betrügen?"

„Laß es dir doch von Karssen erklären, warum ich einen Anteil an den Perlen habe! Jedenfalls ist das so, — und ich denke nicht daran, darauf zu verzichten, — ganz abgesehen davon, daß Karssen wohl kaum deine Bitte erfüllen dürfte. Das Geld, das er für die Kette erhält — für seinen Anteil an der Kette —, dieses Geld bedeutet für ihn alles. Er will sich damit ein neues Leben gründen — —"

„Auf ein Verbrechen will er sein Leben gründen? Das wird er nie tun! Du schätzest Karssen falsch ein, Michael! Aber ich werde ihm die Augen öffnen — —"

„Nur eine Frage noch, Magda! Wovon soll Karssen leben, wenn ihr das Geld nicht habt?"

„Karssen kann hier auf der Insel ehrlich als Fischer mit seiner Hände Arbeit sein Geld verdienen —"

„Ja, das kann er. Er kann da drüben in der erbärmlichen Hütte wohnen, kann draußen auf dem Meer für ein paar Pfennige sein Leben aufs Spiel setzen beim Fischfang, kann genau so kümmerlich dahinvegetieren wie sein Vater, sein Bruder, — wie alle Fischer hier in Norderhöft. — Gewiß, das kann er, — aber ich zweifle daran, daß er es tun wird. Einmal hat er von dem Leben da draußen gekostet, und das wird er nicht mehr vergessen können!"

„Wenn ich bei ihm bin — —"

„Du überschätzest deine Macht, — und wenn ich dir einen Rat geben darf, dann versuche nicht erst, Karssen deinen Wünschen gefügig zu machen. Du dürftest eine große Enttäuschung erleben, — ganz abgesehen davon, daß ich ja dabei noch ein Wort mitzureden habe — —"

„Nein, Michael, hier hat deine Macht ihre Grenzen."

„Das werden wir ja sehen — —"

Korssakow erschrak, als plötzlich die Tür des Zimmers ins Schloß fiel und jagende Schritte sich über den Flur hin zur Treppe entfernten.

Magda hatte ihn verlassen.

Ein jähes Bedauern überfiel den Russen. Soweit hätte er es nicht kommen lassen sollen. Er hätte lieber im Guten mit Magda auseinandergehen sollen, den Großmütigen spielen. Wer weiß, was sie nun im Schilde führen mochte.

Unsinn — —

Nein, nicht Unsinn!

Nur an eins vermochte Korssakow im Ernst nicht zu glauben: daran, daß es Magda gelingen würde, Karssen zur Rückgabe des Kolliers zu bewegen. Da kannte er Karssen doch besser, er durchschaute dessen schwachen, habgierigen Charakter schärfer als Magda, die ihn nur mit den Augen der Liebe sah. Nein, seinen Anteil an der Beute würde sich Reimers nicht entgehen lassen. Aber war es dann nicht wahrscheinlich, daß Magda in ihrer enttäuschten Verzweiflung die letzten Bedenken davor verlieren würde, Korssakow der Polizei in die Hände zu spielen?

Nein, das durfte nicht sein. Er hatte keine Lust, an der hemmungslosen Rachsucht dieser Frau zugrunde zu gehen. Er mußte sich schützen. — —

Und ganz allmählich keimte in Korssakow ein Plan auf, — ein Plan, dessen Gelingen ihn mit einem Male aus seiner gefährlichen Lage herausbringen konnte, — ein Plan, der ihn in den Besitz der ganzen Beute bringen würde.

Korssakow trat zum Schrank und hob seinen Koffer herab. In dem kleinen Seitenfach befanden sich die Reisenotwendigkeiten. Er klappte es auf und entnahm ihm einen Gegenstand, der

dort eigentlich gar nichts zu suchen hatte, — einen Revolver.

Für alle Fälle — — —

★

„Na, Karssen? Einen Dänischen?"

Schon seit ein paar Minuten hatte Paulsen durch das Fenster des Gasthauses beobachtet, wie Reimers da auf der Straße unschlüssig vor der Tür des Wirtshauses auf- und abgegangen war, dann endlich doch die Hand auf die Türklinke gelegt hatte.

„Einen Dänischen?"

„Meinetwegen, Paulsen. — Eigentlich bin ich ja nur gekommen — — ja, über das Geschäft wollte ich mit dir sprechen. Ueber den Preis für das Gasthaus."

„Habe ich dir schon gestern gesagt, und ich bin keiner, der von heute auf morgen sein Wort zurücknimmt. Zehntausend auf den Tisch, — dann gehört das Gasthaus dir. Ist alles gut imstand, kannst dich von selbst überzeugen. Für das Geld also einfach geschenkt, mein Lieber. Aber weil du mein Freund bist — —"

„Zehntausend. — Ja, das ist ja das Haus auch wohl wert."

„Will ich meinen. Macht keinen schlechten Handel, Karssen. — Zehntausend bar auf den Tisch — —"

„Das ist ja eben, Paulsen, — — so gern ich auch wollte, aber auf einmal kann ich dir das ganze Geld nicht geben. Ich habe mir gedacht, daß ich dir die Hälfte auszahlen würde. Den Rest könntest du dann auf dem Haus stehen lassen."

„Hm, gestern hast du anders gesprochen, Karssen."

„Gestern dachte ich auch, ich würde gleich das ganze Geld beschaffen können, — aber wie das nun manchmal so ist, nicht wahr? — Im letzten Augenblick ist das dann leider anders geworden. Mehr als fünftausend kann ich jetzt nicht aufbringen, Paulsen."

Der Wirt rümpfte die Nase. Fünftausend, — ja, selbst wenn er seine eigenen Ersparnisse dazu rechnete, weit würde er damit nicht kommen. Um ein anständiges Hotel damit übernehmen zu können, brauchte er schon mehr Geld. Fünftausend, nein, damit war ihm nicht sehr geholfen.

Aber er war ein zu schlauer Geschäftsmann, um das dem Karssen gleich so ins Gesicht zu sagen. Er mußte sich ihn noch warm halten — für den Fall, daß er keinen anderen Käufer fand. Denn fort wollte Paulsen von der Insel, — das stand für ihn fest. Und wenn die Fiete auch noch so sehr dagegen war.

„Na ja, ich sage nicht nein, mein Lieber. Fünftausend, — und der Rest bleibt auf dem Gasthaus stehen — —"

„Ich würde dir natürlich gute Zinsen zahlen."

„Wann wolltest du denn das Geschäft abschließen, Karssen? — Ich dachte mir eigentlich so zum nächsten Frühjahr —"

„Nein, nein, Paulsen, schon in den nächsten Tagen. In einer Woche vielleicht. Dann habe ich das Geld."

Also hatte er das Geld noch gar nicht? Na, dann konnte man ja erst mal sehen, und in aller Ruhe abwarten, ob Karssen überhaupt das Geld beschaffen konnte.

„In einer Woche? — Gut, dann können wir ja darüber sprechen, wenn du das Geld hast."

Deutlich hörte Karssen das Mißtrauen aus den Worten des Wirtes heraus. Aber sollte er doch. Paulsen würde schon anders reden, wenn er erst einmal das Geld mit eigenen Augen sehen würde.

In das Schweigen der beiden Männer hinein klangen undeutlich ferne Stimmen, — die erregte einer Frau und die ruhige eines Mannes.

Paulsen warf einen bedeutungsvollen Blick zur Decke hinauf . . . „Die scheinen sich nicht gut zu verstehen — der — Korssakow heißt er ja wohl — und seine Frau —" Und er seufzte. „Du, Karssen, — du kanntest doch den Mann?"

„Ja, — flüchtig von Hamburg her. Bin dort mal mit ihm zusammengekommen. — Wie gesagt, ganz flüchtig nur."

Dann der dumpfe Knall einer ins Schloß geworfenen Tür, hastige Schritte kamen die Treppe herab.

Karssen stand unentschlossen. Er hatte keine Lust, jetzt noch einmal Korssakow zu begegnen, — wenn er es war, der da herabkam. Zögernd griff er nach seinem Hut: „Ich komme später noch einmal vorbei, Paulsen."

Dann wurde auch schon die Tür geöffnet. Magda trat in das Gastzimmer und blieb auf der Schwelle stehen, als sie Karssen sah.

„Gut, daß ich dich treffe. Ich muß mit dir sprechen, — jetzt gleich!"

Sie achtete nicht auf das Befremden des Wirtes, schritt schnell auf Karssen zu, legte ihre Hand auf seinen Arm. „Komm —"

Karssen verließ hinter ihr wortlos die Gaststube.

Paulsen blieb kopfschüttelnd zurück. Eine unklare Ahnung war da in ihm, daß hier nicht alles mit rechten Dingen zugehen mochte.

★

Da ging Karssen schon wieder mit der fremden Frau, — am hellen Tage ging er mit ihr durch die enge Dorfstraße den Dünen zu, hatte ihren Arm genommen, sprach eifrig auf sie ein. — —

Nein, Jan konnte das nicht verstehen. Dachte Karssen denn gar nicht mehr an Geelke?

Da, jetzt schlugen die beiden den Strandweg ein, der am Leuchtturm vorbei zur Südbucht führte. — —

Hinter dem Fenster seiner Stube stand Jan Reimers und folgte dem Paar mit den Augen, bis es hinter den Dünen verschwunden war. Dann erst bemerkte er, daß er nicht der einzige war, der ein auffälliges Interesse für die beiden zeigte. Auch der Maler blickte hinter ihnen drein. Mit seiner Staffelei und dem Feldstühlchen unter dem Arm war er soeben von irgendwoher vor dem Gasthaus aufgetaucht, verschwand jetzt für Augenblicke in dem Haus und kam gleich wieder zum Vorschein, diesmal ohne sein Handwerkszeug.

Jan empfand eine plötzliche Unruhe. Was hatte das nur zu bedeuten, — Karssens sonderbares Verhalten und das befremdliche Benehmen, das der Maler zeigte?

Natürlich war es nicht ausgeschlossen, daß alles nur eine zufällige Verkettung der Umstände war, — aber. — —

Jan hörte im Nebenzimmer den Vater rumoren. Zögernd nahm er die Mütze vom Haken, öffnete die Tür einen Spalt breit: „Ich gehe mal zu Boß hinüber, — fragen, wie das Wetter für den Fischfang wird, Vater!"

„Ja, tu das nur, Jan."

Nun war es schon gegen Mittag und noch immer hatte der Wind den Himmel von den Wolken nicht klar fegen können. Sah wirklich nicht nach einer bevorstehenden Wetterbesserung aus, — im Gegenteil. Aber der Besuch beim alten Boß war ja für Jan nur ein Vorwand, um vielleicht dem Geheimnis seines Bruders auf die Spur zu kommen.

So eilte er dem Strandweg zu, bog dort in die Dünen ab, blickte suchend umher.

Nein, da war jetzt nichts mehr zu sehen, — weder von Karssen und der fremden Frau, noch von dem Maler. Aber vom Leuchtturm aus konnte er die ganze Insel überblicken, — und vielleicht traf er dabei noch auf Geelke. — —

Die Tür zum Leuchtturm stand offen, ein Zeichen dafür, daß der alte Boß bestimmt in seinem Zimmer war.

Entschlossen trat Jan ein, zögerte einen Augenblick vor der kleinen Tür, die am Fuße der Wendeltreppe in Geelkes Zimmer führte. Nein, nachher war noch Zeit, mit Geelke zu sprechen. Erst wollte er wissen, was mit Karssen war.

Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, jagte Jan die enge Treppe empor, stand gleich darauf schwer atmend im Zimmer des alten Leuchtturmwächters, der bei seinem Eintritt freundlich lächelnd von seinem zerlesenen Buch aufblickte.

„Ach, du bist's, Jan. Recht von dir, daß du mich auch mal besuchen kommst. Gestern hat mir ja der Karssen Gesellschaft geleistet, während du mit der Deern, der Geelke, von Hellebye hierher unterwegs warst. — — Komm setz' dich zu mir."

Boß deutete mit dem Mundstück der Pfeife auf den Stuhl neben seinem großväterlichen Lehnsessel, legte das Buch aufgeschlagen auf den Tisch.

„Tja, war ja nun wohl deine letzte Fahrt mit der Geelke, was? Jetzt wird die Deern wohl mit dem Karssen fahren. Na, aber du freust dich doch, daß du Geelke zur Brudersfrau kriegst, was, Jan? — Wart ja immer gut Freund, ihr beide. —"

Jan fiel die Antwort schwer. Er schluckte und schluckte, nickte schließlich stumm.

„Und du wirst wohl auch weiter im Haus bleiben, was, Jan? Bist ja ein Fischer mit Leib und Seele, du und dein Bruder, ihr werdet euch schon vertragen. —"

Der alte Boß unterbrach sich, um eine Antwort abzuwarten. Aber Jan antwortete nicht. Statt dessen sagte er bedenklich:

„Ich bin nur gekommen, um Euch zu fragen, wie das Wetter wohl werden wird, Boß. Ob man nicht doch noch heute nacht auf den Fischfang hinaus kann?"

Der alte Wärter wiegte bedenklich den Schädel. „Ich weiß nicht, ich weiß nicht, Jan. — Das Wetter ist mir noch nicht von der Küstenstation berichtet worden —" und er blinzelte zu dem Telefonapparat hinüber, der neben dem Barometer an der Wand hing. — „Aber ich hab's heut' so verdammt in meinem Holzbein, und das ist immer besser als alle Wetterberichte der Welt, kannst es mir glauben, — aber dazu muß ich natürlich erst die Anordnung der Küstenstation abwarten."

„Dann ist es besser, wenn ich nicht hinausfahre, was?"

„Wenn du auf meinen Rat hörst, Jan, dann läßt du es bleiben."

Jan hatte die Stubentür offengelassen, ein Geruch nach gebratenen Fischen machte sich jetzt bemerkbar.

Boß schnüffelte lächelnd. „Die Fische hab ich von deinem Vater, mein Junge. Die Geelke ist gerade dabei, sie fertig zu machen. — Wie ist es, willst du nicht mit uns essen?"

„Gerne — wenn Ihr mich dazu einladet. — Aber vorher gehe ich vielleicht mal auf den Turm hinaus, nach dem Wetter sehen."

„Tu das nur, Jan. Es wird ja noch ein Weilchen dauern, bis es soweit ist, mit dem Essen."

Jan kannte den Leuchtturm. Schon als kleiner Junge war er oft hier oben herumgestrolcht, von den Geheimnissen des großen spiegelnden Scheinwerfers heimlich angezogen. So manche Sturmnacht hatte er hier oben gesessen beim alten Boß, wenn das Wetter mit gewaltigen

Stößen den ganzen alten Turm zu erschüttern drohte. Durch die Fensterwand hatte er hinausgeschaut auf das Meer, um vielleicht einmal draußen auf See ein mit den Wogen kämpfendes Schiff zu entdecken und als erster das warnende: „Schiff in Not“ rufen zu können. Aber dann war er doch müde geworden und in seiner Ofenecke eingeschlafen, — genau so wie Geelke und Karssen, die wie er dem Feuer des Leuchtturms verfallen gewesen. —

Daran mußte Jan unwillkürlich zurückdenken, als er jetzt hinaustrat, von wo aus sein Blick frei über Insel und Meer schweifen konnte, über welche sich nächtlich unermüdlich der grelle Lichtpfeil des Scheinwerfers drehte.

Hier oben merkte man doch erst recht, wie scharf der Wind noch ging. Unter am Strande hatte der weite Weg über die Wellen seine größte Gewalt schon gebrochen.

Dort ganz hinten am Horizont schienen Himmel und Meer in eins zu verschwimmen, — der blasse Himmel und das zu Schaum zerwühlte Wasser. Mußte schon ein zuverlässiges Fahrzeug sein, wenn er sich heute aufs Meer hinauswagen sollte, — nicht so ein gebrechliches Fahrzeug wie das, in dem er gestern mit Geelke die Fahrt gemacht hatte.

Wie er so in das Wetter hinausblickte, erschien es ihm jetzt immer noch wie ein Wunder, daß gestern alles so gut abgegangen war. Gestern war der Sturm auch nicht viel geringer gewesen.

Er schritt ein Stück weiter um die Galerie herum, bis die ganze Insel tief zu seinen Füßen ausgebreitet lag.

Wo war Karssen? Wo war die fremde Frau?

Er wollte sie sehen, wie er sie gestern abend gesehen hatte, eng umschlungen zwischen den Dünen. — —

Ja, er wollte sie sehen.

Bis zur Südbucht konnten sie jedenfalls noch nicht gelangt sein, — und gerade die hochgetürmten Dünenwälle der Südbucht, die vor dem Winde geschützter lagen, vermochte das Paar vor seinen Blicken zu verbergen.

Halt, dort drüben am Ostrand der Insel, wo sich ein paar karge Weideflächen für das Vieh befanden, — — tauchten dort nicht soeben zwei Gestalten aus dem Dünental auf?

Ehe Jan sich davon überzeugen konnte, ob er recht gesehen hatte, wurde die Tür zur Galerie geöffnet. Leichtfüßig kam Geelke herbeigeschritten, ein schwaches Lächeln in den Zügen.

„Eben sagte mir Vater erst, daß du hier bist, Jan. —“

„Ja — — ja. — —“ Seine Hand zitterte, als er zögernd nach Geelkes Fingern tastete. Wenn sie nur nicht auf die beiden Menschen da unten am Oststrand aufmerksam wurde. — —

„Du willst mit uns essen, Jan?“

„Dein Vater hat mich aufgefordert. — —“

„Dann komm. Die Fische stehen auf dem Tisch.“

„Ja — — gerne — — und ich danke auch schön, Geelke. —“

Sie kehrten in den Turm zurück, wo der alte Boß sie schon erwartete. Sie aßen, sprachen dabei von diesem und jenem, — aber Jans Gedanken waren die ganze Zeit über bei den beiden Menschen dort unten auf der Insel.

Sollte er Geelke doch die Wahrheit sagen? Sollte er sie hinausführen auf die Galerie des Turmes?“

Dann räumte Geelke den Tisch ab, stellte Teller und Schüsseln beiseite.

„Jetzt wasche ich noch nicht ab. —“

„Recht so, meine Deern. Nach dem Essen soll man ruhn!“ versicherte der alte Boß und räkelte sich behaglich in seinem Lehnstuhl zurecht, griff nach Pfeife und Buch. „Will mich noch ein bißchen in den Schlaf lesen. Wie ist es denn, wolltet ihr beiden Jungen denn nicht ein Stück in die frische Luft? Vielleicht trefft ihr dann auch den Karssen unten am Strand. — Wundert mich überhaupt, daß er sich noch nicht hat blicken lassen. —“

„Nein, Vater, zum Spazierengehen bin ich zu müde. Aber wenn Jan will, können wir ja noch ein Weilchen auf den Turm hinausgehen.“

Als sie wieder auf die Galerie hinausgetreten waren, fand er den Mut zur Frage, die ihm das Herz abdrückte. „Vielleicht hätten wir wirklich Karssen am Strande getroffen, Geelke —?“

Das Lächeln erfror in ihren Zügen. „Wenn er den Weg zu mir nicht findet, — ich gehe nicht zu ihm.“

„Vielleicht wartet er darauf, daß du kommst, Geelke. —“

„Er hat mich solange warten lassen. — —“

Irgend etwas zwang Jan dazu, es auszusprechen: „Aber — er liebt dich doch — — und du —“

„Laß doch, Jan. Das ist alles eine Sache zwischen Karssen und mir. Das geht keinen etwas an.“

„Doch — mich geht es an, Geelke! Oder glaubst du —“ Stockend entrangen sich die Worte seinen Lippen, rauh und kaum verständlich — „oder glaubst du, mir ist es gleichgültig, wenn ich sehen muß, wie du — — wie du auf ihn wartest — — und er —“

„und — — er — —?“

„Nein, — — — nichts —“

„Jan, — was ist mit Karssen?“

„Was soll mit ihm sein?“

„Du weißt etwas, Jan — und du verheimlichst es mir. Warum tust du das?“

Seine Hand umkrampfte das Geländer.

Unter ihnen schäumte das Meer. Sie standen noch immer in der Nähe der Tür. Ein paar Schritte um die Galerie herum, dann würden sie an der Stelle stehen, von wo aus sie den Ostrand der Insel sehen konnten. Ein paar Schritte nur.

„Geelke, — ich verstehe dich nicht. — Du hast Karssen lieb, du hast dich ihm versprochen, — und doch mißtraust du ihm. — Ich habe immer gedacht, Liebe und Vertrauen ist eins."

Blutrot schoß es in das Gesicht des Mädchens. Ihre Augen schlossen sich, und es war, wie wenn sich damit ein undurchdringlicher Schleier über ihre Züge legte.

„Was weißt du denn davon, was weißt du denn von all den großen Aengsten und Zweifeln, die man empfindet, wenn man sich einem ganz versprochen hat, — und dann mit einem Male ist es so, als ob einem alles unter den Fingern zerrinnt? Was weißt du denn davon, von der Furcht, daß alles nur eine Täuschung gewesen sein mag? Und weißt du, wie schmerzlich es ist, wenn man es fühlt, — nur fühlt, verstehst du? — „daß man sich getäuscht hat? — Nein, das kannst du nicht wissen, Jan."

„Das vielleicht nicht, Geelke. Aber — was Schmerz ist, — das — das weiß ich, Geelke."

Ja, das wußte er. Seit gestern kannte er den Schmerz. Nicht den Schmerz der Ungewißheit, — nein, den furchtbaren Schmerz der traurigen Gewißheit. Und diesen Schmerz hatte Geelke ihm angetan.

„Du willst mir nicht sagen, was mit Karssen ist?" Ganz unverwandt richtete sie die Frage an ihn.

„Ich weiß es doch selbst nicht —"

„Du belügst mich, Jan. Ich brauche ja nur in dein Gesicht zu sehen! Du verstehst es nicht, zu lügen! — Du willst es mir also nicht sagen?"

Stumm blickte er in die Tiefe. Die Wogen kamen und gingen, schossen schäumend dahin, über das schmale Stück des Strandes, das dem Leuchtturm vorgelagert war. Es war jetzt bald die Zeit der Mittagsebbe.

„Jan —" Geelke sprach ganz leise, daß er ihre Stimme im Toben der Brandung kaum vernehmen konnte. „Jan, du hast mir gesagt, daß du mich liebst. Und ich habe dir gesagt, daß du nun nicht mehr mein Freund sein darfst. — Jan, — jetzt bitte ich dich: sei mein Freund! Sei ehrlich zu mir! Sage mir, was mit Karssen ist."

Ihr Freund sollte er wieder sein! Das war nichts, — und das war doch wieder ein Abglanz von jenem Glück, das er sich erträumt hatte.

„Sage du mir, warum du das wissen willst, Geelke."

„Das fragst du noch? Kannst du denn nicht begreifen?"

Nein, er wollte nicht begreifen. Und er konnte ihr auch nicht die Wahrheit sagen, die sie von ihm forderte. Sie liebte ja Karssen, und mit der Wahrheit hätte er ihr den größten Schmerz bereitet, — größer als die Ungewißheit, unter der sie jetzt litt.

Die fremde Frau würde ja auch nicht für immer hier auf der Insel bleiben, — vielleicht nur noch ein paar Tage. Und wenn sie fort war, dann fand Karssen vielleicht wieder den Weg zu Geelke. Und dann sollte sie nicht wissen, was inzwischen geschehen war.

Lange wartete Geelke auf seine Antwort.

„Es ist gut, Jan, wie du willst. — Dann haben wir uns nichts mehr zu sagen — —"

Er verstand. Stumm wandte er sich ab und schritt langsam der Tür zu, die von der Galerie in das Innere des Turmes führte.

Hier aber blieb er plötzlich stehen. Im Rahmen der Tür war plötzlich ein Mann aufgetaucht, den er hier am wenigsten vermutet hätte.

Der alte Maler rang nach Luft, wohl ein wenig außer Atem vom Treppensteigen. Sein Blick glitt über Jan hinweg zu Geelke. Ein freundliches Lächeln entspannte seine Züge.

„Sehen Sie, kleines Fräulein, — jetzt habe ich es doch wahr gemacht und besuche Sie hier oben in Ihrem einsamen Nest —"

Grüßend nickte er Jan zu, trat an die Seite des Mädchens und reichte ihr die Hand.

„Das ist schön von Ihnen."

„Ist mir auch nicht leicht gefallen, die Treppen hier herauf. — Kann ich wohl sagen. Aber die Aussicht lockte mich her."

„Sie werden von der Aussicht enttäuscht sein."

„Sagen Sie das nicht, kleines Fräulein, sagen Sie das nicht. Vielleicht ist es lohnender, als Sie denken — —" Er verstummte, um einen langen Blick über die Unendlichkeit des Meeres zu werfen.

Jan stand noch immer in der Tür.

Jetzt wandte sich der Maler um, schien die Verlegenheit der beiden jungen Menschen zu bemerken.

„Verzeihung, ich störe doch wohl nicht? — Es sollte mir leid tun — —"

„Nein, nein, — —" wehrte Geelke ab. Ein schwaches Lächeln zwang sie dabei in ihre Züge.

„Um so besser, um so besser. — Von der anderen Seite aus, glaube ich, muß man einen schönen Blick über die Insel haben."

„Gewiß."

Geelke wunderte sich, warum Jan mit einem Mal so hastig um die Galerie herumschritt. Jetzt war er schon hinter der Mauerumrandung verschwunden — —

„Wohl Ihr Schatz, der junge Mann da?" fragte der Maler lächelnd, während er hinter Jan herdeutete.

Geelke konnte nur schweigend den Kopf schütteln.

„Na, na, kleines Fräulein, vor mir alten Mann brauchen Sie doch kein Geheimnis zu haben."

„Nein, wirklich nicht."

„Na ja, es war ja nur im Scherz gemeint —" lenkte der Maler ein, als er die flammende Röte der Verlegenheit auf den Wangen des Mädchens sah. „Dann will ich mal rüber auf die andere Seite —" Schon im Gehen sprach er weiter, und so geschah es ganz von selbst, daß Geelke mit ihm kam. „Vielleicht schleppe ich morgen mein Handwerkzeug hier herauf und male die Insel aus der Leuchtturmperspektive, — das heißt, wenn ich Ihnen nicht lästig falle — —"

Und plötzlich stand Jan vor ihnen, versperrte breitschultrig den Weg zur anderen Seite der Galerie.

„Da gibt es nichts zu sehen — —"

Sein sonst so frisches Gesicht war graugelb gefärbt. Unruhig flackerten sein Augen.

„— da gibt es nichts zu sehen —"

Befremdet war Geelke an der Seite des Malers stehen geblieben. „Jan, was soll das heißen?"

„Daß ihr nicht weitergehen sollt —"

„Jan, sei doch nicht töricht! Gib den Weg frei —"

„Nein —"

„Jan —"

„Du sollst nicht auf die andere Seite —"

Da war es der alte Maler, der mit einer Kraft, die man ihm eigentlich gar nicht zugetraut hätte, den jungen Menschen bei den Schultern packte und ihn einfach zur Seite schob.

„So — kommen Sie, kleines Fräulein."

Regungslos lehnte Jan am Geländer. Nur noch in seinen Augen war Leben. Unstet wanderten sie zur Seite, zur Insel hinüber, zum Oststrand.

Dort standen inmitten des kümmerlichen Grüns der Wiesen zwei Menschen, ein Mann und eine Frau. Die Frau hatte ihre Arme fest um die Schultern des Mannes geschlungen, schien auf ihn einzureden — —

Karssen und die fremde Frau.

Jetzt erblickte auch Geelke die beiden, erblaßte —

Und während der Maler langsam weiterschritt, trat sie neben Jan, wandte ihm fragend das Gesicht zu.

„Das dort — ist doch Karssen — —"

Jan gab keine Antwort.

„Karssen — — also doch —"

Und drunten brandete das Meer in eintöniger Regelmäßigkeit. Mit schrillen Pfiffen tönte der Wind einher.

„— also doch! — Und du hast es gewußt, Jan? — Du hast es gewußt? Antworte doch!" Sie schrie ihm ins Gesicht.

„Ja — —" ein hilfloses Achselzucken —

„Hast es gewußt — und hast mir nichts gesagt, daß Karssen mir die Treue brach! — Hast geschwiegen — — Du! Warum, Jan? — Warum?"

„Du wirst mich vielleicht nicht verstehen, Geelke, aber — — weil ich Angst hatte, ich würde dir damit wehe tun, — — Geelke, — darum."

Sie stand wie versteinert. Aus ihren weit geöffneten Augen starrte sie zum Oststrand, suchte die Insel ab. —

Plötzlich kam Leben in Geelkes leblose Gestalt. Taumelnd riß sie sich los, taumelnd flüchtete sie zur Tür, verschwand — —

Als Jan Reimers hinter ihr die Tür erreichte und in das Stübchen des Leuchtturmwächters trat, lehnte der alte Voß in seinem Sessel und schnarchte. Das Buch war seiner Hand entglitten, lag aufgeschlagen auf dem Boden. Von Geelke war keine Spur zu entdecken. Vielleicht war sie in ihr Zimmer hinabgeeilt.

Zögernd schritt Jan die enge Wendeltreppe hinab, trat ins Freie hinaus, schlug den Weg ins Dorf ein.

Denken konnte er nicht. In seinem Schädel war es wie der Sturmwind, der mit hemmungsloser Gewalt über das Meer dahinbrauste, der nirgends Ruhe fand —

★

„Versprichst du es mir, Karssen —"

Noch nie hatte Magda so schön ausgesehen, das war auch nicht die gepflegte, bezaubernde Schönheit, die ihn damals in den Bann geschlagen hatte. Nein, da war jetzt in ihren Augen ein Feuer, ein klares, reines Feuer, das seinen Schein über ihr ganzes Gesicht ergoß, es in unwirklichem Glanz erstrahlen ließ. Und was das Leben auch in die Züge dieser Frau gezeichnet hatte, — es erstarb unter diesem Glanze. Ein neues Gesicht war entstanden, — fast wie das Gesicht eines jungen Mädchens.

Zärtlich streichelte Karssen über dieses Antlitz, und wie aus weltenweiter Ferne riß ihn wieder Magdas Stimme zur Gegenwart zurück —

„Nicht wahr, du versprichst es mir?"

Wie ein Erwachender öffnete er die Augen ganz weit, schloß sie wieder zu einem Spalt, wie geblendet.

„Du meinst den Schmuck? — Ich soll ihn zurückgeben? — Magda, — das — — kannst du nicht von mir verlangen."

„Doch ich verlange es! Und wenn du mich wirklich liebst —"

„Gerade weil ich dich liebe, kann ich darauf nicht verzichten. Ich will uns beiden damit eine neue Zukunft bauen —"

„Das wäre eine schlechte Zukunft, wenn wir sie so beginnen würden — glaube mir, Karssen!"

Sie hatte ihre Arme ganz fest um seinen Nacken geschlungen, als wollte sie den Mann nie mehr von sich lassen. Dicht vor seinen Augen war ihr Gesicht, bittend, fordernd.

„So begreife doch, Karssen! — Michael hat mich freigegeben, — wohl weil er eingesehen hat, daß er mich nicht mehr halten kann, daß meine Liebe zu dir eine stärkere Fessel ist als das Netz von Lüge und Betrug, in das er mich verstrickte. Er hat mich endlich freigegeben, Karssen! Nichts mehr steht zwischen uns, — nichts außer der Perlenkette. Für mich ist sie die brennende Erinnerung an die Vergangenheit, für dich ein Zeichen dafür, daß du einmal einen Schritt vom Wege tatest. Aber alles muß tot sein für uns, wenn wir wirklich ein neues Leben beginnen wollen! — Karssen! — — Du sagst, daß du das Geld für uns brauchst! Das ist alles nicht wahr! Warum willst du denn nicht so leben, wie du gelebt hättest, wenn Michael nicht gewesen wäre? Alle Männer hier auf der Insel leben von ihrer ehrlichen Hände Arbeit, — warum willst du es nicht?"

„Das Gasthaus, Magda! — Du weißt doch — immer schon ist es mein Wunsch gewesen — und jetzt könnte es Wirklichkeit werden — —"

„Nicht um diesen Preis, Karssen!"

„Aber es ist doch schon geschehen, damals der Einbruch — —"

„Noch läßt es sich ungeschehen machen. Gib den Schmuck zurück! Ich selbst will ihn nach Hamburg bringen, ihn der Polizei zustellen. Ich werde dabei ganz vorsichtig sein damit niemand auf den Verdacht kommen kann — —"

„Nein, nein, Magda, ich brauche das Geld, um dir ein neues Leben zu schaffen, wie du es dir wünschst — —"

„Dann belügst du dich selbst, Karssen! Ich will nur ein ehrliches Leben, — ein ehrliches Leben, hörst du? Und sei es noch so mühsam und noch so ärmlich, — ein ehrliches Leben."

„Du weißt ja nicht, wie schwer das Leben hier auf der Insel ist!"

„Es kann nicht schwerer sein, — als das Leben, — wie ich es früher gehabt habe!"

„Glaube mir, Karssen, — mögen die Tage noch so hart sein, ich will mich nicht beklagen! — Glaube mir doch — — und gib den Schmuck zurück! Tu es mir zu liebe."

„Gerade deinetwegen kann ich es nicht, Magda."

„Du lügst! Du lügst, Karssen! Du kannst dich nicht von dem Schmuck trennen, — deinetwegen! Du willst auf das Geld nicht verzichten. Das Gasthaus willst du kaufen, — und ich habe damit garnichts zu tun."

„Wenn du es so auffaßt, Magda — —"

„Beweise mir doch, daß ich Unrecht habe! Gib den Schmuck zurück!"

Länger konnte er ihr nicht ausweichen. Sie hatte ihn auch schon durchschaut. Jetzt mußte er das entscheidende Wort sprechen.

„Nein!"

Langsam löste Magda ihre Arme um seinen Nacken. Mit einemmal sah ihr Gesicht grau und verfallen aus. Dieses eine Wort hatte sie wieder alt werden lassen.

Karssen sah es wohl.

„Nein!" wiederholte er unbarmherzig.

Dann lastete Schweigen wie eine trennende Mauer zwischen ihnen. Aber es war, als ob sie in diesem Schweigen ihre innersten Gedanken errieten.

„Und — wenn ich dich vor die Wahl stelle?—" mit versagender Stimme stieß Magda es hervor. Fast schien es, als ahne sie die Antwort schon, ehe sie ausgesprochen war. „Wenn ich dich vor die Wahl stelle? — — Entweder — — ich oder — — der Schmuck?"

Es war ihre letzte Waffe, merkte denn Karssen nicht, wie schwer es ihr fiel, davon Gebrauch zu machen?

Die letzte Waffe — „Entweder ich — oder der Schmuck —"

Der Mann nagte unruhig an der Unterlippe. Aengstlich vermied sein Blick die bittende Frau.

„Was du von mir verlangst, Magda —"

„Ich weiß, es ist schwer, — aber du mußt es erfüllen! — Wenn du mir nicht jetzt das Versprechen gibst, dann fahre ich noch heute abend mit dem Dampfer von der Insel, — und du wirst mich nie mehr wiedersehen, Karssen."

„Ich habe es Korssakow versprochen, daß ich heute abend mit ihm nach Dänemark fahre. Die Hälfte der Perlenkette gehört jetzt ihm, — ich muß sie ihm doch lassen! — Sonst — er hat mich doch in der Hand —"

„Gib den Schmuck zurück, dann hast du von ihm nichts mehr zu befürchten!"

„Ich kann nicht — —"

„Du mußt dich entscheiden, Karssen! Entweder den Schmuck — oder ich! — Soll ich bleiben, — oder soll ich mit dem Dampfer — —"

Ihre Stimme versagte, erstarb in einem rauhen Schluchzen.

Karssens Blick wanderte langsam in die Runde, blieb auf jeder einzigen Düne haften, glitt an dem Leuchtturm empor, weiter gen Norden, wo das Dorf lag.

Warum antwortete er denn nicht? Seine Entscheidung war doch schon längst gefallen, — schon als Magda zum ersten Male die Bitte an ihn gerichtet hatte.

„Ich — — das muß ich dir überlassen, Magda.

Wenn du fahren willst — ich kann dich nicht hindern."

Nun hatte er es ausgesprochen, so kalt, so gleichgültig, wie Magdas undurchdringliche Maske, wie sie es nie von ihm erwartet hätte.

Erschrocken blickte sie auf, in sein Gesicht. Das war jetzt auch wie Michael Korssakows Gesicht war.

Masken, — alles nur Masken, keine Menschen! Michael und Karssen, — Masken.

Wie ein Gefühl des Ekels packte es sie, nun sie zum ersten Male Karssen Reimers wahres Gesicht gesehen hatte.

Und an der Seite dieses Mannes hatte sie ein neues Leben erhofft! In ihrer blinden Liebe hatte sie ihm geglaubt, an das Gute in ihm. Und nun war doch alles ein Abgrund von Schlechtigkeit, — vielleicht auch nur von Schwachheit. Aber gerade an seine Stärke hatte sie geglaubt, — nun war die Enttäuschung um so furchtbarer.

Wortlos wandte sie sich ab, schritt den Dünen zu.

Würde er sie zurückrufen? Würde er bereuen, was er da gesagt hatte? Aber wenn er es selbst bereute, — würde sie ihm dann noch glauben können? War das nicht vielleicht schon wieder eine Maske?

Er rief sie nicht zurück.

Die Hände in die Taschen versenkt, den Blick nach drüben verloren, zum Festland hin, — so stand er da und wartete, bis das Geräusch ihrer Schritte im Sand erstorben war.

Dann erst machte er Kehrt und schritt auf einem anderen Weg dem Dorfe zu.

Sollte sie doch fahren. Ihm blieb ja noch Geelke, — und die wußte nichts von dem, was hinter ihm lag. Die würde sich freuen über das Geld, über das Gasthaus. Die würde ihm dankbar sein, — Geelke.

Ob man jetzt wohl zu ihr ging? Seit gestern hatte er sie nicht mehr gesehen.

Aber da war in ihm eine ängstliche Scheu, dem Mädchen so unter die Augen treten zu müssen. Vor kurzem noch hatten Magdas Arme ihn umschlungen gehalten, bittend hatten ihre Augen in den seinen geruht. Und jetzt — nein, jetzt konnte er nicht zu Geelke gehen.

Aber gegend Abend, bevor er mit Korssakow nach Dänemark aufbrach — ja, dann vielleicht.

Im weiten Bogen schritt er durch die Täler der Dünen um den Leuchtturm herum, bis der lockere Sand unter seinen Füßen ihn zur Rückkehr auf den Strandweg zwang.

Nun mußte er doch noch an dem Turm vorbei.

Sicherlich war es ein Zufall, daß im gleichen Augenblick der Maler aus der Tür des Leuchtturms trat, das Fernglas noch immer in der Hand.

Er grüßte höflich zu Karssen hinüber, blieb dann ein Stück auf dem Weg zurück, um seine Zigarre in Brand zu setzen.

Auch Karssen verspürte plötzlich Rauchhunger, zog sein Zigarettenetui hervor und blieb stehen.

„Verzeihung, dürfte ich Sie um Feuer bitten?"

„Gerne, mein Herr!" Der Maler reichte ihm die brennende Zigarre hin. Und dann in dem gleichen, höflichen, uninteressierten Ton: „Sind Sie auch zur Erholung hier?"

„Nein, ich wohne hier auf der Insel! Mein Vater ist Fischer."

„Ach, was Sie nicht sagen! — Und ich hatte schwören mögen, daß ich Ihnen vor kurzem in Hamburg begegnet bin! So etwas von einer Aehnlichkeit —"

„Ja, so etwas gibt es schon."

Ein bißchen aufdringlich, der alte Maler. Wich einem einfach nicht von der Seite.

„Waren Sie noch nie in Hamburg?"

„Doch, ja — früher einmal."

„Schon lange her? — Es ist doch möglich, daß ich Sie dann wirklich gesehen habe! — Kann vielleicht im Hotel Royal gewesen sein. Ich verkehre dort häufiger."

Im Hotel Royal — —

Heftig schüttelte Karssen den Kopf. „Nein, da bin ich nie gewesen. Nie in meinem Leben."

„So so. — Ich meinte ja auch nur so —"

Sie waren am Eingang des Dorfes angelangt. Der Maler blieb stehen und deutete zu Paulsens Gasthaus hinüber.

„Da drüben wohne ich."

„Und ich hier, im Hause meines Vaters."

„Also, dann auf Wiedersehen." Der Maler zog den Hut und bog zum Gasthaus ab.

Dort stand Michael Korssakow am Fenster und hatte die beiden Männer nicht aus dem Auge gelassen.

Verdammt, — was hatte wohl der Maler von Karssen gewollt? Wenn er nur vorsichtig gewesen war und sich keine Blöße gegeben hatte. Diesem sonderbaren Maler war nicht zu trauen.

Na, heute abend fiel die Entscheidung, so oder so — —

Auf der Steinbank vor seiner Kate saß der alte Reimers und blickte in die ziehenden Wolken. War ein sonderbarer Tag heute und da war nicht nur das Wetter, aus dem man nicht klug werden konnte.

Den ganzen Vormittag über war Karssen nun schon aus dem Hause, — vielleicht am Strande, vielleicht bei Geelke. Und auch Jan hatte sich nicht zum Mittagessen eingefunden.

Da hatte man nun seit gestern wieder zwei Söhne — und war doch ganz allein.

Detlev Reimers verzog schmerzlich das Gesicht. Daß er es seit einigen Tagen so sehr in der Schulter hatte! Na ja, das Alter! All die vielen Nächte bei Wind und Regen da draußen auf dem

Meer beim Fischfang, die machten sich jetzt bei ihm bemerkbar.

Man wurde eben alt, kam so langsam in die Jahre, wo man sich überflüssig vorkam. Sein Leben lang hatte man nicht auf der Bärenhaut gelegen, hatte überall zugepackt, sich vor keiner Arbeit gescheut, — und nun mit einem Male warf es einen um. Zu nichts war man mehr nütze. Zu gar nichts. Gewiß, da waren die beiden Jungen, der Karssen und der Jan, — die würden schon für ihn sorgen, aber — — anders war es doch gewesen, als man sich noch sagen konnte, daß man das harte Brot mit eigenen Händen verdient hatte. Ja, ja!

Mühsam wandte sich der alte Fischer um, blickte an der rissigen Lehmwand seines Hauses empor. Wer konnte wissen, wie lange das noch den Stürmen standhalten mochte. War auch mit ihm alt geworden, das Haus, — alt und gebrechlich.

Lange hafteten seine trüben Augen auf dem Türbalken. Den hatte der Vater noch geschnitzt aus der Planke eines angetriebenen Wracks, hatte in ungefügen Buchstaben den alten Spruch eingekerbt, für den früher hier auf der Insel die Friesen oft genug ihr Leben gelassen hatten im Kampf gegen die Fremden, die es auf die freien Inseln abgesehen hatten.

„Lewwer duad üs Slaav."

Oft in den Abendstunden hatte der Vater ihm davon erzählt, von der Freiheit, für die die Friesen in den Tod gegangen waren:

„Lewwer duad üs Slaav."

Und wie ein Sklave kam er sich jetzt selbst vor, der alte Reimers, durch seine Gebrechlichkeit an das Haus gefesselt, während draußen das weite Meer lockte.

Das weite Meer, — — ob er wohl noch einmal hinausfahren würde zum Fischfang?

Nein, nein, Detlev Reimers fühlte, daß er nicht mehr hinausfahren würde. Sein Schiff würde am Strande liegen bleiben, bis es morsch zerbrach und die nächste Sturmflut die Planken ins weite Meer hinaustrieb zur letzten Fahrt — —

Der alte Fischer war mit sich unzufrieden. — Dumme Gedanken. Wußte selbst nicht, wie er gerade heute darauf kam, — heute, wo doch der Karssen wieder bei ihm war.

Der Karssen und die Geelke — —

Der Abglanz eines Lächelns spielte um seine Züge. Bald würde die Hochzeit sein. Hatte er nicht heute früh in Jans Hand den Schmuck gesehen, den Karssen als Brautgeschenk für Geelke mitgebracht hatte? Natürlich war der Jan neugierig gewesen und hatte den Koffer des Bruders untersucht.

War eine schöne Kette gewesen, — die Perlen. Mußte eine Menge Geld gekostet haben. Und Geelke würde als Braut mit der Kette noch schöner aussehen als sonst — —

Was das nur heute war. Lag so schwül und beklemmend in der Luft und dabei ging der Wind doch noch heftiger als gestern. Ordentlich schwer fiel einem das Atmen. —

War das nicht der Jan, der da vom Strand her kam? Reimers schloß die Augen zu einem Spalt. Auch mit dem Sehen war es jetzt nicht mehr so das rechte.

Ja, es war Jan. Er reichte dem Vater die Hand. „Ich bin noch bei Boß geblieben. Er hatte mich zum Essen eingeladen."

„War Karssen auch da?"

„Karssen? — Nein."

„Hast du ihn denn nicht gesehen?"

„Ich — — glaube nein."

Da war irgend etwas in Jans Stimme, was den alten Reimers stutzig machte. Aber es war nie seine Art gewesen, nach etwas zu forschen, was man ihm nicht von selbst sagte.

„Was meint Boß zum Wetter?"

„Es wird Sturm geben. An eine Fahrt aufs Meer ist nicht zu denken."

„Ja, jetzt kommen die Herbststürme über die See. Da muß man schon einen Kutter haben wie der Lürken oder der Eibs, dann kann man es schon wagen. — Karssen muß wohl Geld haben, Jan. Da wird er sich vielleicht auch so einen Kutter kaufen, um im Herbst zu den großen Fischzügen hinauszufahren —" Und es war wie eine heimliche Verachtung in der Stimme.

Die Kutter mit den Oelmotoren — er hatte nie viel davon gehalten. Es sollte ja sicherer sein damit auf dem Meer. Aber er war immer nur in seinem Kahn hinausgefahren, hatte sein Leben aufs Spiel gesetzt bei jedem Fang. So mußte es ein rechter Fischer halten — —

Noch eine kleine Weile lang saßen Vater und Sohn auf der Bank, dann gingen sie in das Haus zurück, wo sich nach einer Weile auch Karssen einfand.

Der Tisch war gedeckt, die Kaffeekanne dampfte. Das Laib Brot lag auf dem irdenen Teller.

Nein, Karssen hatte keinen Hunger. Zum Mittag gegessen hatte er auch nicht. Er hatte eben keinen Hunger. Was war denn groß dabei?

Und dann begann er zu erzählen. — Ja, er war am Strande mit einem fremden Herrn zusammengetroffen, einem Gast aus Hamburg. Drüben bei Paulsen wohnt er. Und er hatte ihn gefragt, ob Karssen mit ihm nicht mal eine Segelfahrt machen würde, — vielleicht bis hinauf zur dänischen Küste. Fünfundzwanzig Mark wollte er dafür zahlen, doch ein ganz anständiges Geld. Und natürlich hatte Karssen zugesagt. So schnell verdiene man nicht fünfundzwanzig Mark.

„Nach Dänemark? — Bei dem Wetter?“ fragte der alte Reimers.

„Ja, — was ist denn dabei? Wir segeln immer an der Küste entlang, da sind wir im Windschutz der Inseln. In spätestens drei Tagen sind wir wieder zurück, — und aufs Meer hinaus zum Fischfang kann der Jan bei diesem Wetter doch nicht. Warum soll der Kahn unbenutzt am Strande liegen?“

„Es ist gefährlich, Karssen, — auch an der Küste entlang. Und du hast zwei Jahre das Segel nicht mehr geführt —“

Karssen lachte selbstbewußt. „Wenn man das einmal gekonnt hat, dann verlernt man es nicht mehr.“

„Nimm wenigstens den Jan mit. Zu zweien werdet ihr schon durchkommen!“

„Das werden wir auch so, Vater. Der Herr aus Hamburg versteht sich auf die Segelei, hat er mir gesagt. — Ich kann das Boot doch haben?“ Fragend blickte er zu Jan hinüber.

Der hatte schweigend zugehört und sich seine eigenen Gedanken gemacht. Karssen log. Mit einer fremden Frau war er zusammengewesen, — und wollte er vielleicht mit der nach Dänemark? Eine verrückte Sache wäre das gewesen, eine glatte Verrücktheit.

„Ich kann das Boot doch haben, Jan?“

Der Bruder schrak aus seinen Gedanken. „Darüber hat der Vater zu bestimmen.“

„Ich meine, ob du das Boot für den Fischfang brauchst.“

„Sieht nicht so aus. Meinetwegen nimm den Kahn.“

„In drei Tagen bin ich wieder zurück —“

„Wann soll die Fahrt denn losgehen?“

„Heute abend, bei Eintritt der Ebbe, so gegen 8 Uhr, denke ich.“

Jan schob die Tasse zurück, erhob sich schwer von der Bank. Jetzt mußte er allein sein und einmal in Ruhe alles überdenken, was das nun heißen sollte. Soviel war heute schon auf ihn eingestürmt, daß seine Gedanken wie im Kreise gingen.

Er achtete auch nicht weiter darauf, als Karssen fragte: „Das Boot liegt doch noch immer in der Südbucht?“

Als die Tür hinter Jan zugeschlagen war, fragte der alte Reimers:

„Was hat der Jan gegen dich, Karssen?“

„Weiß nicht, vielleicht ist er neidisch auf die fünfundzwanzig Mark. Hätte sie vielleicht selbst gern verdient.“

„Nein, so ist der Jan nicht. Da muß etwas anderes sein zwischen dir und ihm.“

„Vielleicht wegen der Geelke — —“ Und wieder fiel es Karssen ein, daß er ja noch zu Geelke gehen wollte. „Wiedersehen, Vater.“

„Wo gehst du hin?“

„Mal nach Geelke sehen. Wird Zeit, glaube ich, daß ich mich mal ein bißchen um sie kümmere.“

Schon war er zur Tür gegangen, riß sie hastig auf und schritt die Straße entlang. Aber sichtlich vermied er es, zu Paulsens Gasthaus hinüberzublicken. — — —

Hach, das hatte gut getan, das Nickerchen nach dem Mittagessen. War übrigens ein recht ausgedehntes Nickerchen gewesen. Sah direkt schon schummrig draußen aus.

Der alte Boß räkelte sich faul, daß der Lehnsessel in allen Fugen krachte, griff dann nach der Tabakspfeife, suchte die Taschen nach Streichhölzern ab. — Es war ein Kreuz mit den Streichhölzern! Immer waren sie nicht da, wenn man sie brauchte.

„Geelke!“

Noch einmal rief der alte Boß, dann stampfte er mit dem Holzbein auf die Dielen, — bei ihm ein Zeichen höchster Ungeduld.

Geelke kam nicht.

Was war denn bloß mit der Deern Um diese Zeit ging sie doch sonst nicht aus.

Boß gähnte herzhaft. Eigentlich konnte man noch ein Auge voll nehmen. Sah ja ganz so aus, als ob es heute eine stürmische Nacht geben würde, und da war sowieso nicht an Schlaf zu denken. Allerdings, eine Pfeife hätte er gerne noch geraucht.

Na, dann nachher — —

★

Geelke saß in ihrem Zimmerchen. Vor ihr auf dem Boden lag das Bild von Karssen in tausend Fetzen.

Das war nun das Ende.

Und sie hatte sich selbst darüber gewundert, wie leicht es ihr gefallen war. Das Bild, das sie zwei Jahre lang bei sich wie ein kleines Heiligtum bewahrt hatte, — wie irgend ein gleichgültiges Stück Papier hatte sie es zwischen den Fingern zerrissen. Ihre Finger hatten nicht einmal dabei gezittert.

Sie wußte selbst nicht recht, ob sie sich darüber schämen sollte. So leicht hatte sie die große Liebe aus dem Herzen reißen können? Oder war es vielleicht gar nicht die wahre, große Liebe gewesen?

Vielleicht alles nur eine Selbsttäuschung, etwas wie ein Glorienschein, mit dem sie den Abwesenden umgeben hatte?

Als Karssen damals von ihr Abschied genommen hatte, — so jung war sie damals noch gewesen, hatte geglaubt, daß es Liebe gewesen war, die sie zu Karssen getrieben hatte. Jetzt erst dämmerte leise die Erkenntnis der Wahrheit in ihr auf.

Hatte schon damals ihr Herz nicht einem anderen gehört? War es vielleicht nur die Scheu vor

dem Eingeständnis dieser Neigung gewesen, die sie veranlaßt hatte, Karssens leidenschaftlicher Werbung Gehör zu schenken?

Ja, sie hatte ihm ihr Wort gegeben, das feste Versprechen, auf ihn zu warten und dann ihr Wort einzulösen. Und nichts in der Welt hätte sie dazu veranlaßt, ihrem Versprechen untreu zu werden, — selbst nicht um den Preis eines Glückes, nach dem sich ihr Herz wohl schon immer gesehnt hatte. Nein, zu ihrem Wort hatte sie stehen müssen, bis — —

Bis sie vorhin auf der Galerie des Leuchtturms gesehen hatte, wie Karssen — —

Nein, nicht mehr daran denken. Das war nun zu Ende.

Mit der Fußspitze schob Geelke die Papierfetzen am Boden zusammen, in die entfernteste Ecke des Zimmers. Nichts mehr sehen wollte sie von Karssen, durch nichts mehr an ihn erinnert werden — —

Zu Ende — zu Ende — und sie war froh darüber. So leicht war es ihr ums Herz, wie nie in diesen zwei Jahren. — —

Dann ging die Tür.

Da stand Karssen Reimers auf der Schwelle, siegesgewiß, lächelnd, — aber vielleicht war das auch nur eine Maske, hinter der er sein schlechtes Gewissen verbarg.

„Soo, Geelke, da bin ich. Du mußt schon entschuldigen, daß ich nicht eher kam, aber — ich sagte dir doch — das Geschäft mit Paulsen, — aber nun ist alles glücklich unter Dach und Fach. Ich — habe alles mit ihm verabredet, Geelke, und in ein paar Tagen kann alles — — Geelke — — ja, was ist denn? Warum sagst du nichts?"

„Was soll ich sagen?"

„Daß du dich freust, — daß du — — irgend etwas jedenfalls, Geelke!"

Sie blickte an ihm vorbei durch das Fenster.

„Ich will dir nur sagen, daß ich heute mittag oben auf dem Turm stand. Man kann von dort aus weit über die Insel sehen, Karssen."

„Und —" Er ahnte gar nicht die Bedeutung ihrer Worte.

„Ich sah dich, Karssen — und die andere Frau —"

Ja, jetzt hatte er begriffen.

Wie im Fieber rasten seine Gedanken. Ein Ausweg — ein Ausweg! Wenn er jetzt auch noch Geelke verlor — —

„Geelke — — aber das ist doch —"

„Was ist das?"

„Du bist eifersüchtig, Geelke."

„Nein, nein, Karssen. Eifersüchtig kann man doch nur sein, wenn man einen Menschen liebt. Und ich — —"

„Du liebst mich also nicht?"

„Nein."

„Du liebst einen anderen?"

„Ja."

„Du — liebst — Jan?"

„Ja." Ohne Scheu bekannte sie es, zum erstenmal auch sich selbst gegenüber.

„Also Jan! Mein eigener Bruder macht mir meine Braut abspenstig, während ich —"

„Nein, Karssen, — die Schuld dafür mußt du bei dir suchen und nicht bei anderen. Vielleicht — vielleicht habe ich auch ein wenig Schuld daran. Ich hätte dir damals nicht mein Versprechen geben sollen. Aber du drängtest mich — und ich wußte damals noch nicht, wie es in mir aussah —"

„Das sind alles nur Ausreden! Das ist ein abgekartetes Spiel zwischen dir und Jan. Aber — glaube nicht, daß ich mich so beiseite schieben lasse, Geelke! Ich halte, was ich habe! Noch nie habe ich mir etwas nehmen lassen, — und dich lasse ich mir am allerwenigsten nehmen! Jan soll sich hüten —"

„Du vergißt ganz, daß du selbst den Trennungsstrich zwischen uns gezogen hast, Karssen. Erst als ich dich mit der fremden Frau sah, erkannte ich, wie es um mich stand. — Zuerst hat es mir sogar ein bißchen weh getan. All die Jahre habe ich auf dich gewartet, habe an dich geglaubt, — weil ich dir mein Wort gegeben habe. Und nun konntest du mich so täuschen."

„Das bildest du dir nur ein, Geelke, wenn ich dir sage, daß sie heute abend wieder zum Festland fährt."

„Was diese Frau tut, ist mir gleichgültig, Karssen. Soll sie gehen, soll sie hierbleiben, — mich kümmert es nicht —"

„Geelke — —"

Mit zwei, drei Schritten hatte er das Zimmer durchmessen, stand bebend vor Erregung vor Geelke, packte ihre Schultern —

„Geelke — —"

„Laß mich los! — Geh! — So geh doch."

„Du sollst mich nicht so verachten!"

„Geh, damit ich nicht noch schlechter von dir denken muß."

Aber er hielt sie fest. Ein gefährliches Leuchten war in seinen Augen. Er wußte, daß er verspielt hatte, aber etwas in ihm sträubte sich dagegen, alles verloren zu geben.

Von Magda hatte er sich leicht trennen können. Sie war ja auch nur wie ein Tag in seinem Leben gewesen, — wie ein vergänglicher Tag. Aber mit Geelke war es anders. Sie konnte das ganze Leben für ihn bedeuten, — und noch nie hatte er es so deutlich empfunden wie in diesem Augenblick, wo er sie verlieren sollte.

Nein, er gab sie nicht frei. Er hielt, was er hatte.

„Laß mich, Karssen! — Hörst du, du sollst nicht — —“

Sein Gesicht neigte sich über sie, von allen Leidenschaften verzerrt.

„So kommst du mir nicht frei, Geelke! Ich habe dein Wort, — und das sollst du mir jetzt einlösen, — du —“

Keiner von ihnen hörte den Schritt, der schwer und unbeholfen über die Treppe herabkam, bis plötzlich der alte Voß mit seinem Lachen die Stille zerriß.

„Na, ihr beiden Liebesleut? — Daß ihr aber auch immer die Tür offen lassen müßt! — Ich will nur ein paar Streichhölzer, Geelke. Oben sind keine mehr — —“

Dann endlich fiel es ihm auf, daß es alles andere als Liebe war, was er in diesen beiden Mienen sah. Unsicher blickte er von einem zum anderen. Vielleicht störte er da eine Aussprache zwischen Karssen und Geelke — —?

„Bleib hier, Vater!“

„Was habt ihr denn?“

„Sag du dem Karssen, daß er gehen soll!“

„Gehen, — der Karssen? — — Wohin soll er denn gehen?“

„Irgendwohin! Nur weg von hier!“

„Ach so. — Ihr habt wohl beide einen kleinen Streit gehabt? — Na, besser jetzt, als später —“

„Für mich und Karssen gibt es kein Später!“

Teufel, das klang ernst.

Voß runzelte die Stirn. „Aber Geelke, der Karssen ist doch dein Verlobter — —“

Und warum sagte er nichts, der Karssen? Stand regungslos da, mit hängenden Schultern, mit halbgeschlossenen Augen — —

„Nein, Vater, — Karssen ist mir nichts mehr. Und deshalb soll er gehen!“

„Ja — ja — ich gehe ja schon —“ Kaum verständlich fielen die Worte von den zuckenden Lippen des Mannes. Mit einem scheuen Seitenblick auf Geelke schob er sich an Voß vorüber, der Tür zu, blieb noch einmal stehen — „Geelke —!“

Keine Antwort, nicht einmal einen Blick hatte sie für ihn.

Da ging Karssen aus dem Zimmer.

Der alte Voß wartete, bis die schwere Eisentür hinter ihm ins Schloß gefallen war, dann humpelte er kopfschüttelnd auf sein Mädel zu.

„Geelke, — Deern, — also dieser und jener soll mich holen, wenn ich verstehe, was das heißen soll! Vor noch nicht vierundzwanzig Stunden hast du Karssen wiedergesehen, — und — jetzt —“

„In vierundzwanzig Stunden kann viel geschehen, Vater. In vierundzwanzig Stunden kann eine Welt einstürzen — eine neue Welt entstehen.“ Ein heimliches Lächeln geisterte um ihre Lippen, als sie an Jan dachte.

„Aber willst du mir nicht wenigstens sagen —“

„Was ist da noch groß zu sagen? — Es ist alles aus zwischen Karssen und mir, — und ich bin froh, daß es so gekommen ist.“

„Aber — na ja, du mußt es ja am besten wissen, Deern — —“ Der Alte gab sich keine Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen. Er hatte den Karssen immer gern gehabt, — schon weil er Hannas Sohn war. Aber — es stimmte schon. Geelke mußte es am besten wissen.

★

Scheußlich, wie langsam die Zeit verging. Noch drei Stunden, dreimal sechzig Minuten, — dann war er endlich so weit.

Michael Korssakow blies eine dichte Rauchwolke gegen die niedrige Decke des Zimmers, betrachtete nachdenklich die glimmende Spitze seiner Zigarette. In Hemdsärmeln lag er auf dem Bett ausgestreckt, neben sich auf dem Nachttisch den Aschenbecher, der schon bis zum Rande voll war mit den Pappmundstücken seiner Zigaretten.

Noch drei Stunden, — und er konnte nicht schlafen, wie er es gern getan hätte. Eine ungewisse Unruhe hielt ihn wach.

Magda — der Henker mochte wissen, was sie bei Karssen angerichtet hatte. War es ihr vielleicht doch gelungen, Reimers von dem Plan der Fahrt nach Dänemark abzubringen?

Am liebsten wäre Korssakow aufgesprungen und hinübergegangen in die Fischerhütte, um aus Karssens Mund zu erfahren, wie die Sache stand. Aber damit hätte er sich dem anderen gegenüber eine Blöße gegeben, die ihm leicht gefährlich werden konnte.

Nein, — er mußte warten.

Noch drei Stunden — — wie unerträglich langsam doch die Zeit verging — —

Jemand kam die Treppe empor, den Gang entlang. Dem Schritt nach konnte es Magda sein. Sicher kam sie, um ihre Sachen zu holen.

Jetzt mußte es sich entscheiden, wie es um Karssen stand.

Magda betrat das Zimmer, schloß die Tür hinter sich, warf einen gleichgültigen Blick zu Michael hin, und dann ging sie zu ihren Koffern.

Korssakow fragte nicht. Er wußte, daß er es nicht nötig hatte. Wenn Magda gesiegt hatte, würde sie ihm ihren Triumph nicht verschweigen. Wenn sie aber stumm blieb, dann — hatte Korssakow gesiegt.

Nein, sie sagte nichts. Schweigend öffnete sie die Koffer, packte hastig ihre Sachen hinein, warf die Deckel zu, schloß ab.

Dann erst wandte sie sich mit unbewegtem Gesicht dem Manne zu, der vom Bett aus lauernd ihr Tun beobachtet hatte.

„Ich fahre heute abend mit dem Dampfer zum Festland zurück.“

„So — so. — Und Karssen Reimers?“

Korssakow erhielt keine Antwort.

„Es ist also doch nicht ganz so gegangen, wie du es dir gedacht hast."

Diesen billigen Triumph konnte er ihr doch nicht ersparen.

„Du hast recht behalten, Michael. Karssen Reimers ist nicht der Mann, für den ich ihn hielt. — Es ist mir auch gleichgültig, ob dein Einfluß ihn so verdorben hat, oder — ach, es ist ja alles so gleichgültig —" Ihre Stimme zitterte wie von heimlichen Tränen.

Langsam hatte sich Korssakow von seinem Lager erhoben. Einen Schritt tat er auf Magda zu, blieb unschlüssig stehen.

„Nun hast du es selbst gesehen! — Und dieses Menschen wegen wolltest du auf alles verzichten, was dir das Leben an meiner Seite noch bieten kann."

„Nein, Michael, — nicht Karssens wegen. Das — hat andere Gründe, die du vielleicht nicht verstehen wirst. — Einmal ist es eben bei jedem Menschen so weit, daß er erkennt, wohin ihn sein Weg führt. Und dann muß er entscheiden, ob er diesen Weg weitergehen will — oder ob es noch Zeit zur Umkehr ist."

„ Und du hast dich zur Umkehr entschlossen, Magda?"

„Ja."

„Dein Entschluß ist endgültig?"

Sie nickte.

„Schade, wirklich schade. Ich hatte immer noch gehofft, — auch nach den harten Worten, die heute mittag zwischen uns fielen — ja, ich hatte immer noch gehofft, du würdest —"

„Nein, Michael, ich bin froh, daß ich mich soweit durchgerungen habe. Ich will diesen Weg nicht mehr weitergehen."

Den Koffer in der Hand, so stand sie vor ihm, den Blick ins Ungewisse verloren.

„Soll ich dir den Koffer zur Südbucht tragen, Magda?"

Es war eigentlich lächerlich, daß er ihr dieses Anerbieten machte. Aber — er wußte selbst nicht, wie es kam, — sie tat ihm leid. Die Enttäuschung, die Karssen Reimers ihr bereitet hatte, mußte sie schwer getroffen haben.

„Nein, danke. Ich werde unterwegs schon einen Fischer finden, der das besorgt."

An ihm vorbei schritt sie der Tür zu, drückte die Klinke nieder.

„Willst du mir nicht wenigstens die Hand zum Abschied geben, Magda?"

Stumm verließ sie das Zimmer, als habe sie seine Frage nicht gehört. Es war vielleicht auch besser so.

Nach dem Bruch von heute mittag war ja eine Aussöhnung ausgeschlossen. Die Trennung mußte sein. Wie es ihr draußen in der Welt ergehen würde, so ganz auf sich selbst gestellt, ohne einen Menschen, der ihr half, — ach was, das sollte Korssakows Sorge nicht sein. Mochte sie nur sehen, wie sie weiter kam.

Wieder griff er nach einer Zigarette, blickte nach der Uhr. Halb sechs. Noch zwei Stunden und eine halbe — —

Aber jetzt war wenigstens dieser beunruhigende Zweifel von ihm genommen. Karssen Reimers war bei der getroffenen Vereinbarung geblieben.

Wieder warf sich Korssakow auf das Bett, legte die Zigarette in die Aschenschale und schloß die Augen.

Magda — eigentlich doch schade — — —

★

Mit einem jähen Schreck erwachte er aus seinem Halbschlummer. Das Zimmer war vom Dämmerlicht des frühen Abends erfüllt.

Hatte er vielleicht die Zeit verschlafen? Nein, Gott sei Dank! Gerade halb acht. Noch Zeit genug, um pünktlich an der Südbucht zu sein.

Hastig sprang er auf, zog die Jacke an und warf den Wettermantel über den Arm.

Er tastete nach der Hüfttasche. — Ja, da steckte der Revolver.

Und nu los. Es wurde Zeit.

Als er aus der Tür des Gasthauses trat, prallte er unwillkürlich zurück. Donnerwetter, hatte der Wind sich inzwischen aufgefrischt.

Nur gut, daß er sich zu einem neuen Plan entschlossen hatte. Bei diesem Wetter eine Fahrt nach Dänemark — selbst an der Küste entlang, — nein, danke.

Also die Mütze tiefer in die Stirn gezogen, den Mantel übergeworfen, — und dann los. Karssen würde nicht auf sich warten lassen.

Da war auch schon der Strand, jetzt nur ein schmales Stück, über das die schäumenden Ausläufer der Flutwellen gierig dahinleckten.

Und hier bog der Dünenweg ab.

Es war nur gut, daß der Leuchtturm seine grellen Strahlen durch das unwirkliche Bleigrau des Abends schickte. Nur noch 10 Minuten mochte es dauern, bis die Dunkelheit ganz herniedergesunken war.

Verwünscht, hier oben am Turm bekam einen aber der Wind ordentlich zu packen. Fest zuknöpfen mußte Korssakow seinen Mantel, sich Schritt um Schritt hindurchkämpfen durch die Sandwolken, die der Sturm von den Dünen emporwirbelte.

Weiter — Schritt um Schritt — —

Nein, erst einen Augenblick stehen bleiben, Atem schöpfen, einen raschen Blick hinter sich werfen, ob Karssen nicht auch schon kam.

Da tauchte doch jemand auf im rasch entschwindenden Strahl des Leuchtfeuers!

„Reimers! — Karssen Reimers!"

Er wartete ungeduldig bis wieder der Lichtpfeil herumschwenkte, über den Weg dahinstrich.

Niemand. War dann wohl eine Täuschung gewesen. Wenn es Karssen gewesen wäre, hätte er sich ja bestimmt gemeldet.

Aber doch setzte Korssakow seinen Weg nicht fort. Eine leichte Unruhe war da mit einem Male wieder in ihm. Er wartete — —

Und wieder blinkte das Leuchtfeuer auf.

Nein, nein, da war niemand auf dem Weg. Vielleicht war es auch nur ein Sandwirbel gewesen, der ihm die schattenhafte Gestalt vorgegaukelt hatte.

Also weiter— —

Ein unheimliches Wandern war es, hinein in die herniedersinkende Nacht.

In schrillen Tönen schrie der Wind auf, dumpf brausend warf das Meer seine Akkorde dazwischen.

Eine Möve kreischte, — man konnte sie nicht sehen, konnte ihn nur hören, den heiseren, grellen Ruf des Vogels.

Nur darauf acht geben, daß man nicht in die Dünen geriet — —

Wie weit mochte es noch bis zur Bucht sein? Jetzt mußte er doch schon bald die ganze Insel durchquert haben.

Aber natürlich war nichts zu erkennen in dieser Finsternis. Nur ein schwacher Schimmer huschte über den Weg, wenn der leuchtende Pfeil die Nacht durchbohrte.

Das hatte noch gefehlt! Jetzt fing es zu regnen an! Erst nur vereinzelte, schwere Tropfen, die sich aus den niedrig dahinziehenden Wolken lösten, dann immer mehr und mehr. Wie in einem schimmernden Schleier verfing sich der Strahl des Leuchtfeuers.

Korssakow knöpfte den Wettermantel bis zum Kinn zu, schritt noch schneller aus. Er hätte doch eigentlich daran denken müssen und aus seinem Koffer die Taschenlaterne mitnehmen.

Vom Mützenschirm tropfte das Wasser, der feuchte Sand drang in die Halbschuhe.

Ganz unvermittelt klang es aus der Nähe wie das wütende Brüllen eines wilden Tieres. Nicht mehr zwischen den Dünenwänden verlor sich das Leuchtfeuer. In unendliche Ferne strich es dahin, über weiße, schäumende Wogenkämme, über einen aufgewühlten Hexenkessel der Elemente.

Die Südbucht!

Michael Korssakow blieb stehen, wartete, bis der Lichtpfeil wieder hierher gewandert war, blickte suchend über den Strand hin.

Nein, von Karssen Reimers war noch keine Spur zu entdecken. Aber auch von dem Segelboot konnte er nichts sehen.

Nun, — das schadet nichts, — wenn Karssen nur kam.

Der Regen prasselte hernieder, vom Wind gepeitscht donnerten die Wogen.

Verdammt ungemütlich. Karssen Reimers konnte sich wirklich ein wenig beeilen!

Korssakow starrte den Weg entlang, über den in regelmäßigen Zwischenräumen das Leuchtfeuer hinwegstrich.

Noch immer niemand.

Oder doch? Kämpfte sich da nicht eine schattenhafte Gestalt durch Sturm und Regen?

„Karssen Reimers!" Er hatte die Hände zum Trichter um den Mund geschlossen, schrie gegen den Wind an. „Karssen Reimers!"

Und wieder ergoß sich der Abglanz des Leuchtfeuers über den Strandweg.

Ja, es mußte Karssen Reimers sein. Soeben hatte jener den Arm erhoben, hatte gewinkt — —

Endlich. — Endlich!

Mit dem für Augenblicke abflauenden Wind versiegte der Regen. Fast schien es ein wenig heller zu werden, — jene unwirkliche Helligkeit, die der letzte graue Schimmer am Horizont verbreitet.

Ja, es war Karssen.

Schwer atmend stand er vor Korssakow, in einen alten Oelmantel gehüllt, das Gesicht unter dem Südwester halb verborgen.

„Guten Abend, Korssakow!"

„Guten Abend! Sie haben mich warten lassen, Reimers!"

Aber Sie können doch eben erst hier angekommen sein! Sie waren doch dicht vor mir auf dem Weg!"

„Ich warte hier seit zehn Minuten."

„Das kann nicht stimmen! Ich bin gelaufen, um Sie einzuholen, — aber mit einem Male waren Sie verschwunden — —"

„Ist schon gut, schon gut! Hauptsache, daß Sie hier sind — und alles in Ordnung ist —"

„Das ist es eben nicht."

Korssakow kniff die Augen zu einem schmalen Spalt zusammen. „Wie meinen Sie das? — Nicht in Ordnung?"

„Wenn Sie schon so lange hier sind, müßten Sie es doch schon längst bemerkt haben, — daß das Boot nicht da ist."

„Ja, das ist mir allerdings aufgefallen. — Und wie kommt das?"

„Ich wußte nichts davon — — mein Bruder hat es heute vormittag zum Fischerhafen nach Norderhöft gebracht. — Eben erst sagte er es mir, als ich von Hause los wollte!"

„Dann müssen wir also wieder zurück zum Dorf?"

„Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, Korssakow."

„Gut, gehen wir!"

Zwei, drei Schritte, dann blieb der Russe plötzlich stehen.

„Karssen Reimers!"

„Ja?"

„Hören Sie, das kommt mir ein bißchen sonderbar vor, — diese Geschichte mit dem Segelboot! — Sollten Sie das wirklich nicht schon früher von Ihrem Bruder erfahren haben?"

„Aber ich sagte Ihnen doch —"

„Worte sind billig, Reimers! — Ich weiß nicht, — mir scheint es, als ob etwas dahinter steckt —"

„Was soll denn dahinter stecken? — Es ist schon so! — Kommen Sie doch endlich zum Fischerhafen, dann können Sie sich überzeugen."

„Haben Sie die Perlen bei sich, Reimers?" Oh ja, Korssakow verstand es schon, den Argwöhnischen zu spielen.

„Selbstverständlich!"

„Ach, gar nichts ist selbstverständlich! Ich könnte mir zum Beispiel denken — — zeigen Sie doch einmal her!"

„Was?"

„Die Perlen!"

Unwillkürlich tastete Karssen nach der Innentasche seines Oelmantels, ließ dann aber wieder die Hand sinken.

„Warum? — Ich begreife Ihr Mißtrauen nicht —"

„Das ist mir sehr gleichgültig, ob Sie das begreifen oder nicht. Ich habe schon meine Gründe. Zeigen Sie mir die Perlen, — und dann können wir zum Fischerhafen gehen. — Haben sowieso nicht mehr viel Zeit zu verlieren — —"

Schwere Tropfen klatschten auf den Sand. Mit verdoppelter Kraft ließ der Sturmwind die Wogen unter seiner Geißel aufbrüllen. Und das Leuchtfeuer kreiste — —

„Ja, Sie haben recht, Korssakow, — es wird höchste Zeit! Das Wetter verschlechtert sich immer mehr. Es wird nicht leicht sein, das Boot auf die hohe See hinauszubringen. Kommen Sie."

„Erst will ich die Perlen sehen !"

Noch einen Augenblick lang zögerte Karssen, dann griff er in die Tasche.

Als er seine Hand wieder zum Vorschein brachte, hielt sie das braune Lederetui fest umklammert.

„Hier — sehen Sie —"

„Oeffnen Sie!"

„Aber —"

„Oeffnen Sie, Karssen!"

Und dann geschah alles ganz plötzlich, so unerwartet und überraschend. Korssakows Hand schoß plötzlich vor, griff nach dem braunen Etui. Auch seine andere Hand packte zu.

„Korssakow — was soll — —?"

„Wirst du wohl loslassen?"

„Ich — —"

Karssen hielt fest. Nein, den Schmuck gab er nicht aus der Hand, und wenn Korssakow sich auch noch so sehr anstrengte, seine Finger aufzubiegen. Nein, nein, er hielt fest.

„Loslassen — —"

Hatte der Russe jetzt eingesehen, daß Karssen der Stärkere war?

Seine rechte Hand lockerte den Griff, ließ los. Aber die Linke hielt noch fest.

„Was soll das, Korssakow? — Nennen Sie das ehrliches Spiel — —?"

Da blitzte wieder der Scheinwerfer auf, erfüllte die regenschwere Nacht mit blendendem Glanz.

Karssen Reimers sah die Waffe in der Hand des anderen. Schrie auf. Taumelte zurück. Aber den Schmuck gab er nicht preis.

Er sah, wie Korssakows Zeigefinger sich krümmte —

Ein trockenes Knacken — —

Nichts weiter.

Was war das? Hatte der Revolver versagt?

Korssakow stieß einen Fluch hervor. Heftiger zerrte er an dem Etui.

„Her damit! — Ich zeige Sie der Polizei an — —"

Karssen begriff das alles nicht. Er wußte nur, daß er nicht loslassen durfte.

Und dann, wie ein wildes Tier stürzte sich der Russe auf Reimers, riß ihn im Anprall zu Boden. Fiel selbst in den nassen Sand.

Das Leuchtfeuer strich über die beiden ineinander verkrampften Männer dahin, entschwand wieder auf das Meer hinaus.

Karssen spürte, wie der andere jetzt plötzlich los ließ. Dann aber legte sich wie eine unlösliche Klammer eine Hand um seinen Hals.

Ein dumpfes Röcheln, verzweifelt schlug er um sich, bekam etwas zu packen — Korssakows andere Hand, die freie Hand, in der jener die Waffe hielt.

Ein wildes Aufbäumen, — mit schwindender Kraft versuchte er, den Gegner abzuschütteln, umklammerte noch fester die Hand des anderen —

Dann rötlicher Schein, der ihn blendete, — wie ein Peitschenknall, den der Sturm verwehte — —

Korssakows brutaler Griff wurde lockerer. Karssen vermochte wieder Atem zu schöpfen —

Und plötzlich sank der Russe zur Seite, in den Sand. Seine Hände griffen wild in die Luft, dann zur Brust, zerrten an dem Mantel, fielen kraftlos zurück.

Was war das?

Karssen sprang auf, keuchend, erschöpft. Lange Augenblicke dauerte es, bis er begriffen hatte.

Dieses Mal hatte Korssakows Waffe nicht versagt — — und der Russe war ihr Opfer geworden.

Karssen warf sich in die Knie, tastete über die Brust des anderen. Warm und feucht — — Blut.

Blut!

Großer Gott — — —

Das nicht — — nein, das hatte er nicht gewollt! Das nicht!

Neben ihm am Boden lag das braune Lederetui, das soeben seinen bebenden Fingern entfallen war. Geistesabwesend hob er es auf, schob es in die Tasche —

„Korssakow!"

Der Russe rührte sich nicht.

„Korssakow — antworten Sie doch!"

Karssen brüllte verzweifelt, riß an dem leblosen Körper, versuchte ihn aufzurichten.

Haltlos sank jener in sich zusammen.

Erbarmungslos peitschte der Regen in Karssens Gesicht. Er achtete nicht darauf. Noch einmal rüttelte er den Reglosen, ließ ihn dann in den Sand zurücksinken, sprang auf.

Mit einer unbeherrschten Geste riß er den Südwester vom Kopfe, strich das Haar aus der Stirn.

Tot —

Michael Korssakow war tot.

Und damit war alles aus. Alles aus — —

Oder vielleicht doch noch nicht? Verblieb nicht noch ein letzter Ausweg? Die Flucht?

Alles war dazu vorbereitet. Das Boot lag im Hafen. Er hatte den Schmuck. Mit dem Geld, das er dafür bekommen würde, konnte er auch jenseits der Grenzen ein anderes Leben beginnen.

Ja, die Flucht blieb ihm.

Aber noch heute nacht mußte es geschehen, ehe man den Toten am Strande fand.

Heute nacht noch. Jetzt gleich!

Fest umklammerte seine Hand das Lederkästchen in seiner Tasche, — den letzten Rettungsanker.

Keuchend jagte er den Strand hinauf. Wo war der Weg?

Der Schein des Leuchtfeuers glitt auch über den Mann dahin, der da noch halb von einem Sandhügel verdeckt, am südlichen Rande des Strandes stand.

Karssen sah ihn nicht. Wie gehetzt eilte er von dannen.

Der letzte Ausweg — —

★

Eine verfallene Bretterhütte — — zerrissene Fischernetze, verfaulte Reusen — Regen prasselte auf das Dach, bahnte sich in schmalen Bächen einen Weg durch die Lücken zwischen den Planken.

Und ein unerträglicher Schmerz in der Brust.

Woher kam dieser helle Lichtschein?

Mühsam wandte Michael Korssakow den Kopf und sah erst die Taschenlampe, die in einem Winkel der Bude auf dem Sandboden stand.

Was war das gewesen? Wie war er hierher gekommen?

Nein, nicht bewegen. Diese Schmerzen waren unerträglich. Aufbrüllen hätte er mögen — —

„Wie befinden Sie sich?"

Aus dem Halbdunkel jenseits des Lichtkegels war die Stimme gekommen, leise, beinahe mitleidig.

Korssakow ahnte die Gestalt des Fragers mehr, als er sie sah. Dort drüben irgendwo im Schatten mußte der Unbekannte lauern.

„Schlecht — ich habe Schmerzen — —"

„Ja, mit so einer Wunde ist nicht zu spaßen, — selbst wenn sie nur ein Streifschuß ist. Der Blutverlust — — aber es wird schon wieder werden."

Wer war der Mann?

Und als habe jener Korssakows Gedanken erraten, trat er jetzt in den Lichtkegel der Laterne, ein feuchtes Tuch in den Händen.

„Ich will Ihnen nur den Verband erneuern."

Michael Korssakow erkannte ihn auf den ersten Blick. Schmerz und Schreck verzerrten sein Gesicht.

„Wie kommen Sie hierher?"

„Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß ich in der Nähe war. Wenn Sie bis morgen so am Strande gelegen hätten — — der Blutverlust — danken Sie Ihrem Schöpfer, Michael Korssakow!"

„Sie — — kennen mich?"

„Wir wohnen ja im gleichen Gasthaus — — und außerdem — —" Der Fremde war an der Seite des Russen niedergekniet, lockerte den angelegten Notverband und legte das feuchte Tuch auf die Wunde. „Und außerdem bin ich ja auch Ihretwegen hier auf Norderhöft. — Ihre Begleiterin ist heute mit dem Dampfer davongefahren, — das wissen Sie ja wohl. Ich kam leider zu spät, um sie aufzuhalten. — — Hat Karssen Reimers denn nun eigentlich die Perlen?"

Wie durch einen dichten Schleier vernahm Korssakow die Stimme des Mannes. Erst ganz allmählich begriff er den Sinn der Worte.

Karssen Reimers?"

Und zugleich mit diesem Namen kam die Erinnerung.

„Karssen Reimers?"

„Ja, — er hat sie gehabt — — von Anfang an — —"

„Und jetzt wollten Sie sie ihm nehmen, nicht wahr? — Jedenfalls reime ich mir das so zusammen — —"

„Er — — schoß auf mich — —"

„Sie schossen zuerst auf ihn und erst in der Notwehr hat er Sie getroffen. So war es doch? — Wie ist es, Michael Korssakow, wollen Sie jetzt ein volles Geständnis ablegen — oder fühlen Sie sich noch zu schwach dazu?"

„Ich — — ich will — —"

„Nein, Sie dürfen nicht so viel sprechen. Aber ich werde Sie fragen, und Sie können mir dann mit Ja oder Nein antworten —"

Korssakow versuchte, sich aufzurichten. Haßerfüllt starrte er zur offenen Tür der Hütte.

„Er wird fliehen — — mit dem Boot — — nach Dänemark — —"

Der andere schüttelte langsam den Kopf.

„Das wird Reimers nicht tun. Es wäre Wahnsinn. Bei diesem Wetter aufs Meer hinaus? — Nein, der ist mir sicher! — Aber zu Ihnen! — Sie begingen also den Einbruchsdiebstahl im Hotel Royal, nicht wahr? Und Karssen Reimers, der Nachtportier, lieferte Ihnen den Schlüssel zu dem Zimmer der Sängerin?"

„Ja — — aber Karssen — —"

„War das Perlenkollier Reimers Anteil an der Beute, ja? — Eine schöne Ueberraschung war das wohl für Sie, als Sie aus der Zeitung erfuhren, daß der übrige Schmuck nur aus wertlosen Imitationen bestand — —"

„Karssen — wird — fliehen —!"

„Ihre Versorgnis ist anerkennenswert, Korssakow. — Und vielleicht haben Sie sogar recht, vielleicht ist es besser, wenn ich mich um Karssen Reimers kümmere. Daß Sie mir durch die Lappen gehen, brauche ich ja nicht zu befürchten. — — Allerdings — für alle Fälle — —"

Er griff in die Manteltasche. Leise klirrte Metall gegen Metall.

„Ihre Hände, bitte —"

Das Schloß der Fessel schnappte zu.

„Sobald ich Karssen Reimers verhaftet habe, sorge ich dafür, daß man Sie von hier abholt und zum Dorf transportiert. Morgen früh, wenn der Dampfer kommt, nehme ich Sie dann mit mir — Sie und Ihren Gehilfen. — Die Taschenlampe kann ich Ihnen leider nicht hier lassen. Ich kenne mich im Dunklen nicht recht aus in den Dünen. — Haben die Schmerzen schon etwas nachgelassen?"

„Ja — — ja — — gehen Sie nur — —"

Der andere bückte sich, hob die Taschenlampe auf: „Ich sehe nachher noch einmal nach Ihnen." Dann trat er in den Regen hinaus.

Eine Viertelstunde bis zum Fischerdorf mußte er schon rechnen. Wenn er im Gasthaus keine Telephonverbindung mehr bekam, mußte er es im Leuchtturm versuchen. Und schließlich war ja auch alles halb so eilig. Diese einsame Insel hier inmitten von Sturm und Wellen war sicherer als die sicherste Zelle im Untersuchungsgefängnis.

Nein, Karssen Reimers entging ihm nicht.

6.

Was das heute nur war mit der alten Petroleumlampe, daß sie gar nicht so recht brennen wollte! Immer wieder hatte Paulsen an dem Docht herumgeschraubt; jetzt gab er es achselzuckend auf, wischte sich die Hände an der Schürze und kam langsam zu dem Tisch herübergeschlendert, hinter dem sein einziger Gast saß, der alte Reimers.

„Nichts wie Aerger! Nichts wie Aerger! — Na, hat ja auch die längste Zeit gedauert! — Euer Wohl, Reimers!"

Schweigend tat ihm der Fischer Bescheid, setzte das Glas ab und stierte vor sich hin.

„Ein Wetter ist das! — Da, hört nur, wie es im Ofen faucht. — Und ein Regen — —"

„Ich möchte wissen, ob er wirklich gefahren ist —" sagte Reimers mitten aus seinen Gedanken heraus.

„Wer ist gefahren?"

„Der Karssen — mit einem hier aus dem Gasthaus — im Boot nach der dänischen Küste."

„Was denn? Bei diesem Wetter? — Der Karssen ist wohl — — also Reimers, das hättet Ihr niemals zulassen dürfen! — Und mit einem von meinen Gästen? — Etwa dem Maler? — oder mit dem Russen? — Ich versteh' das nicht!"

„Karssen kann ja tun, was er will, Paulsen."

„Ist wenigstens der Jan mit ihm?"

„Ich weiß es nicht. Vorhin war der Jan noch nicht zu Hause. — Vielleicht ist er auch nur im Schuppen am Strand, die Netze flicken — —" Und plötzlich stützte der alte Fischer den Kopf in die Hände, sank müde in sich zusammen. „Nicht einmal mehr die Netze flicken kann ich — mit der Gicht in meinen Fingern — zu nichts ist man nütze."

„Aber, Reimers, ich bitt' Euch, Ihr habt doch Euer Leben lang genug gearbeitet, um jetzt einmal auch Eure Jungs heranzulassen! — Der Jan wird ja wohl die Fischerei übernehmen, was?"

„Nein, die bleibt dem Karssen."

Der Wirt lachte vor sich hin. „Dem Karssen? — Ich glaube, der hat andere Pläne, Reimers. Gestern hat er mit mir darüber gesprochen, — daß er das Gasthaus kaufen will. Zehntausend habe ich ihm gesagt. Ihr müßt doch zugeben, daß das ein Freundschaftspreis ist. Halb geschenkt für das Geld. — Fünftausend will er mir anzahlen, und der Rest — —"

Wie ein tiefes Erschrecken malte es sich in Reimers Zügen.

„Das Gasthaus kaufen, der Karssen? — Aber —"

„Hat er Euch noch nichts davon gesagt? — Na, Ihr hättet's ja doch eines schönen Tages erfahren, Reimers, daß Euer Karssen Wirt geworden ist hier auf Norderhöft."

„Und — zehntausend Mark — —"

„Fünftausend bar und der Rest als Hypothek. Günstiger kann er ja nichts haben."

„Also fünftausend? — Fünftausend — —" Nein, das war eine Summe, wie der alte Reimers sie sich nicht vorstellen konnte. „Paulsen, — was meint Ihr, wo mag Karssen das Geld herhaben?"

„Hat es mir nicht verraten. Aber er war zwei Jahre drüben in Hamburg, und wer es geschickt anfängt, kann da schon zu Geld kommen, Reimers. Man sieht es ja an den Gästen, die ich so im Sommer hierher bekomme — —"

„Fünftausend Mark — das ist doch — —"

„Braucht Eure Sorge nicht zu sein, Reimers. Hauptsache, er hat das Geld. Und wenn er hier erst Wirt ist, wird er dem Jan gewiß gern die Fischerei lassen. Dann hat er es ja nicht mehr nötig, der Karssen, verdient auch so sein Geld —"

„Aber fünftausend Mark — fünftausend —"

„Vielleicht hat er in der Lotterie gewonnen. Gibt manche, die so ein Glück haben. Seht mal, ich zum Beispiel mit meiner Erbschaft —"

Der alte Reimers hörte schon nicht mehr auf das Geschwätz des Wirts. Eine Unruhe war da plötzlich in ihm wach geworden, eine unbestimmte Angst. Wortlos stierte er vor sich hin, und erst das Geräusch der heftig aufgestoßenen Tür riß ihn aus seinen Gedanken.

Der Maler trat ein, streifte den triefenden Mantel von den Schultern, schüttelte sich fröstelnd: „Erst mal einen Schnaps, Herr Wirt. — Das fehlte gerade noch, daß man sich einen Schnupfen holte."

Dann war es also wohl nicht der Maler, der mit Karssen zur dänischen Küste segeln wollte. —

Paulsen brachte den verlangten Schnaps von der Theke, setzte ihn vor den Maler auf den Tisch.

„Sie haben sich da wohl geschnitten, Herr?"

Der Maler betrachtete den Blutfleck an seinem Jackenärmel. „Ganz recht, — ja, geschnitten —" und schob die Hand in die Tasche. Ich möchte mal mit Hamburg telephonieren. Wie lange dauert es wohl, bis ich die Verbindung bekomme?"

„Telephonieren?" Paulsen blickte zur Uhr, schüttelte den Kopf. „Ist bloß bis acht Uhr, die Verbindung. Und jetzt ist es gleich neun —"

„Also nur bis acht? — Aber die Verbindung vom Leuchtturm aus besteht doch wohl die ganze Nacht über?"

„Natürlich — wegen der Wetterwarnungen und so. Aber mein Telephon ist eine Privatverbindung — —"

„Verstehe schon. Na, dann werde ich mal zum Leuchtturm gehen — —" Und schon griff der Maler wieder nach seinem Mantel und warf sich denselben um die Schultern. „Da bekomme ich die Verbindung über die Küstenstation sicherlich schneller — —"

„Nein, vom Leuchtturm dürfen Sie nicht telephonieren, Herr. Das ist doch — sozusagen — ein dienstliches Telephon."

„Eben deswegen!" Höflich grüßte der Maler zu Detlev Reimers hinüber, der ihn kaum betrachtete, nickte dem Wirt zu und verließ das Gastzimmer.

Verblüfft nickte Paulsen hinter ihm drein. „Werdet Ihr daraus klug, Reimers? — Und das will ein Maler sein? — Na, ich glaube, der wird bald zurückkommen. Der alte Voß wird ihm schon Bescheid sagen vonwegen dienstliche Telephon!"

Der alte Fischer hatte sich schwer erhoben, blieb, die schwieligen, von der Gicht gekrümmten Hände auf den Tisch gestützt, stehen. „Will nur mal nachsehen, ob der Karssen nicht zu Hause ist. Ich mache mir Sorgen um den Jungen, Paulsen."

„Ach Unsinn! — Ihr meint wegen der Segelfahrt? — Bei dem Wetter fährt der Karssen schon nicht hinaus. Der kennt doch das Meer und weiß, was ihm droht, wenn er — —"

„Trotzdem, Paulsen —"

„Wartet mal einen Augenblick, Reimers. Vom Fenster aus kann man ja Euer Haus sehen —" Schon war er zu dem einen Fenster des Gastzimmers hinübergegangen, schob die Vorhänge beiseite, öffnete einen Flügel. „Nein, es ist noch alles dunkel bei Euch."

Der Wind riß ihm den Fensterflügel aus der Hand, warf ihn krachend zu. „Ein Wetter ist das — —"

„Wirklich alles dunkel, Paulsen?"

„Könnt Euch ja selbst überzeugen."

„Nein, nein, ich glaube Euch schon. Aber wissen möchte ich doch, wo Karssen steckt."

„Wo soll er schon stecken. Bei der Geelke vielleicht, — da möchte ich eine ganze Flasche Dänischen drauf wetten!" Und Paulsen lachte behäbig vor sich hin.

★

Sie war wie ein unendliches Nichts, die Finsternis dieser Nacht. Drohend lastete der regenschwere Himmel über der Insel. Gleichmäßig kreiste das Fanal des Leuchtfeuers unter den tief hängenden Wolken dahin, warf einen schwachen Abglanz seines Scheins über den Strand und das sturmgepeitschte Meer.

Stoßweise prasselte der Regen hernieder, versiegte, um plötzlich von neuem einzusetzen, — und dann verschwanden die wenigen Lichter der Häuser von Norderhöft hinter dem dichten Schleier dieser Sintflut.

Vom Nordwesten her kam der Sturmwind gewaltig, ungebändigt, schleuderte die gischtenden Wogen weit auf den Strand — —

Dort am Steg lag das Boot, fest verankert und mit dem Vordersteven vertäut. Wie ein Tier bäumte es sich auf, warf sich von einer Seite auf

die andere, und kam doch nicht frei von seiner Fessel.

Vorsichtig schritt Karssen Reimers über die schlüpfrige Planke des Stegs, hielt sich an dem gebrechlichen Geländer fest, wenn eine allzu mächtige Welle seine Füße umspülte und ihn hinabzureißen drohte in den tobenden Hexenkessel.

Wenn nur die wesenlose Finsternis nicht wäre — —

Hier in der Nähe des Leuchtturms strich der Scheinwerfer zu hoch dahin, als daß sein Licht auch den Strand hätte treffen können.

Unheimliche Finsternis. — Der Regen, der Sturmwind, das Gebrüll der heranstürmenden Wogen — —

Endlich hatte sich Karssen bis zum äußersten Ende des Steges vorgetastet, wo das Boot verankert war. Mit jeder neuen Welle polterte der Bug dumpf gegen die Rammpfähle.

Ein letzter Sprung ins Ungewisse, — und taumelnd landete Karssen im Boot, umklammerte den Mast als schützenden Halt, ließ sich erschöpft auf die Querbank sinken. Die wilde Flucht durch die Dünen hatte ihn an den Rand seiner Kräfte gebracht.

Minutenlang wartete er so, bis sein Atem wieder ruhiger ging. Inzwischen hatten sich auch seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt, vermochten die Umgebung zu unterscheiden.

Ja, jetzt konnte er es wagen.

Ein Wagnis war es, sich bei diesem Wetter dem gebrechlichen Fahrzeug anzuvertrauen. Sicher wäre er sonst nicht hinausgefahren aufs Meer, — aber — blieb ihm denn noch eine andere Wahl?

In der Südbucht lag Michael Korssakow. Morgen würde man ihn dort finden — —

Jeder Augenblick, den er hier verzögerte, konnte seine Flucht mißlingen lassen.

Die Zähne zusammengebissen, — aufgestanden — —

Es war nicht leicht, in dem schwankenden, von den Wogen hin und her geworfenen Boot das Gleichgewicht zu bewahren. Mit einer Hand mußte Karssen sich am Mast festhalten, während die andere nach dem schweren Holzkasten tastete, der unter der Bank angebracht war.

Gott sei Dank — er war nicht abgeschlossen, der Kasten. Und da lag ja auch die Windlaterne.

Er nahm sie heraus, ließ sich wieder auf die Bank fallen.

Wo hatte er nur die Streichhölzer hingesteckt? Die Streichhölzer — —

Ja, hier waren sie, — in derselben Tasche, in der auch das Lederetui mit dem Perlenschmuck steckte.

Der Perlenschmuck.

Nein, die Streichhölzer waren jetzt wichtiger. In der Südbucht lag Michael Korssakow.

Aber warten mußte er, bis der böige Wind etwas nachgelassen hatte. Jetzt konnte er kein Streichholz zum Brennen bringen.

Ob Magda nun wirklich abgefahren war? Eigentlich hatte er ja darauf achten wollen, aber das mit der Geelke hatte ihn allem anderen gegenüber so gleichgültig gemacht.

Geelke —

Er blickte zum Leuchtfeuer empor, das dort oben unermüdlich kreiste, zwischen dem tobenden Meer und den jagenden Wolken.

Magda allein war schuld daran, daß er Geelke verloren hatte, — genau wie Korssakow die Schuld daran trug, daß er jetzt fliehen mußte.

Nein, nein, Karssens Schuld war es nicht, daß alles so gekommen war!

Jetzt war die Bö abgeflaut. Schnell!

Karssens Finger zitterten, als sie der Schachtel ein Streichholz entnahmen. Sie zitterten wie im Fieber, als sie jetzt den Oelmantel aufknöpften, als sie im Schutz des schweren Mantels das Hölzchen gegen die Reibfläche strichen.

Fahlgelb blitzte es auf — verlosch wieder.

Verdammter Wind!

Da — jetzt hatte ein Hölzchen Feuer gefaßt. Das Flämmchen zuckte auf, kämpfte mit dem Wind.

Auf Karssens Knien lag die Laterne. Schnell noch den Docht höher geschraubt — da brannte er auch schon. Die Schutzscheibe davorgeklappt — nun konnte nichts mehr geschehen.

Es war nur ein gelbliches, trübe flackerndes Licht, das die Laterne verbreitete, — aber es war doch wenigstens Licht!

Karssen befestigte die Laterne am Mast, — und es war, als ob dieses kärgliche Flämmchen ihn mit neuem Mut erfüllte.

Da hingen die Taue, mit deren Hilfe er das Segel hissen konnte — gewissenhaft zusammengerollt und griffbereit. Daran erkannte er Jans Sorgfalt.

Er bog sich zurück, zog — zog —

Das dunkle, geflickte Segel stieg am Mast hoch, entfaltete sich knatternd im Wind, blähte sich —

Jetzt schnell die Haltetaue gelöst, das Ankerseil gekappt. Teufel, waren die Knoten festgeschlungen! — Los doch — los doch!

Und dann — dann war das Boot frei —

Die nächste Woge hob es auf ihren schäumenden Rücken, schob es an dem schmalen Steg vorüber und trug es dem Strande zu.

Karssen nahm die Segelleine zwischen die Zähne, schwang sich zur Steuerbank, packte die Ruderpinne mit der Rechten, warf sie herum, griff nach der Segelleine — —

Hölle, war das ein Wind! Man konnte das Segel einfach nicht halten. Und ohne Segel versagte auch das Steuer den Dienst. — Aber er

mußte doch freikommen vom Land! Mußte auf das Meer hinaus, mußte um die Nordspitze kreuzen, und dann die Richtung zur Küste einschlagen — —

Die Segelleine schnitt blutige Striemen in Karssens Hand. Und trotzdem vermochte er das Segel nicht in den Wind zu ziehen. Er mußte beide Hände nehmen, — aber was wurde dann aus dem Steuer? —

Karssen kam nicht mehr zum Ueberlegen. Schon brüllte der Donner der Brandung in seine Ohren, schon umsprühten ihn weiße Schaumflocken. Von der nächsten Woge getroffen, legte sich das Boot zur Seite, richtete sich schwer wieder auf — —

Und dann? — —

Durch das Boot ging ein jäher Ruck, der Karssen auf den Plankenboden des Fahrzeugs schleuderte. Eine unwiderstehliche Gewalt entriß ihm die Leine, knallend schlug das Segel vollends in den Wind.

Karssen erhob sich ächzend. Alle Glieder schmerzten ihm von dem jähen Sturz. Ein einziger Blick bestätigte ihm, was er schon geahnt, gefürchtet hatte.

Die Wogen hatten das Boot auf den Strand geschleudert.

Und er wußte auch nur zu gut, daß es ihm niemals gelingen würde, ohne Hilfe das Fahrzeug wieder flott zu machen.

Nun war alles aus. Nun kam er nicht von der Insel fort, — und in der Südbucht lag Michael Korssakow.

Stöhnend ließ er sich auf die Ruderbank sinken, stützte den Kopf in die Hände und versuchte, zu überlegen.

Ohne Hilfe kam er nicht vom Strande, — nein, ohne Hilfe nicht.

Aber wer?

Und selbst, wenn er einen fand, der ihm half, das Boot flott zu machen, — weit würde er nicht kommen. Das hatte er jetzt eingesehen. Es mußten schon zwei sein für diese Fahrt, einer, der das Segel hielt, einer, der das Steuer bediente.

Wenn das mit Korssakow nicht gewesen wäre, dann — —

Aber er lag in der Südbucht. Der konnte ihm nicht mehr helfen.

Wer würde ihn begleiten? Wer? —

Und dann mit einem Male wußte er es.

Er sprang auf den Strand. Bis auf die Haut war er naß. Seine Zähne klapperten aufeinander. Aber das machte ja nichts.

Die nächste lange Woge wartete er ab, zog mit letzter Kraft das Boot noch weiter auf den Strand.

Ja, es mußte sein.

★

„Geelke — Geelke!"

Er stand in der niedrigen Tür seines Zimmers der alte Boß, und brüllte aus Leibeskräften in den engen Treppenschacht des Turms hinab. Mußte ja auch brüllen, wo der Sturmwind um das Gemäuer heulte, daß man nicht einmal das Rattern des schweren Motors vernehmen konnte der den Scheinwerfer antrieb.

„Geelke, hörst du nicht?"

Endlich ging unten die Tür.

„Was ist denn, Vater?"

„Sollst raufkommen, Deern! Ist doch keine Art, bei dem Wetter da einsam unten in dem Zimmer da zu sitzen!"

Was die Deern bloß da unten herumhocken muß. War doch sonst ihre Art nicht, den Vater abends allein zu lassen, — vor allem, wenn das Wetter so ungestüm ging wie heute.

Na, und da kam die Deern ja auch endlich in das Zimmer, langsam, ein bißchen scheu, den Blick zu Boden gesenkt. Und als sie jetzt zögernd aufblickte, sah der alte Boß, daß ihre Augen rot waren von heimlichen Tränen.

„Aber Geelke! — Na, komm schon her und setz' dich neben mich, Deern. Und dann sag mal was du eigentlich hast."

„Nichts, Vater!"

„Und warum hast du geweint? — Na, laß man, meine Deern —" Seine schwielige Rechte streichelte begütigend über das Blondhaar des Mädchens. „Kann mir schon denken — ist nun mal so bei Liebesleuten, heut Regen und morgen Sonnenschein. Aber wird schon wieder alles gut werden zwischen Karssen und dir, laß man. So ein kleiner Zank — —"

„Nein, das ist es nicht, Vater, — nicht das mit Karssen. Darüber bin ich schon lange hinweg, — und dafür hätte ich auch bestimmt keine Tränen gehabt."

„So, — nicht? — Aber was ist es denn sonst, Geelke? — Sieh mal, Deern, mußt doch Vertrauen haben zu deinem Vater. — Wenn nicht den Karssen — um wen hast denn sonst geweint?"

„Um Jan — —"

Der Sturmwind rüttelte an dem Gemäuer des Leuchtturms, als wollte er es in Trümmer stürzen mit seiner ganzen ungebändigten Kraft. Klatschend schlug der Regen gegen die niedrigen Fensterscheiben. Jetzt stieß mit schrillem Schrei ein verirrter Vogel gegen das Glas."

„Um den Jan?" Nein, das verstand der alte Boß nicht. „Was hat dir denn der Jan getan?"

„Nichts."

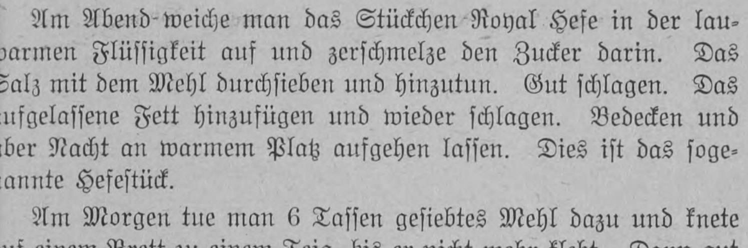
„Aber — —"

„Ich hab ihn lieb, Vater, — den Jan — das ist es."

„So, du hast den Jan lieb, Geelke? — Und deshalb weinst du?"

Rezept für gutes Hausbackenbrot

Für Backen von vier weißen Broten



- 4 Eßlöffel Zucker
- 4 Eßlöffel Butter oder Schmalz (geschmolzen)
- 4 Teelöffel Salz (1 1/3 Eßlöffel)
- 4 Tassen gesiebtes Mehl
- 1 Stückchen Royal Yeast
- 4 Tassen warmes Wasser, oder Milch, oder Kartoffelwasser



Am Abend weiche man das Stückchen Royal Hefe in der lauwarmen Flüssigkeit auf und zerschmelze den Zucker darin. Das Salz mit dem Mehl durchsieben und hinzutun. Gut schlagen. Das aufgelassene Fett hinzufügen und wieder schlagen. Bedecken und über Nacht an warmem Platz aufgehen lassen. Dies ist das sogenannte Hefestück.

Am Morgen tue man 6 Tassen gesiebtes Mehl dazu und knete auf einem Brett zu einem Teig, bis er nicht mehr klebt. Dann gut zudecken und aufgehen lassen, bis er doppelt so groß ist. Den Teig leicht rollen, schneiden und die geformten Brote in gut eingefettete Brotpfannen legen. Bedecken und aufgehen lassen, bis der Teig an den oberen Rand der Brotpfannen reicht. In mäßig heißem Ofen backen und dann die Brote vor dem Weglegen abkühlen lassen.

Gebrauchen Sie GILLETT'S LYE



zum Reinigen und für Seifemachen. Es wird Ihnen weniger als 1 Cent pro Stück kosten, um eine gute Seife mit Gillett's Lye herzustellen.

Bitte merken Sie sich diese Warnung

1. Man halte es außer Reichweite der Kinder.
2. Man löse es nicht in heißem Wasser auf.
3. Man lasse es nicht in direkte Berührung mit der Haut kommen.
4. Man handhabe es sehr vorsichtig zu jeder Zeit.
5. Man gebrauche keine Aluminiumgefäße.

Gegenmittel — Gegen Verbrennung durch Lauge

Man gebrauche Essig oder Zitronensaft in Wasser oder schmiere etwas Talg auf.
Für innerlichen Gebrauch — man gebe sofort Wasser mit Essig oder Zitronensaft.

Wir empfehlen Ihnen auch diese folgenden hochgradigen Produkte der Standard Brands Limited:

ROYAL YEAST CAKES — FLEISCHMANN'S YEAST
GILLETT'S CREAM TARTAR — GILLETT'S FLAKE LYE
MAGIC BAKING POWDER — GILLETT'S CAUSTIC SODA
CHASE & SANBORN'S SEAL BRAND COFFEE — TENDER LEAF TEA

STANDARD BRANDS LIMITED

MONTREAL - TORONTO - WINNIPEG - VANCOUVER

„Ich weiß ja selbst nicht — —"

„Mag der Jan dich denn nicht leiden? Weiß er denn, daß du —?"

„Nein, Vater."

„Dann mußt du es ihm sagen, was?"

„Das kann ich nicht — —"

„Meinst du, daß er von selbst erraten wird?" Ein gutmütiges, verstehendes Lächeln zuckte um den Mund des alten Mannes.

„Nein, er glaubt doch, daß ich dem Karssen mein Versprechen halten will."

„Ach, ihr junges Volk! Ihr junges Volk! Macht ihr euch das Leben schwer, weint euch die Augen rot, und dabei wäre doch alles so ganz einfach, wenn man nur das rechte Wort finden würde."

„Das rechte Wort, Vater — das ist eben so furchtbar schwer!"

„Ach was! Unsinn! Bloß manchmal ein bißchen Mut gefaßt und das Herz in beide Hände genommen — —"

„Nein, laß nur, Vater. Das ist alles ganz anders, als du es dir denkst. Und — ach, das ist so schwer, das rechte Wort zu finden, wenn man einmal den Augenblick versäumt hat."

Nachdenklich nahm Boß die Pfeife aus dem Mund, betrachtete sie von allen Seiten. „Na, dann gib mal ein Streichholz, Deern. — Wird heute noch eine lange Nacht werden, glaube ich, und manch Streichholz kosten. Die Sturmwarnung von der Küstenstation kann jeden Augenblick eintreffen —" Er warf einen prüfenden Blick zu dem Telephonapparat hinüber, der ihn mit dem Festland verband.

„Wird doch heut' sicher keiner zum Fischfang aufs Meer hinausfahren, Vater!"

„Das kann man nicht wissen, Deern. Der Jan — grad denk' ich dran — der Jan war heut' mittag bei mir, um sich danach zu erkundigen, ob er vielleicht doch hinausfahren könnte. — Na ja, ist eben ein Wagehals, der Jan. Und trotzdem ein ordentlicher Fischer."

„Der Jan wollte zum Fischfang hinaus?"

„Er hat gefragt, wie das Wetter werden würde, — aber ich meine, er ist vernünftig genug, bei dem Wind zu Hause zu bleiben."

Der alte Boß hielt lauschend inne. Schon vorhin war es ihm doch gewesen, als ob es da unten gegen die Tür des Turms gehämmert hätte.

„Was ist, Vater?"

„Sei mal ruhig, Deern! — Da, — jetzt eben wieder! Hast du es nicht auch gehört?"

„Das war wohl der Sturm."

„Nein, das war unten an der Tür. Geh' doch mal und sieh nach, wer jetzt noch zu uns will. Wer weiß — vielleicht ist es gar der Jan Reimers!"

Geelke stand schnell auf — vielleicht, um ihr jähes Erröten zu verbergen. „Ja, ich geh' schon!"

Und der alte Boß lächelte. Na gut, wenn eben die Geelke den Jan wollte und nicht den Karssen, — ihm sollte es recht sein. Gewiß, er mochte Karssen gut leiden, aber Geelkes Sache war es ja, sich den Mann auszuwählen, dem sie sich fürs Leben anvertrauen konnte.

Also der Jan — —

Da hallten auch schon Stimmen im Treppenhaus wider. Geelkes Stimme und — nein, Jans Stimme war das nicht. Auch nicht Karssens Stimme.

Dann trat Geelke ein, und hinter ihr im triefenden Regenmantel ein Mann, den Boß auf den ersten Blick erkannte. Das war ja der Maler, der heute mittag schon einmal hier oben gewesen war.

„Guten Abend, guten Abend — —"

„Der Herr hat mit dir zu sprechen, Vater!"

Und der Maler nickte eifrig: „Es ist sehr wichtig, Herr Boß!"

„Sie wollen doch hoffentlich nicht die See bei Nacht malen, Herr?" lachte der Leuchtturmwächter, wurde aber gleich wieder ernst, als er den sonderbaren Ausdruck in den Zügen seines Besuchers sah. „Also, was ist denn?"

Wahrscheinlich nahm Geelke zu Recht an, daß ihre Anwesenheit hier nicht gern gesehen wurde. Jedenfalls deutete sie sich den Blick des Malers so und verließ den Raum, um in ihr Zimmerchen zurückzukehren.

Der Maler trat ganz dicht an den Lehnsessel des alten Wärters heran. „Herr Boß, Sie haben doch auch während der Nacht von hier aus ständig Telephonverbindung mit der Küstenstation?"

„Natürlich, aber — —"

„Es ist keine Zeit zu verlieren. Ich muß sofort ein wichtiges Gespräch mit Hamburg erledigen."

„Das tut mir ja sehr leid, Herr, aber für Privatgespräche darf das Telephon nicht benutzt werden — —"

„Weiß ich, weiß ich. Und Sie werden auch gleich begreifen. —" Der andere suchte in seiner Brusttasche herum, fand denn auch endlich, was er gesucht hatte, — ein kleines Heft, dessen mit amtlichen Stempeln bedeckte Seiten er dem Leuchtturmwärter unter die Augen hielt. „Hier bitte, überzeugen Sie sich davon, daß ich ein Recht habe, in dienstlicher Angelegenheit mit Hamburg zu telephonieren."

Boß betrachtete die Photographie, die sich auf der ersten Seite des Heftes befand, las die Unterschrift, die dort stand. Dann blickte er unruhig zu seinem Besucher auf. „Natürlich — wenn es so ist, Herr Kommissar — —"

„Das da drüben ist wohl der Apparat, nicht wahr?"

„Ja. Wenn Sie den Hörer abnehmen, meldet sich die Küstenstation, und der sagen Sie dann —"

„Ja, ja, schon gut."

Voß sank in seinen Sessel zurück. Die Pfeife war erloschen, und er hatte auch keine Lust mehr, sie wieder anzuzünden. Da war es in ihm, ein Gefühl der Unruhe, das er sich nicht recht erklären konnte.

Das leise Knacken des Apparats riß ihn aus seinen Gedanken. Scharf und ruhig klang die Stimme des anderen:

„Hallo, ist dort die Küstenstation? Verbinden Sie mich bitte sofort mit Hamburg — Polizeipräsidium. Hier spricht Kommissar Wesse. — Dienstlich, jawohl."

★

„Noch immer kein Licht, Paulsen?"

Der Wirt ließ den Fenstervorhang herabfallen und wandte sich wieder in das Gastzimmer zurück. „Nein, ist noch immer alles dunkel bei Euch, Reimers. — Na, und was ist denn groß dabei, wenn der Jan und der Karssen mal später nach Hause kommen? Sag's Euch ja, — werden bei der Geelke sein, die beiden!"

Detlev Reimers hob das Glas an die Lippen, setzte es wieder ab.

„Ich weiß nicht, Paulsen, was das heut' ist mit mir. Müde bin ich zum Verrecken, — und dabei geht's mir durch den ganzen Körper bis in die Fingerspitzen — so wie — wie — ich weiß nicht —" Er verstummte mit einem hilflosen Achselzucken.

„Das Wetter liegt Euch in den Knochen, — der Herbst, Reimers. Das wird es sein. So geht es eben einem, wenn man alt wird."

Eigentlich wunderte er sich darüber, daß Reimers nicht schon längst nach Hause gegangen war. War doch sonst nicht seine Art, so lang im Gasthaus zu sitzen. Gewiß, ein halbes Stündchen so am Abend, aber länger nicht. Mußte wohl die Unruhe sein, die ihn hier hielt.

Und dabei hatte Fiete schon zweimal den Kopf durch die Tür gesteckt und gefragt, ob Paulsen denn nicht endlich kommen wollte und das Vieh versorgen.

Vielleicht erriet der alte Fischer die Gedanken des Gastwirts. Mit einer müden Bewegung deutete er zur Tür.

„Laßt Euch nicht aufhalten, Paulsen, wenn Ihr noch im Haus zu tun habt. Ich bleibe noch ein Weilchen hier sitzen und warte, bis einer von meinen beiden Jungens nach Hause kommt."

„Wie Ihr meint, Reimers. — Bin ja auch bald wieder zurück und leiste Euch dann Gesellschaft. Aber Ihr wißt ja, wie die Fiete ist, wenn man nicht gleich tut, was sie will!"

Detlev Reimers blieb allein zurück — allein in der großen, halbdunklen Gaststube, allein mit seinen Gedanken.

Sonderbar, daß es noch immer dunkel war da drüben in seinem Hause. Er konnte nicht recht glauben, daß Jan und Karssen so lange bei Geelke bleiben würden. Sie wußten doch, daß er allein war, — und wenigstens der Jan hatte sich doch immer um ihn bekümmert, seitdem das Alter ihn hingeworfen hatte.

Vielleicht war Karssen doch hinausgefahren aufs Meer? Der andere Gast, den Paulsen im Hause hatte, war noch nicht zurückgekommen. Wenn der jetzt mit Karssen unterwegs war?

Paulsens Haus lag geschützt zwischen den Dünen wie alle Häuser von Norderhöft. Wenn aber der Wind so um die Fenster heulte wie jetzt, dann mußte es draußen ein schlimmes Wetter sein.

Hoffentlich war Karssen nicht gefahren. —

Er schrak richtig zusammen, als die Tür ging und ein jäher Windstoß die Petroleumlampe über dem Schanktisch aufflackern ließ. Erstaunt blickte er auf den Mann, der die Tür ins Schloß zog und die Regentropfen von der Mütze schüttelte.

„Voß?"

Der Leuchtturmwärter humpelte näher herbei und ließ sich umständlich am Tisch nieder. „Wo ist Karssen?" fragte er geradezu.

„Das wollte ich grad' fragen, Voß. Ich dachte, er wäre vielleicht bei Geelke — er und der Jan."

Voß schüttelte den Kopf. „Nein — ich habe einen anderen Besuch in meinem Turm gehabt, Reimers — du weißt also wirklich nicht, wo der Karssen steckt?"

„Nein. Aber — warum willst du das wissen?"

„Ich — — ich meinte nur so. —" Voß kniff die Lippen zusammen. Wie ein Strich stand sein Mund in dem harten Gesicht.

„Vielleicht ist der Karssen auf See. Er erzählte mir heute, daß er mit einem fremden Herrn hinübersegeln wollte zur dänischen Küste."

„So, so. — Wollte Gott, er hätte es getan."

Da war etwas in der Stimme des alten Leuchtturmwärters — irgend etwas, das Reimers aufhorchen ließ. So unerbittlich hart, so feindselig abweisend hatte es geklungen.

„Was soll das, Uwe Voß?"

„Laß nur, Reimers. Wirst es ja noch früh genug erfahren."

„Was werde ich erfahren?"

Detlev Reimers sah in dem zerfurchten Gesicht des alten Voß den Kampf, den jener mit sich ausfocht. Und er sah auch, daß es wie eine ungewisse Drohung auf dessen Stirn stand. Die Ahnung von etwas Furchtbarem befiel ihn.

„Voß, rede doch! — Was hast du mit einem Male gegen Karssen?"

„Ich? — Nichts!"

„Oder hat Geelke etwas gegen ihn?"

„Wenn es nur das wäre — —"

Jetzt hatte Reimers den alten Voß durchschaut. Der alte Groll Hannas wegen war es, der da wieder in dem Leuchtturmwärter zum Durchbruch gekommen war, und der ihn nun seinen alten Gegner so unbarmherzig quälen ließ.

„Voß, ich bitte dich — sage mir doch, was mit Karssen ist!"

„Sie — sind alle hinter ihm her —"

„Wer?"

„Die Polizei!"

Detlev Reimers lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Eine Zeitlang war er keines Wortes mächtig. Wie gelähmt saß er da, in sich zusammengesunken. Nur in seinen Augen war Leben. Angstvoll waren sie auf Voß gerichtet.

„Die — Polizei — — ist hinter — — hinter Karssen her?"

„Ja, Reimers. Und ich will dir jetzt auch alles sagen. Vielleicht kannst du Karssen warnen, vielleicht — — aber das mußt du dann entscheiden. Ich kann dir sagen, was ich vorhin gehört habe —"

„Was — wo?"

„Der Maler, der hier bei Paulsen im Gasthaus wohnt, — du weißt doch?"

„Ja, ich habe ihn gesehen —"

„Er ist gar kein Maler! Er ist ein Kommissar von der Polizei, — von der Hamburger Polizei, Reimers. Und eben war er oben bei mir im Turm, um mit der Polizei in Hamburg zu telephonieren. Er wußte wohl nicht, daß wir beide uns gut kennen, — deshalb ließ er mich mit anhören, was er da zu telephonieren hatte."

„Und?"

„Er sagte, daß er die beiden Diebe gefunden habe, die da in einem Hamburger Hotel einer Sängerin ihren Schmuck gestohlen hatten. — Ein gewisser Korssakow ist der eine, — — und dein Karssen ist der andere!"

„Einen — Schmuck — gestohlen?"

„Die Perlenkette, die Jan heute früh in der Hand gehabt hatte — —"

„Ja, — und dann sagte er noch, daß Karssen den anderen über den Haufen geschossen habe, — vorhin unten an der Südbucht!"

Aschfarben und verfallen war das Gesicht des alten Fischers. Die Knoten seiner Adern standen blau an den Schläfen hervor. Hinter den halbgeschlossenen Lidern war nur das Weiße seiner Augen zu sehen.

„Und jetzt will er den Karssen verhaften und morgen mit dem Dampfer nach Hamburg bringen."

Wie aus nebelhaften Fernen vernahm Reimers die Stimme des Leuchtturmwärters. Nur schwer begriff er den Sinn der Worte.

Dann aber ging ein wildes Zucken über seine Züge. Seine Hände ballten sich zu Fäusten, lösten sich, umklammerten wie auf der Suche nach einem Halt die Tischkante.

So also war Karssen zurückgekommen, — — ein Dieb! Und war jetzt noch — zum Mörder geworden — —

Karssen, sein Sohn — —

Voß neigte sich über den Tisch hinweg dem Fischer zu, legte ihm schwer die Hand auf die Schulter.

„Mußt es dir nicht so zu Herzen nehmen, Reimers! Ist ja nicht deine Schuld! Du kannst ja nichts dafür, wenn der Junge so geworden ist —"

Detlev Reimers bewegte kaum die blutleeren Lippen. Schwer und kaum verständlich kamen die Worte aus seinem Mund: „Karssen — — Karssen kann auch nichts dafür — —"

„Nein, nein, — vielleicht war es die Versuchung der großen Stadt, und er war zu schwach, ihr zu widerstehen — —"

„Nein, — auch das war es nicht, Voß, — auch das nicht! — Das Blut seiner Mutter — —"

„Hanna? — Was hat Hanna damit zu schaffen, daß Karssen so schlecht wurde?"

Reimers antwortete nicht gleich. Hilflos irrte sein Blick in die Runde, blieb wieder auf dem Gesicht des alten Voß haften, — und etwas wie Haß malte sich in seinen Zügen.

Voß hatte ihm die Nachricht gebracht, daß Karssen ein Verbrecher war. Voß — sein alter Feind.

Aber nein, da war nichts von Feindschaft in den Mienen des alten Leuchtturmwärters. Ruhig und unbewegt wie immer waren sie, — die Mienen eines Menschen, der schon weit über dem Leben stand, dem Leben mit seiner Liebe und seinem Haß. Mitleid, — ja, Mitleid stand da in dem Gesicht des Alten.

Und Reimers sprach — —

„Erinnerst du dich noch, Uwe Voß? — Erinnerst du dich noch an das, was wir gestern miteinander sprachen? — Wir sprachen von Hanna, — wir sprachen von ihrem Tod. Und du sagtest — —"

„Laß das doch jetzt, Reimers."

„Nein, Voß, — jetzt sollst du alles erfahren, — von Hanna und mir, — von Karssen! — Alles — alles sollst du wissen, — und dann sollst du urteilen!"

„Aber was hat das mit Karssen zu tun?"

„Alles, Uwe Voß! Alles! — Und das will ich dir jetzt sagen!"

Die flackernde Petroleumlampe über dem Schanktisch drang kaum bis in die entfernte Ecke, wo die beiden Männer saßen. Der Sturm heulte um das Haus, schwer klatschte der Regen gegen die Fensterscheiben. Irgendwo klapperte ein loser Fensterladen.

„Weißt du noch, Uwe Voß, wie wir damals die Hanna dort drüben an der Südbucht aus dem Wasser zogen? — Du hast immer geglaubt, daß sie von selbst hineingegangen ist, — und du hast recht gehabt, Uwe Voß! — Aber nicht ich war schuld daran, daß sie es tat. Ich nicht, — und auch nicht die Einsamkeit hier auf der Insel! — Die Stadt war daran schuld, — die Stadt, aus der Hanna hierher gekommen war!

Weißt du auch noch, Uwe Voß, wie es war, als die Hanna hierher kam? — — Damals kam nur alle drei Tage der Dampfer vom Festland zu uns herüber. Er brachte die Post und die Lebensmittel, — sonst nichts. Aber dann kam einmal eine Frau mit dem Dampfer auf die Insel, — eine fremde Frau. Sie wohnte bei Paulsens Vater, der damals noch das alte Wirtshaus hatte.

Im Frühjahr war sie gekommen, — und als es Herbst wurde, war sie noch immer hier, — und wir liebten sie, die fremde Frau vom Festland, — du und ich und alle Männer hier auf Norderhöft. Und dann im Herbst fragte ich sie, ob sie meine Frau werden wollte. Sie sagte ja. — Und zwei Jahre später fanden wir sie in der Südbucht. —"

Reimers verstummte, von der Erinnerung überwältigt, lauschte auf den heulenden Sturm, den prasselnden Regen.

„Und —?"

„Ja, damals kam es genau so, wie ich es jetzt mit Karssen erleben muß.

Es war im Herbst, — da kam der Dampfer vom Festland und brachte einen fremden Mann. Ich war an dem Tag auf Fischfang draußen. Von den Nachbarn hörte ich, daß der fremde Mann in mein Haus gekommen war, — zu Hanna, — und dann fanden wir sie am nächsten Morgen in der Südbucht.

Der fremde Mann blieb noch einen Tag auf der Insel, bis der Dampfer kam! Und ihn abholte! Er sagte mir die Wahrheit, der fremde Mann. — Von der Polizei war er — und war gekommen, Hanna zu holen. Endlich hatten sie sie doch aufgestöbert hier auf der Insel, wohin sie geflohen war, die Hanna — —"

„Und — warum —?"

„Du hast gesagt, daß Karssen ein Dieb ist, Uwe Voß! — Das ist ihm von seiner Mutter überkommen!

Ich erfuhr alles von dem fremden Mann, — alles! Daß Hanna mit einem anderen in der Stadt zusammengelebt hatte, — mit einem anderen, für den sie gebettelt und gestohlen hatte. Gestohlen, wenn er ihr befahl! — Dann hatte die Polizei den Mann gefaßt. Er verriet Hanna, um seine eigene Haut zu retten. Aber Hanna war schneller gewesen als die Polizei. Sie war im letzten Augenblick entkommen, — der Zufall führte sie auf unsere Insel — — und das andere weißt du jetzt ja. Und nun weißt du auch, warum Karssen zum Verbrecher wurde. Das Blut seiner Mutter, — — das böse Blut — —"

Aus der Küche nebenan ertönte das Klappern von Geschirr, dazwischen Fiete Paulsens schrille Stimme. Sicher zankte sie mit ihrem Mann.

Dann war wieder alles ruhig. Nur der Sturm tobte um das Haus. Eintönig rauschte der Regen gegen die Scheiben.

Die alte Uhr in der Ecke tickte schwer und müde.

Der Atem des alten Voß ging keuchend. Langsam reckte er seine Hand über den Tisch hin zu Reimers.

„Detlev, — es tut mir leid, ich — — ich habe dir unrecht getan. — Kannst du mir das verzeihen?"

Der Fischer hielt den Kopf gesenkt. „Ich habe dir nichts zu verzeihen, Uwe Voß. Was du mir gestern sagtest, habe ich schon lange wieder vergessen. — Laß es gut sein."

Taumelnd erhob er sich von seinem Sitz, die Hände gegen die Tischplatte gestützt. Er schwankte, schien zurücksinken zu wollen, — aber dann war auch das schon wieder vorüber.

„Laß mich durch, Voß."

„Wo willst du hin, Reimers?"

„Laß mich durch — —"

Voß rückte umständlich zur Seite und beobachtete unruhig, wie sich Detlev Reimers mit unsicherem Schritt durch die Gaststube schleppte, am Fenster halt machte, die Vorhänge zur Seite riß.

„Was ist, Reimers?"

„Bei mir im Hause brennt Licht. Ich muß hinüber. Vielleicht — — der Karssen — —"

„Aber Karssen ist doch auf See, — — unterwegs zur dänischen Küste —!"

„Ich — — will es hoffen, Uwe Voß. Aber — — wenn er es nicht gewagt hat — —"

Jetzt stand der Fischer an der Tür. Sein irrer Blick wanderte noch einmal durch den Raum:

„Leb wohl, Uwe Voß — —"

„Reimers, bleib hier! Du mußt dich beruhigen — —"

„Ich bin ruhig, Uwe Voß! Ganz ruhig — —"

Seine Stimme verklang draußen auf dem Flur. Dann ging die Tür.

Alles war wieder wie zuvor, der Sturm, der Regen, das schwere Ticken der Uhr.

Und Uwe Voß stierte ins Leere — — —

★

Was hatte der Vater nur gehabt?

Gleich nachdem der Maler gegangen war, hatte auch er den Leuchtturm verlassen, ohne Geelke zu sagen, wohin er bei dem Wetter wollte.

„Geh hinauf und gib acht, wenn die Sturmwarnung von der Küstenstation kommt!"

Das war alles gewesen, kein Gruß, kein Lebewohl. Aber Geelke war es nicht entgangen,

welche furchtbare Erregung aus den Worten ihres Vaters geklungen hatte.

Er war gegangen, ohne seiner Tochter Zeit zu einer Frage zu lassen. Der Sturm hatte seinen schweren, ungleichen Schritt schnell verweht.

Was mochte nur geschehen sein? Bei solchem Wetter verließ der Vater doch sonst nicht seinen Leuchtturm?!

„Gib acht, wenn die Sturmwarnung von der Küstenstation kommt — —"

Fürchtete er vielleicht, daß Jan hinausgefahren sein könnte?

Nein, Geelke fühlte ganz genau, daß das nicht der Grund für das sonderbare Verhalten ihres Vaters gewesen sein konnte. Dann hätte er sie ins Dorf zu Jan geschickt.

Unheimlich war es, hier so einsam in der Wärterstube des Leuchtturms zu sitzen, auf das Toben des Unwetters zu lauschen — —

Geelke trat ans Fenster, von dem aus sie einen freien Blick über das aufgewühlte Meer hatte.

Wie das da draußen durcheinander schäumte! Die Wogen stürzten übereinander her, vom Sturm gepeitscht. Wie wilde Tiere waren sie, deren dumpfes Brüllen die Nacht erfüllte.

Ein erschreckendes Bild, wenn der Lichtkegel des Scheinwerfers darüber hinstrich. — —

Nein, es war undenkbar, daß Jan sich in diese Hölle gewagt haben konnte. Er war ein Fischer, der die Gefahren des Meeres kannte, der ihnen oft genug um Haaresbreite entronnen war. Nein, niemals würde er so sein Leben aufs Spiel setzen!

Immer wieder zwang Geelke ihre jagenden Gedanken in diese Bahn, — und doch blieb in ihr eine quälende Unruhe, eine schmerzliche Sorge, gegen die alle Gedanken machtlos waren.

Wenn er nun doch hinausgefahren war?

Nicht aus Wagemut, — nein, — aber vielleicht, weil ihm das Leben nichts mehr galt, seitdem Karssen zu Geelke zurückgekehrt war.

Jetzt in das Dorf eilen, — Jan alles sagen, die ganze Wahrheit — —

Aber Geelke durfte das nicht. Sie mußte hierbleiben! Ihr war der Leuchtturm jetzt anvertraut, sie mußte warten, bis die Sturmwarnung kam — —

Wie die Sturmvögel heute wieder gegen die Scheiben flogen, vom Schein des Leuchtfeuers angezogen! — —

Wenn nur erst die Sturmwarnung kam! Dann war Geelke frei, dann konnte sie ins Dorf hinab.

Aber die Küstenstation meldete sich ja erst, wenn der Sturm seine gefährlichste Stärke erreicht hatte, wenn er auch die Ewer und Kutter bedrohte, die sich hinausgewagt hatten. Dann erst durfte hier auf Norderhöft das Gefahrsignal gezogen werden, — der große Sturmball.

Jan war in Gefahr, — sie fühlte es deutlich. War es nun das Meer, von dem ihm die Gefahr drohte — oder lauerte da etwas anderes im Dunkel der Nacht auf den Mann, dem ihr Sehnen galt?

Jan — Jan — —

Geelke schrak zusammen.

Die Alarmglocke des Telephons ertönte.

Seit einer Ewigkeit hatte sie darauf gewartet, aber als jetzt das schrille Läutesignal erklang, erzitterte sie am ganzen Körper.

Sie nahm den Hörer vom Haken, meldete sich mit versagender Stimme.

Und dann eine andere Stimme aus weiter Ferne, — eine gleichgültige fremde Männerstimme:

„Hier ist die Küstenstation. Sie müssen den großen Sturmball ziehen. Kein Fahrzeug darf die Insel verlassen!"

„Ja — — ja — —"

Geelke jagte die Treppen hinab in ihr Zimmer, warf den Mantel um die Schultern, eilte hinaus, stand keuchend in Sturm und Regen neben dem Mast.

Dort oben schwankte der kleine Windball. Das große Sturmzeichen hing noch hier unten an seinem Halteseil.

Geelke wußte mit dem Mechanismus Bescheid. Oft genug schon hatte sie ihn bedienen müssen.

Mit zitternden Händen löste sie den Verschluß, drückte den Hebel nieder, der die Sturmlampe einschaltete. Ein rotes Licht glomm auf, übergoß Geelkes Gesicht mit dunkler Glut.

Dann stieg der leuchtende Ball in die Nacht empor, höher und höher, tanzte hin und her, der Gewalt des Sturmes preisgegeben, ließ sein rotes, warnendes Signallicht erstrahlen.

Einen letzten Blick warf Geelke in die Höhe. Dann zerrte sie den Wettermantel fester um den schlanken Körper, wandte sich ab und eilte dem Dorf zu, dessen verstreute Lichter durch den Regenschleier bis zu ihr herauf glommen.

Der Sand des Weges war schwer und naß vom Regen, — sie achtete nicht darauf. Der Sturm peitschte ihr die Sintflut ins Gesicht.

Eine ungewisse Furcht trieb sie vorwärts, eine Angst, die sie sich nicht zu erklären vermochte. Nur ein einziger Gedanke beseelte sie —

Jan!

7.

Der Sturm raste über Norderhöft.

Verirrte Seevögel trieben mit den Wolken dahin, hilflos der Wut der entfesselten Elemente preisgegeben.

In wilden Schauern strömte der Regen hernieder, daß selbst das mächtige Leuchtfeuer nur wie ein milchiger Fleck inmitten dieser Sintflut umherstrich.

Was vermochte da die kleine Taschenlampe in der Hand des einsamen Mannes auszurichten, der zwischen den Dünentälern umherirrte?

Hier in der Nähe war sie gewesen, die verfallene Hütte, in der er Korssakow zurückgelassen hatte! Er wollte lieber doch noch einmal nach dem Russen sehen, nach dessen Wunde — sie neu verbinden. — — Karssen Reimers konnte ihm ja nicht entgehen — mit dem hatte es noch Zeit.

Wo war nur der Schuppen in der Südbucht? Das waren doch die zwischen langen Stangen aufgespannten Fischernetze. Und dicht neben diesen Netzen — —

Natürlich — dort links der dunkle Fleck!

Durch Sturm und Regen kämpfte er sich vorwärts, stand endlich aufatmend unter dem Bretterdach, ließ den schwachen Strahl der Taschenlampe weiterwandern.

Hier war die Tür.

„Hallo, Korssakow!"

Auch der Russe lag noch immer auf dem Bündel von alten Netzen, halb mit seinem Mantel zugedeckt, den Notverband um die Brust.

„Haben Sie — Karssen Reimers erwischt —?"

„Der entgeht mir nicht. — Vorher aber wollte ich noch einmal nach Ihnen sehen — — "

„Kümmern Sie sich nicht um mich! — — Reimers — — er darf nicht entkommen — — "

„Sie können beruhigt sein, Korssakow. Bei dem Sturm da draußen gibt es kein Entkommen!"

Er stellte seine Laterne ab und kniete neben dem Verwundeten nieder.

„Erst will ich Ihnen mal die Fesseln abnehmen, — so. Und die Wunde, — na ja, den Umständen nach ganz gut."

„Warum — haben Sie — Karssen Reimers — — noch nicht verhaftet?"

„Weil ich mich erst um Sie kümmern wollte."

„Kümmern Sie sich um Reimers!"

Der Mann erneuerte den Verband um die Brust des Russen, erhob sich dann und griff nach der Laterne.

„Ich gehe jetzt zum Dorf und werde dort Reimers festnehmen. Wenn das geschehen ist, werde ich auch gleich dafür sorgen, daß man Sie abholt und bis morgen im Gasthaus unterbringt."

Michael Korssakow hatte nur einen Gedanken: „Ja, — Reimers — — sorgen Sie, daß — — daß er nicht entkommt — —"

Daß es solch einen grenzenlosen Haß geben konnte —!

Daran mußte der Kommissar immer noch denken, als er sich durch die tobende Nacht den Weg zum Dorf hindurchkämpfte.

Nun, Korssakows Wunsch auf Verhaftung seines Kumpanen würde ja jetzt in Erfüllung gehen.

★

Sturm über Norderhöft! — —

Gewiß, Jan hatte schon schlimmeres Wetter erlebt hier auf der Insel. Wenn er zurückdachte an jene Sturmflut vor drei Jahren, als die Wogen bis dicht vor das Dorf gerollt waren — —

Aber heut war es nicht nur der Sturm. Da lag etwas in der Nacht, etwas Ungewisses, — wie eine drohende Faust, die man nicht sieht, die man nur über sich fühlt — —

Seit mehr als einer Stunde, seit er im Schuppen mit dem Netzeflicken aufgehört hatte, saß er hier unter dem vorspringenden Dach der Hütte und dachte an Geelke.

Jetzt wußte sie, wie es um Karssen stand. Aber was hatte er selbst damit gewonnen?

Würde sie ihn deshalb lieben können?

Vielleicht — — vielleicht würde alles einmal anders, wenn Karssen von der Insel ging. Aber das würde ja nie geschehen. Karssen würde bleiben, würde immer zwischen Geelke und Jan stehen, auch wenn Geelke sich von ihm lossagte.

Karssen, — immer der Karssen!

Fröstelnd zog Jan die Lederjacke fester um die Brust. Es wurde Zeit, daß er ins Haus ging.

Vorhin hatte er schon einmal hineingeblickt. Der Vater war nicht dagewesen und auch Karssen nicht. Und ein ungewisses Gefühl hatte ihn davon abgehalten, allein im Haus zu bleiben. Dann schon lieber hier draußen ein paar Regentropfen in Kauf nehmen. Der Sturm war ein guter Gefährte bei den Gedanken, mit denen sich Jan herumschlug.

Aber jetzt hatte der Wind ein wenig gedreht. Das Dach bot keinen rechten Schutz mehr vor dem Regen.

Jan legte die Hand auf die eiserne Klinke. Ehe er jedoch die Tür aufstieß, wandte er sich noch einmal um. Das hatte doch wie Schritte geklungen, — wie eilige Schritte, die durch den Regenschleier rasch näher kamen.

Das milchige Licht des Leuchtfeuers zeigte ihm die Gestalt des Ankömmlings.

„Karssen? — Wo kommst du her?"

An Jan vorüber war der Aeltere ins Haus getreten. „Gut, daß ich dich treffe, Jan! — Ich — — komm' ins Haus, ich habe mit dir zu sprechen!"

Sie gingen in den Wohnraum. Jan rieb ein Streichholz an, hielt es an den Docht der Petroleumlampe. Bläulich flammte das Licht auf, färbte sich gelb, flackerte hin und her.

„Mach' die Tür zu, Karssen!"

Dann standen sich die beiden Brüder gegenüber. Und Jan erschrak.

Mein Gott, wie sah der Karssen nur aus? Sein Anzug unter dem offenen Mantel troff von Meerwasser, totenbleich war sein Gesicht, in dem die Augen unruhig blitzten. Seine rechte Hand war mit roten Striemen bedeckt, aus denen Blut sickerte. Wirr hing ihm das nasse Haar in die Stirn.

„Was ist denn geschehen, Karssen?" Und dann plötzlich glaubte Jan die Erklärung gefunden zu haben. „Hast du versucht, hinauszufahren aufs Meer, Karssen?"

„Ja."

„Und — — der Fremde, der mit dir kommen wollte — —?"

„Frage nicht, Jan. Ich habe keine Zeit zu verlieren! Nur eins will ich von dir wissen: Kommst du mit mir?"

„Wohin?"

„Zum Festland! Ich muß hinüber, hörst du! — Erst wollte ich mit dem Boot zur dänischen Küste, aber bei diesem Wetter — — nein, ausgeschlossen. — Aber von der Küstenstation aus bekomme ich noch heute Nacht einen Zug, der mich über die Grenze bringt."

„Aber was — —?"

„Du sollst nicht fragen! Antworten sollst du mir! — Kommst du mit? Allein komme ich mit dem Boot nicht vom Strand. Aber wenn du steuerst und ich das Segel halte — — in zwei Stunden können wir drüben sein. Und morgen kannst du wieder hierher zurück — —"

„Nein, Karssen, das kannst du nicht von mir verlangen! Bloß weil du es eilig hast, der fremden Frau nachzufahren, — deshalb soll ich vielleicht mein Leben aufs Spiel setzen? — Töricht genug von dir, wenn du es machen willst —"

„Welche fremde Frau?"

„Die, mit der du heute in den Dünen warst!"

„Magda? — — Ach, die — —" Eine wegwerfende Geste — „Die hat damit nichts zu tun. Ich — — ich muß eben weg von hier, — über die Grenze — —"

„Warum, Karssen?"

„Das kann ich dir nicht sagen. Aber du — — du mußt mir helfen, Jan!"

So hatte Karssen noch nie gesprochen. Zum ersten Male hörte Jan, daß sein Bruder auch bitten konnte.

„Jan — — du weißt ja nicht, was für mich davon abhängt! — — Du sollst es auch nicht umsonst tun! Ich — ich will dir Geld schicken, wenn ich erst drüben bin — —"

„Behalte dein Geld. Wenn ich dich hinüber bringe, dann tue ich es auch so!"

„Aber — du tust es?"

„Nein! — Und wenn du wissen willst, warum ich es nicht tun will, dann frage dich nur selbst! Was du der Geelke angetan hast — —"

„Und du wirst es doch tun!"

Wie im Fieber hatte Karssen bisher gesprochen. Die Worte aus seinem Munde hatten sich überstürzt. Aber jetzt mit einem Male hatte er seine Ruhe wiedergefunden.

Jan hatte sich auf die Ofenbank fallen lassen, wie um seinen endgültigen Entschluß damit noch zu unterstreichen. Gleichgültig schaute er zur Decke.

„Vielleicht — — wenn du mir sagst, warum du hinüber willst."

„Ich kann dir nur das eine sagen, — daß ich nie mehr hierher zurückkommen werde. Ich bleibe in Dänemark."

Darauf war Jan nicht gefaßt gewesen. Ungläubig starrte er auf den Bruder.

„Du — wirst nie mehr — hierher zurückkommen? — Nie mehr, Karssen?"

„Nein. Und nun weißt du auch, was dir bleibt, wenn du mich hinüberbringst! — Geelke!"

„Du — — du läßt mir Geelke?"

„Ja."

„Dein Wort darauf?"

„Mein Wort darauf. — Wenn du mich zur Küste hinüberbringst, werde ich dir bei Geelke nicht mehr im Wege sein." Ein verzerrtes Lächeln umspielte Karssens bleiche Züge. „Mein Wort darauf!"

Jan begriff das alles nicht.

Warum wollte Karssen zum Festland? Was war geschehen, was trieb ihn von der Insel?"

Nur das eine hörte er aus den Worten des Bruders heraus: Geelke würde frei sein! Niemand mehr stand zwischen ihr und ihm. Niemand war da, an den sie durch ihr Wort gebunden war.

„Komm, Karssen!"

Er wandte sich der Tür zu — und blieb im gleichen Augenblick wie an den Boden geschmiedet stehen.

„Nein, Jan, du wirst nicht fahren!" Geelke sagte es ganz ruhig und fest, in einem Ton, gegen den es keinen Widerspruch gab.

Reglos stand sie in der Tür. Ihr Blick wanderte langsam von Jan zu Karssen, wieder zu Jan zurück. Wie lange sie dort schon so stand, vermochte keiner der beiden Männer zu sagen. Von ihnen unbemerkt, mußte sie eingetreten sein.

„Du wirst nicht fahren, Jan!" wiederholte sie.

„Und warum nicht, Geelke?"

„Ich habe alles mit angehört, Jan. Ich habe gehört, was Karssen dir dafür versprach, wenn du ihn auf der Fahrt zur Küste begleiten würdest. — Mich hat er dir versprochen — mich! Als ob er über mich verfügen könnte wie über irgend ein beliebiges Ding! — Und du, Jan, du wolltest auf diesen — Handel eingehen —"

„Geelke — —"

„Nein, Jan, laß das jetzt — —"

„Geelke — — ich wollte nur, daß Karssen nicht mehr zwischen uns stehen soll! Ich wollte — — ein kleines bißchen Hoffnung! Nichts weiter, Geelke!"

Schweigend stand Karssen da, an den Tisch gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt. Nichts in seinem fahlen Gesicht verriet, daß er in diesem Augenblick sein Spiel verloren gegeben hatte.

Geelke war gekommen — —

„Und du hast im Ernst geglaubt, Jan, daß es genügt, wenn Karssen nicht mehr hier ist, um mich zu gewinnen?"

„Ich weiß ja selbst nicht, Geelke, — ich — —"

„Kommst du mit mir, Jan?" Mit heiserer, kaum verständlicher Stimme unterbrach Karssen den Bruder. „Du hast es mir versprochen!"

Der Bruder senkte den Kopf. „Wenn ich es dir versprochen habe, dann — will ich mein Versprechen auch halten — —"

„Nein, du mußt hier bleiben, Jan!"

Geelke hatte ihm den Weg vertreten. Eine heimliche Angst flackerte in ihren Augen. Jan sah sie wohl und glaubte auch den Grund dieser Angst zu erkennen.

„Ja, Geelke, ich weiß schon, — du willst Karssen nicht verlieren. Aber ich habe es ihm doch versprochen — —"

„Karssen? — Ich will Karssen nicht verlieren?" Ein bitteres Lachen und ein heimliches Weinen zugleich schwangen in ihrer Stimme nach. „Dich will ich nicht verlieren, Jan — — dich! Und deshalb sollst du nicht fahren! — Nein, du sollst nicht fahren!"

Jan stand wie von einem Traum umfangen.

Was hatte Geelke da gesagt? Sie wollte ihn nicht verlieren, — ihn, Jan? Sie wollte — —?

Nein, nein, das konnte keine Lüge sein, um ihn und Karssen zurückzuhalten. Geelke log nicht! Das war die Wahrheit — —

Und das Licht dieser Wahrheit blendete ihn, daß er die Augen schließen mußte. So ungeheuerlich war diese Erkenntnis für ihn, daß er keine Worte fand.

Stumm standen sie sich gegenüber, — Jan und das Mädchen Geelke. Erst nach langen, langen Minuten begegneten sich ihre Augen, — eine stumme, bange Frage, eine stumme, beseeligende Antwort.

Lange Minuten — —

Dann erst bemerkte Jan, daß sie allein waren in dem Zimmer. Ein Windstoß ließ die Tür zuschlagen — —

„Karssen ist nicht mehr hier, Geelke! — Wenn er jetzt zum Strand gegangen ist — — wenn er es allein wagt — — er ist mein Bruder, Geelke!"

Geelke selbst trat als erste in das Unwetter hinaus und lief zum Strande hinunter. Jan hinter ihr drein.

Plötzlich blieb Geelke stehen. Mit der ausge-

streckten Hand deutete sie auf das Meer hinaus, über dessen schäumende Wogen soeben der Lichtkegel des Leuchtfeuers dahinglitt.

„Jan, — sieh doch — —"

Ein dunkler Fleck — jetzt deutlicher zu erkennen — ein Boot mit flatterndem Segel — vom Sturmwind getrieben, taumelte es durch die Brandung — —

„Jan —!"

Karssen hielt das Segel.

Und ein anderer saß da noch am Steuer — —

★

„Dich will ich nicht verlieren, Jan — und deshalb sollst du nicht fahren!"

Ja, jetzt wußte Karssen, daß für ihn alles verloren war. Hatte es schon gewußt, als er Geelke erblickt hatte.

An dem Mädchen vorbei eilte er aus der Tür, auf die Straße hinaus.

Peitschend schlug ihm der Regen ins Gesicht, der Sturm packte ihn mit wilder Faust.

Wohin?

Alles war verloren. Er war ein Gefangener auf dieser Insel. Das unerbittliche Meer hielt ihn.

Und in der Südbucht lag Korssakow — —

Die Perlen — die verfluchten Perlen —, sie waren an allem schuld. — Das war nun das Ende.

Hell leuchtete es zu seiner Linken auf, — die weiße Wand des Gasthauses. Der Schein des Leuchtfeuers huschte darüber hin.

Das Gasthaus — — geträumt hatte er einmal davon, dort als Herr einziehen zu können. Deshalb nur hatte Korssakow so leichtes Spiel mit ihm gehabt. — — Und nun — —

Alles verloren! — Alles!

Morgen würde man den Toten in der Südbucht entdecken, und alles andere war dann leicht vorauszusehen.

Das Gefängnis — vielleicht schlimmer noch: das Zuchthaus.

Oder — — der Tod.

Nein, das nicht. Er hatte ja nicht gemordet! Notwehr war es gewesen! Korssakow hatte ihn angegriffen! Karssens Schuld war es nicht, daß es soweit gekommen war!

Eine Stimme kam vom Haus her, vom Sturmwind verweht: „Karssen —"

Da lehnte einer an der Wand, löste sich jetzt langsam aus der Dunkelheit.

Wieder zuckte das Leuchtfeuer auf — —

„Vater —!"

Der alte Fischer stand da, hager, hoch aufgerichtet, von seinem Mantel umflattert. Stand unter dem verwitterten Eichenbalken, der den alten Spruch trug:

„Lewwer duad üs Slaav —"

Detlev Reimers kam auf seinen Sohn zu. Fest und sicher war sein Schritt. Entschlossen kämpfte er sich durch Sturm und Regen.

„Wo willst du hin, Karssen?"

„Ich — — ich will — —"

„Wohin?"

Wie unter einem furchtbaren Zwang wandte sich Karssen zur Seite, deutete auf das Meer hinaus.

„Zum Festland — — zur Küste — —"

Ein fremder Glanz lag über den verwitterten Zügen des alten Fischers.

„Willst du allein die Fahrt wagen, Karssen?"

„Ich bat Jan, — aber er kommt nicht mit mir — —"

„Dann — werde ich mit dir fahren. — Komm, Karssen!"

„Vater, — du kannst doch nicht — —"

„Komm!"

Etwas war in der Stimme des Alten, das Karssen zum Gehorsam zwang. Stumm schritt er hinter dem Vater drein, dem Strande zu. Wie im Fieber waren seine Gedanken.

Warum kam der Vater mit ihm? Hatte er vielleicht erraten —?

Aber nein, das war unmöglich! Noch wußte niemand hier auf der Insel, daß er fliehen mußte, — warum er fliehen mußte.

Heimlich tastete er über die Innentasche seines Mantels hin. Ja, da steckte das Lederetui mit den Perlen. Und ein paar Mark hatte er auch noch bei sich, — genug, um damit über die Grenze zu kommen.

Nur gut, daß sein Paß in Ordnung war — —

Der alte Reimers war stehengeblieben. Vor ihm lag das Boot am Strande.

„Faß an, Karssen."

Schon gingen die Brandungswellen nicht mehr bis hierher. Die Ebbe ließ das Wasser rasch zurücksinken.

„Faß an!"

Sie packten das Boot, schoben es dem Wasser zu. Karssen stöhnte unter der schweren Arbeit, der alte Reimers war ganz still.

Schritt um Schritt schoben sie das Fahrzeug über den nassen Sand hin, bis die ersten schäumenden Wellenzungen ihre Füße umspülten.

Detlev Reimers stemmte sich gegen den Bug des Bootes, gab ihm einen letzten Stoß. Die zurückflutenden Wellen zogen es mit sich hinaus ins freie Wasser.

„Steig ein, Karssen!"

Der alte Fischer hielt das Boot, damit es nicht wieder auf den Strand zurückgetrieben wurde. Erst als Karssen auf der Querbank Platz genommen und das Segel gesetzt hatte, schwang er sich über die niedrige Bordwand in das Fahrzeug hinein, blieb breitbeinig vor dem Sohn stehen.

„Wo hast du den Schmuck?"

Karssen erschrak.

„Gib ihn her, den Schmuck!“

Was sollte das bedeuten? Der Vater verlangte den Schmuck von ihm? Und überhaupt, — — woher wußte er davon — —

„Den Schmuck — hörst du nicht?“

Karssen konnte keinen klaren Gedanken fassen. Das alles kam so ganz unerwartet, — so — —

„Vater, — — ich — —“

„Du sollst mir den Schmuck geben, Karssen. Den Schmuck verlange ich dafür, daß ich mit dir fahre!“

Noch immer lag das Boot in der Brandung, hin- und hergeworfen von den Wellen. Das Segel flatterte im Wind.

Gewiß, Karssen konnte die Segelleine anziehen, — aber wenn der Vater nicht das Steuer führte, war es unmöglich, das freie Meer zu gewinnen.

Heulend stieß eine Bö hernieder, warf das Boot quer zu den Brandungswellen. —

„Vater, das Steuer!“

„Den Schmuck, Karssen!“

Das schwache Licht der Windlaterne fiel auf das Gesicht des alten Fischers. Wie aus Eichenholz geschnitten erschien es dem Sohn, so starr und hart.

Ein Spritzer ging über die Bordwand hinweg — — und dort rollte schon die zweite Woge heran — —

„Den Schmuck — —“

Gegen Korssakow hatte Karssen ihn verteidigt, mit zäher Verbissenheit, in wilder Verzweiflung. Aber dem Vater gegenüber war er machtlos.

Reglos duldete er es, daß die Hand des Alten über seinen Mantel tastete, in die Tasche griff —

„Das Steuer, Vater!“

In der Rechten hielt Reimers das Lederetui. Mit der Linken warf er das Steuer herum, — keinen Augenblick zu früh. Unter dem Druck des Windes schoß das Boot gegen die nächste Welle, hob sich, senkte sich, legte sich gefährlich auf die Seite — —

Jetzt richtete es sich wieder auf, kämpfte an gegen die Wogen der Brandung.

Fester riß Karssen das Segel in den Wind. Wenn erst die Brandung überwunden war, wenn die Nordspitze der Insel umschifft war, dann war auch das schwerste geschafft. Bis zur Küste hatten sie dann Wind und Wellen im Rücken. — —

Noch immer stand Detlev Reimers hoch aufgerichtet im schwankenden Boot.

Für Augenblicke zerriß das Leuchtfeuer die Finsternis der Sturmnacht. Weiße Schaumkämme, der dichte Schleier des Regens, — und mitten in dieser Hölle das gebrechliche Fahrzeug.

Für Augenblicke war es hell — —

Und Karssen sah, wie sein Vater den rechten Arm hob, hoch über sein Haupt, — sah, wie er etwas zum Strande hin schleuderte —

Etwas — —

Das braune Etui mit dem Perlenschmuck.

„Vater — —“

Dort, jenseits der gierigen Wellenzungen, fiel der Schmuck in den Sand. Karssen sah es im schwindenden Licht des Leuchtfeuers.

„Vater — was hast du getan — —?“

Detlev Reimers antwortete nicht.

Wie gebrochen ließ er sich auf die Ruderbank sinken, packte das Steuer mit beiden Händen —

Schräg gegen die Wogen schoß das Boot in die Unendlichkeit des nächtlichen Meeres hinaus, weiter und weiter. — —

★

„Jan — sieh doch — —“.

Und Jan sah das Furchtbare, das Unfaßbare.

Draußen schon das Boot, jetzt wieder vom Strahl des Leuchtfeuers umspielt, — Karssen hielt das Segel, am Steuer saß — der Vater.

In wachsender Erregung hielt Geelke die Hand des Mannes an ihrer Seite umklammert. Fassungslos starrte sie auf das Meer hinaus. Auch sie hatte die beiden Männer in dem Boot erkannt.

„Karssen — — und dein Vater — —“

„Das ist ja Wahnsinn — bei diesem Wetter hinauszufahren — —“

„Warum, Jan? — Warum?“

„Ich verstehe das nicht, — ich — —“

„Mein Gott, — jetzt kommen sie in den Sturm hinein — —“

Sie sahen den gelben Fleck der Windlaterne hilflos hin- und herpendeln. Dann strich das Leuchtfeuer wieder über die schäumende Unendlichkeit, langsam, stetig, wie immer.

Ganz schräg lag das Boot im Wasser, ein willenloser Spielball der empörten Elemente. Gischtende Wogenkämme stürmten unbarmherzig herbei, überstürzten sich, fielen über das Fahrzeug her, warfen es zur Seite — —

Und wieder eine brausende Bö — —

Etwas Dunkles löste sich vom Mast, flatterte im Sturm — —

„Das Segel ist gerissen — —“

„Ja, das Segel ist gerissen — —“

Von irgend woher war der alte Boß zu ihnen getreten. Unheimlich war die Ruhe, mit der er diese Worte sprach.

„Wir müssen hinaus — ihnen zu Hilfe —“ keuchte Jan verzweifelt.

Boß nickte. „Geh zum Rettungsschuppen und läute die Alarmglocke, Jan! Wir müssen Hilfe aus dem Dorf bekommen. Allein schaffen wir es nicht, — das Rettungsboot zu Wasser bringen — und dann hinüberrudern — nein, allein schaffen wir es nicht — —“

Jan war schon davongeeilt. Er hatte es nicht

weit bis zu dem Holzschuppen, in dem das Rettungsboot untergebracht war, und auf dessen Dach in dem kleinen Giebelturm die Notglocke hing.

Schiff in Not! — — Schiff in Not! — —

Angstvoll hatte sich Geelke an den Vater gedrängt. Sie begriff nichts von alledem, was hier geschah. Sie wußte nur, daß die beiden Männer dort draußen in dem einsamen Boot dem sicheren Tode geweiht waren, wenn ihnen nicht bald Hilfe wurde.

Schiff in Not! — —

Schrill wimmerte der Schrei der Glocke durch den Sturm —

Schiff in Not! — — Schiff in Not! — —

Und da war keiner von Norderhöft, der sich diesem Hilferuf verschlossen hätte.

Schiff in Not — — heute mir, morgen dir — — ewiges Schicksalsgesetz des Meeres. —

„Vater — ich sehe das Boot nicht mehr — —"

„Doch, Geelke, — da hinter den Wellen taucht es wieder auf. — Aber ich verstehe nicht, — — warum hält denn Reimers nicht auf den Strand zu? Warum wirft er das Steuer nicht herum? — Bei diesem Sturm würde selbst der Fetzen Segel, der ihnen noch geblieben ist, genügen, um sie zurückzutreiben! — Ich verstehe das nicht —"

Schiff in Not! Schiff in Not!

Da kamen auch schon die ersten aus dem Dorf. Erregte Fragen, hastige Antworten — —

Sie eilten weiter zum Rettungsschuppen.

Schiff in Not! — —

Nur der alte Boß blieb zurück. Was sollte er denn auch — er mit seinem Stelzbein, er, der Krüppel? Nein, er konnte mit gutem Gewissen bei Geelke bleiben.

„Siehst du das Boot immer noch, Vater?"

Er hatte die besseren Augen, von vielen Nachtwachen an die Finsternis des Meeres gewöhnt. Ja, er sah das Boot immer noch. Und immer weiter fuhr es hinaus auf das Meer, — weiter und weiter — —

„Ich verstehe das nicht — —" Oder vielleicht verstand er es doch, der alte Boß?

Endlich war es so weit. Mit vereinten Kräften schoben die Fischer das Rettungsboot auf dem Wagen zum Strand, den brandenden Wellen zu. Ein paar Kommandorufe, — schon schwebt das Boot auf dem Rücken der ersten Woge.

Die Ruder wurden eingesetzt. Kraftvoll zogen die Männer durch. Vorwärts schoß das Boot in die Brandung. Am Steuer saß Jan Reimers. Ganz langsam löste Geelke die Hände vom Hals ihres Vaters, faltete sie in stummer Bitte.

Mitleidig streichelte Boß den Scheitel des Mädchens: „Geelke — mine kleene Deern — —"

„Wenn sie nur zur Zeit hinkommen, Vater —"

„Das — — hoffe ich auch — —"

Und dann war plötzlich noch ein Mann aus der Dunkelheit dieser wesenlosen Nacht aufgetaucht, stand mit einem Mal neben den beiden.

„Was ist denn los?" — Der Maler war es.

Boß deutete auf das Meer hinaus. „Karssen Reimers und sein Vater, — — da draußen. — Das Rettungsboot ist schon unterwegs, Herr Kommissar —"

Karssen Reimers! Dann hatte Korssakow also doch recht behalten mit seiner Warnung!

Voller Grimm ballte Kommissar Wesse die Fäuste. Irgend etwas trieb ihn vorwärts über den Strand, näher an die Brandung heran. Es war, als wollte er einen letzten, verzweifelten Versuch machen, den Flüchtling aufzuhalten. Und er machte erst Halt, als die Ausläufer der Wellen seine Füße umspülten.

Korssakow hatte recht behalten — — und er selbst war zu siegesgewiß gewesen, hatte nicht mit dem verzweifelten Mut Karssen Reimers gerechnet.

Entkommen, — mit dem Schmuck entkommen! Und er stand hier am Strande, mußte untätig zuschauen, wie der dunkle Fleck dort draußen immer kleiner wurde.

Ob das Rettungsboot da noch etwas ausrichten konnte?

Unwillkürlich wich er vor der nächsten Woge einen Schritt zurück, blickte zu Boden — —

Was war das?

Er bückte sich, hob den Gegenstand auf, den er da vor sich im Sande bemerkt hatte — —

Das Lederetui.

Kommissar Wesse erkannte es sogleich nach den Beschreibungen wieder, die man ihm gegeben hatte, als er mit der Verfolgung dieses Falles betraut worden war.

Das Lederetui — —

Gott sei Dank — wenigstens der Schmuck war gerettet.

Langsam kehrte er zu Boß und Geelke zurück. „Eigentlich doch ein Wahnsinn, bei diesem Wetter hinauszufahren!"

Boß zuckte die breiten Achseln. „Wer weiß, warum — —"

Ein jäher Aufschrei Geelkes unterbrach ihn.

„Vater — — da — — das Boot ist gekentert! — Vater — —"

Der Alte wartete, bis wieder vom Leuchtturm her der helle Schein über die tobende Flut wanderte.

Ja, da war das Rettungsboot, — schon ganz weit draußen.

Aber das andere Boot? Das Boot mit Karssen und Detlev Reimers?

So sehr er danach Ausschau hielt, — er konnte es nicht entdecken. Und unwillkürlich faltete er die schwieligen Hände.

★

„Das Steuer herum, Vater! Wir dürfen nicht zu weit hinaus! Wir müssen um die Nordspitze herum!“

Karssen hatte es herausgeschrien, daß ihm die Schläfenadern zu platzen drohten. Aber der Vater schien ihn nicht gehört zu haben.

„Das Steuer herum!“

Reglos saß der alte Reimers da. Seine Hände umkrampften die Ruderpinne, hielten sie fest, daß keine noch so ungestüme Woge das Boot aus seinem Kurs bringen konnte, — dem Kurs hinaus aufs Meer.

„Vater — höre doch! Wir müssen um die Nordspitze herum, wenn wir zur Küste wollen!“

Ohne das Segel freizugeben, war Karssen am Plankenboden des Bootes zu seinem Vater hinübergekrochen, kniete jetzt dicht vor ihm, bewegte wild die Arme. „Wir müssen um die Nordspitze herum, wenn wir zur Küste wollen!“

Reimers schüttelte den Kopf. „Wir wollen nicht zur Küste!“

„Wohin dann?“

Eine Bö riß am Segel. Fester umklammerte Karssen das Seil, starrte angstvoll in das Gesicht seines Vaters.

Der deutete aufs Meer hinaus. „Dahin!“

„Wohin? — Wohin, Vater?“

Und dann ein dumpfer Knall. Karssen fühlte, wie das Seil in seiner Hand schlaff wurde.

Das Segel war gerissen.

„Vater — — Vater — — wir — — müssen zurück — —“

Der Sturm umheulte sie, drückte das Boot zur Seite, trieb es im Kreise, warf es der nächsten Woge entgegen, schleuderte es in das gähnende Tal, das ihr folgte.

„Vater!“

Ein furchtbares Verstehen dämmerte in Karssen empor. Im Schein der Windlaterne sah er das Gesicht des Alten, hart, unerbittlich, wie das Schicksal.

„Nicht — — zurück, Vater?“

„Nein, Karssen, — nicht zurück. Dort auf der Insel sind sie hinter dir her. Du sollst ihnen nicht in die Hände fallen.“

„Wohin willst du mich bringen, Vater?“

Der alte Reimers antwortete nicht. Starr blickte er geradeaus in den wilden Kampf der Wogen. Er wußte, — eine kleine Seitendrehung des Steuers würde genügen, um das Boot quer zu den Wellen zu legen.

Aber noch zögerte er — —

‚Wohin, Vater?“

„Dorthin, wo du in Sicherheit bist!“



Die angstvolle Ahnung in Karssen wurde zur entsetzlichen Gewißheit. In den Zügen seines Vaters las er sein Schicksal.

Er brüllte auf, umklammerte die Knie des Alten. Ein irres Stammeln entrang sich seinen bebenden Lippen.

„Vater — — das kannst du nicht wollen — so furchtbar kannst du mich nicht strafen — — Vater — —"

Der Abglanz eines milden Lächelns entspannte die Züge des Alten.

„Strafen, Karssen? — Nein, das will ich nicht. Ich will nicht dein Richter sein. Ich will dir ja helfen, den Weg in die Freiheit zu finden. Ich will ja diesen Weg mit dir gehen —"

„Den — Weg — — in die Freiheit —?"

Ein überirdisches Leuchten strahlte aus den Augen des alten Mannes. In weiten Fernen weilte sein Blick.

„Weißt du nicht, was über der Tür meiner Hütte steht, Karssen? „Lewwer duad üs Slaav! — — Nein, Karssen, du sollst kein Sklave sein. Sie sollen dich nicht nehmen und fortschleppen! Ich weiß ja, daß es nicht deine Schuld war! Das böse Blut ist schuld daran! Und deshalb mußt du den Weg gehen, den auch deine Mutter ging. — Aber fürchte dich nicht, ich komme mit dir!"

„Vater — —!" Ein Schluchzen entrang sich der Brust des jungen Menschen. Furchtbar und unerbittlich kam das Begreifen über ihn, — das große, schaudernde Begreifen eines Schicksals, das er nicht mehr abwenden konnte.

„Ich komme mit dir — —"

Eine kleine Seitenbewegung des Steuers. — Der alte Reimers sah mit weit offenen Augen, wie das Boot sich langsam drehte. Sah den weißen Kamm der schäumenden Woge, die sich schwer und unentrinnbar dem schwachen Fahrzeug entgegenwälzte.

Dann bäumte sich das Boot auf, — wie ein zu Tode getroffenes Tier. Die Planken krachten unter dem ungestümen Ansturm der Flut.

Brausend schoß es über die Bordwand. — —

Dann war alles ein großes, kaltes Nichts, dem er sich willenlos überließ. — —

Kieloben trieb mit der nächsten Woge das Boot einher.

★

„Sie haben die besseren Augen, — wer ist in dem Rettungsboot?"

Der alte Leuchtturmwächter hatte es schon lange gesehen, aber erst jetzt, als der Kommissar die erregte Frage an ihn richtete, sagte er die Wahrheit.

„Nur die Männer, die vorhin hinausgefahren sind."

„Und Karssen Reimers, — der alte Reimers?"

„Die sind nicht im Boot."

Geelke schluchzte leise, den Kopf an die Brust ihres Vaters gepreßt. Nein, sie konnte nicht hinausblicken aufs Meer, wo das Rettungsboot sich jetzt langsam näherte.

„Sind nicht in dem Boot?"

Das leise Zittern der Stimme verriet, daß auch der Kommissar das Drama begriff, das sich da draußen abgespielt hatte.

Eine Weile lang war es still zwischen den drei Menschen. Nur der Sturm sang sein ewiges Lied vom Werden und Vergehen.

„Ich — — ich muß mich um den Russen kümmern. — Und noch eins, Boß —" ganz leise fügte es der Kommissar hinzu, damit Geelke es nicht hörte — „Jan Reimers braucht nicht zu erfahren, warum sein Vater und sein Bruder in den Tod fuhren. Soll er glauben, es sei ein Unglück gewesen, — ein Opfer, wie es das Meer ja so oft fordert."

Der feste Händedruck, den die beiden Männer tauschten, sagte mehr als alle Versprechungen.

Dann wandte sich Kommissar Wesse um und schritt dem Dorfe zu.

Boß und Geelke blieben allein am Strand zurück, einsam inmitten der wütenden Elemente.

Näher und näher kam das Rettungsboot, war jetzt dicht vor der Brandung. Auf dem breiten Rücken einer starken Woge flog es dem Strande zu.

Die Männer zogen die Ruder ein.

Die schwielige Hand des alten Boß lag auf dem Haupt seiner Tochter. Tief beugte er sich zu ihr herab.

„Darfst jetzt nicht weinen, Deern. — Gleich wird der Jan kommen, — und ich glaube, er wird dich brauchen, Geelke."

Einsam kam da einer auf sie zu, mit gesenktem Haupt, mit hängenden Schultern, mit schleppendem Schritt. — —

Die Männer von Norderhöft waren hart wie Wind und Meer, waren karg wie ihre Insel. Sie lachten wenig und weinten nicht — — aber ihr Schmerz konnte so groß sein wie das Meer und so wild wie der Sturm.

Und Geelke löste sich aus dem Arm ihres Vaters, schritt dem einsamen Manne entgegen.

Nein, er sollte nicht einsam sein.

Eine verwickelte Geschichte!

Tante Anna (zur weinenden Nichte, einem Zwilling): „Weshalb weinst du denn, mein Kind?"

Die kleine Alma: „Die Olga, meine Zwillingsschwester, hat mich geprügelt und da hab ich meinem großen Bruder Harry gesagt, er soll sie dafür wieder prügeln . . . er hat uns aber dann nicht auseinandergekannt und so hat er mich erwischt und ich hab noch einmal Prügel bekommen!"

Die Jungfrau mit dem Fischschwanz

Eine heitere Geschichte von Borodin.

Karl Jordan, der Besitzer der Seemannskneipe „Zur stürmischen Ecke", langweilte sich. Es war so um die Schlummerstunde, und außer dem Hafenarbeiter Cäsar Pingel war kein Gast da. Jordan hätte gerne einen kleinen Schwatz gemacht; aber Pingel hatte sich in die Zeitung vertieft und kaute nebenbei mit vollen Backen. Er nahm nämlich gerade eine kleine Erfrischung in Gestalt eines Rollmopses zu sich.

Endlich hielt Jordan es nicht mehr aus und sagte: „Du, Cäsar, woll'n wir uns nicht einen auswürfeln? — So zum Zeitvertreib, meine ich? Wer verliert, bezahlt 'ne Runde."

Pingel hob abwehrend die Hand. „Daß Du immer andere reinlegen möchtest! Du kennst doch das Sprichwort: Der Spieler ist von Gott veracht', weil er nach fremdem Gelde tracht'! — Nee, bei mir ist nichts zu machen! Meiner Minna hab ich auch feierlich versprechen müssen, daß ich keinen Würfelbecher mehr in die Hand nehm, und außerdem will ich erst die Zeitung lesen. — Also höchstens würfel ich nachher um 'ne Runde Grog, und dann ohne Revanche."

Cäsar Pingel war unmittelbar bei der Rubrik „Vermischtes" angekommen. Kopfschüttelnd meinte er: „Was alles für Schlechtigkeiten passieren in der Welt! Eine böse Welt ist es doch."

„Das will ich nicht sagen." widersprach Jordan. „Ich finde, die Welt ist ganz schön; nur die Menschen darin, die taugen nicht viel. Höchstens bei uns an der Wasserkante, unter den alten Fahrensleuten, da findet man noch Ehrlichkeit."

Bei diesen Worten lugte Jordan scheu nach Pingels Platz hinüber; aber der war wieder in die Zeitung vertieft und merkte infolgedessen nicht, daß Jordan gerade den teuren Jamaika-Rum mit einer billigeren Sorte „verlängerte".

Auf einmal stieß Pingel einen Pfiff aus. Lebhaft wandte er sich an den Wirt: „Mensch, Karl, hör mal zu, was hier steht!" Bedächtig las er vor:

Aufruf!

In einer wichtigen Angelegenheit wird der Seemann H. Butenschön aus Hamburg gesucht. Für sachdienliche Mitteilungen, die zur Auffindung des Gesuchten führen, werden RM 20.— vergütet. Nachrichten erbeten an Justizrat Puvogel in Altona."

„Nee, so was!" verwunderte sich Jordan. „Du, das kann natürlich nur Heinrich Butenschön sein, der hier als Stammgast verkehrt. Zwar ist er jetzt bloß Barkassenführer, aber in früheren Jahren fuhr er zur See."

„Natürlich ist er gemeint!" stimmt Pingel zu. „Ich hab es mir doch gleich gedacht. Darum las ich es Dir ja vor. Na, der wird sich freuen, wenn er das liest; denn er hat sicher 'ne große Erbschaft gemacht. Das ist doch immer so, wenn einer öffentlich von einem Notar gesucht wird, und dann noch in einer wichtigen Angelegenheit. — Hat der Mensch ein Glück!"

Nachdenkliches Schweigen folgte diesen Worten; dann sagte Jordan plötzlich: „Du Cäsar, die zwanzig Mark können wir uns auch verdienen. Weißt Du was, ich schreib gleich an den Justizrat in Altona. Wenn Butenschön sonst die Zeitung in die Hand bekommt, geht er selbst hin, und dann können wir den zwanzig Mark nachflöten. — Du kriegst auch die Hälfte ab!"

Gemeinsam setzten sie nun folgendes Schreiben auf:

„Geehrter Herr Justizrat!

Teile Ihnen hochachtungsvoll ergebenst mit, daß der gesuchte H. Butenschön in meinem Restaurant verkehrt, und daß wir ihn zu Ihnen hinschicken werden. Senden Sie die RM. 20.— Belohnung bitte an mich.

Mit Gruß

Karl Jordan.

Restaurant „Zur stürmischen Ecke".

2.

Am anderen Tage — Jordan und Pingel warteten schon krampfhaft auf den Geldbriefträger, der die zwanzig Mark bringen sollte — kam auch der Barkassenführer Heinrich Butenschön.

Mit einer gewissen Feierlichkeit in der Stimme forschte Jordan: „Heinrich, was würdest du machen, wenn Du nun auf einmal Millionär würdest"

„Ach," meinte Butenschön, „dann würde ich statt 'n einfachen Schnaps morgens schon 'n doppelten trinken. — Und dann würde ich mich und meine Frau ganz neu kleiden, und dann würden wir jeden Abend im Kino auf den teuersten Platz gehen, und meinen Jungen schickte ich aufs Gymnasium. Der soll sein Insurgentenexamen machen; dann kann er jede Barriere einschlagen und

braucht nicht Barkassenführer zu werden, wie sein Vater."

„Nee," warf Pingel bewundernd ein, „wie Heinrich sich gebildet benehmen kann, von wegen den Fremdwörtern und so. Der ist ja direkt zum Millionär geboren."

„Und er ist es sozusagen ja auch schon!" fuhr Jordan mit erhobener Stimme fort. „Hier, Heinrich, lies das mal durch! — Und wenn Du die Millionen kassierst, dann denk auch an Deine beiden Freunde Karl Jordan und Cäsar Pingel. — Wenn wir diesen Aufruf nicht gelesen hätten, dann wüßtest Du am Ende nicht mal etwas davon, daß Du jetzt 'n reicher Mann bist."

Heinrich Butenschön las mit Andacht den Aufruf, den Jordan ihm hinreichte; aber dann kratzte er sich bedenklich den Kopf. „Tja, Kinners, das ist ja ganz gut und schön, und 'ne Million erben möchte ich auch gerne; aber ich glaub, daß hier mein Zwillingsbruder Hermann gemeint ist. Der ging vor zehn Jahren zur See, und seitdem haben wir nichts wieder von ihm gehört."

Jordan und Pingel ließen die Ohren hängen. Die Aussicht auf die zwanzig Mark Belohnung schrumpfte erheblich zusammen. Aber Pingel hatte sich nicht umsonst errechnet, wieviel Grogs er sich für seine Hälfte der Belohnung leisten konnte. Jetzt kämpfte er um die zehn Mark wie eine Löwin um ihr Junges. Da Not bekanntlich erfinderisch macht, hatte er sich schnell einen Feldzugsplan ausgearbeitet.

„Sieh mal, Heinrich," sagte er beredend, „Du wirst doch nicht die Millionen so sang- und klanglos aufgeben? Wenn Dein Bruder schon so lange verschwunden ist, dann meldet er sich auf diesen Aufruf hin auch nicht mehr. — Hast Du noch Papiere von Deinem Bruder Hermann im Hause?"

„Das kann schon möglich sein," gab Butenschön zu.

„Na also," triumphierte Pingel; „dann ist das ja eine Kleinigkeit, das Geld zu kriegen. Du nimmst einfach die Papiere mit, zeigst sie vor und gibst Dich als Dein Zwillingsbruder Hermann aus. — Das kommt im Leben nicht heraus; Du aber lebst herrlich und in Freuden."

Wiederum brach ein nachdenkliches Schweigen aus und die drei alten ehrlichen Seelen erwogen das Für und Wider dieses raffinierten Planes.

Jordan legte Butenschön väterlich die breite Rechte auf die Schulter und meinte: „Ich will ja nicht hetzen, Heinrich, aber wer eine Million ausschlägt, obwohl er sie haben könnte, ist in meinen Augen ein Kamel mit Eichenlaub und Schwertern."

„Wenn Du erst Millionär bist, kannst Du jeden Morgen mit feinstem Kognak gurgeln und Dir in Grog die Füße baden!" gab Pingel zu bedenken.

„Dann kannst Du daumendicke teure Zigarren rauchen und dreimal am Tage Dein Leibgericht essen," lockte Jordan.

Da ging Heinrich Butenschön mit fliegenden Fahnen in das Lager von Jordan und Pingel über.

Die zwanzig Mark Belohnung kamen freilich noch nicht; dafür aber ein Brief des Justizrats Puvogel aus Altona. Der lautete folgendermaßen:

„Unter Bestätigung Ihrer Zuschrift vom Gestrigen teile ich Ihnen mit, daß es sich bei dem Gesuchten um den am 8. 6. 80 zu Hamburg geborenen Seemann Hermann Butenschön handelt. Als besonderes Kennzeichen trägt Butenschön auf dem linken Oberarm die Tätowierung einer Jungfrau mit Fischschwanz (sogenannte Meerjungfer). Falls es sich bei dem von Ihnen namhaft gemachten H. Butenschön um den vorerwähnten Hermann Butenschön handelt, erbitte ich dringlich den Besuch des betreffenden Herrn. Die Auszahlung der ausgesetzten Belohnung erfolgt nach einwandfreier Identifizierung des Gesuchten in meinem Büro.

Mit Gruß

Puvogel,

Justizrat und Notar."

„Prost Mahlzeit!" sagte Butenschön belämmert. „Nun seht Ihr selbst, daß es sich um meinen Zwillingsbruder Hermann handelt. Wie kann ich mich wohl für ihn ausgeben, wo ich doch überhaupt keine Tätowierung hab' auf dem Arm."

„Tja," sagte Jordan resolut, „dann hilft das nichts; dann mußt Du Dir eben eine Meerjungfer auf den linken Arm eintätowieren lassen. Ich kenne am Hafen einen alten Seemann, der macht feine Tätowierungen. Wir schmeißen alle drei zusammen, damit es Dir nicht so teuer wird. Dafür gibst Du dann hier ordentlich einen aus, wenn Du die Million ausbezahlt bekommen hast."

„Tätowieren soll schändlich weh tun," wandte Butenschön schüchtern ein. „Ich hab' gar nicht recht Lust zu der Sache."

Aber da kam er bei den beiden schön an."

„Du willst uns doch nicht um die sauer verdiente Belohnung bringen? " begehrte Pingel auf.

Jordan lächelte höhnisch: „Du willst ein Mann sein, Heinrich? — Denk nur immer daran, daß die Million nachher nicht weh tut."

„Wird man denn wenigstens vorher chloroformiert?" erkundigte sich Butenschön besorgt.

„Ich schenke Dir vorher noch drei doppelte Schnäpse ein," schlug Jordan bereitwillig vor; „dann bist Du chloroformiert genug."

Das gab den Ausschlag; denn wer läßt sich schließlich drei doppelte Schnäpse entgehen.

Gemeinsam zogen sie zum Hafen hinunter, wo der Tätowierer wohnte.

Jordan und Pingel warteten im Vorzimmer, während sich Butenschön tätowieren ließ.

Von drinnen erscholl Stöhnen und Fluchen und dazwischen wieder die mahnende Stimme des Tätowierers.

Endlich war das schwierige Werk vollendet und Butenschön stellte sich wieder ein. Er war krebsrot im Gesicht und auf der Stirn standen ihm die hellen Schweißtropfen.

„Einmal und nicht wieder!" ächzte er. „Ich hab nie gedacht, daß Millionen so schwer verdient werden müssen."

Als sie wieder in der „Stürmischen Ecke" anlangten, war schon wieder ein Brief vom Justizrat Puvogel da. Darin hieß es unter anderem: „Leider hat sich in meinem Schreiben ein Fehler eingeschlichen. Die Tätowierung befindet sich bei dem H. Butenschön nicht auf dem linken, sondern auf dem rechten Oberarm."

Butenschön ließ vor Schreck den Unterkiefer hängen.

„Alles umsonst; — der ganze Schmerz!" röchelte er.

„Schmerz hin und Schmerz her!" fuhr ihm Jordan in die Parade. „Meinst Du, ich hab Dir umsonst drei doppelte Schnäpse eingetrichtert? Wer A sagt, muß auch B sagen, und wenn Dein Zwillingsbruder rechts tätowiert ist, dann mußt Du auch rechts tätowiert sein. Da beißt die Maus keinen Faden ab."

„Dann will ich aber wenigstens wieder mit drei doppelten Schnäpsen chloroformiert werden!" beharrte Butenschön. „Sonst pfeife ich auf die ganze Million. — Ueberhaupt, wo steht in dem Aufruf was von 'ner Million. Vielleicht sind es bloß lumpige hunderttausend Mark."

„Auf alle Fälle wirst Du ein gemachter Mann, Heinrich!" entgegnete Jordan. „Also die drei doppelten Schnäpse sollst Du haben; dafür mußt Du mein Restaurant aber auch in den feinen Kreisen empfehlen, wo Du nachher verkehren darfst."

Butenschön versprach alles. Mit den nochmaligen drei doppelten Schnäpsen im Leibe wuchs ihm der Mut, und geduldig ließ er sich erneut zum Tätowierer führen. „Was für ein Glück, daß wir Menschen nur zwei Arme haben," meinte er unterwegs, „sonst könnte es sein, daß sich der Justizrat noch mal geirrt hätte."

3.

In schönster Eintracht machten sich die drei Genossen am nächsten Tage auf den Weg zum Justizrat Puvogel. Jordan hatte zur Vorsicht gleich eine Aktentasche für die Millionen mitgenommen.

Während sich Pingel und Jordan im Wartezimmer niederließen — sie wollten ja nachher noch die zwanzig Mark kassieren —, begab sich Heinrich Butenschön ins Büro. Das Herz klopfte ihm bis zum Halse hinauf; denn schließlich ist es ja auch nicht so einfach, eine große Erbschaft ausbezahlt zu bekommen, um so mehr, wenn man nicht mal derjenige ist, für den man sich ausgibt.

„Sie sind also der Seemann Hermann Butenschön?" forschte der Justizrat. „Können Sie sich ausweisen?"

„Jawohl, jawohl!" erklärte Butenschön übereifrig und zeigte einige Papiere seines Bruders. Darauf entblößte er den rechten Arm und wies die Jungfrau mit dem Fischschwanz vor.

Da sah Butenschön plötzlich, wie sich hinter dem Schreibtisch eine umfangreiche, sehr energisch aussehende Frau erhob, die er in der ersten Aufregung gar nicht beachtet hatte.

„Dann muß er es ja sein, Herr Justizrat!" sagte sie mit zornbebender Stimme. „Solch versoffene Grogstimme hatte mein Mann ja nicht, als er uns damals heimlich verließ, und so ein schwammiges Trinkergesicht auch nicht; aber die Aehnlichkeit ist da."

Und nun fuhr sie auf den verdutzten Butenschön los: „So, endlich find ich Dich also, Du Lump! — Du Saufaus! — Rückst heimlich aus! — Läßt mich mit den drei unmündigen Würmern im Stich und kümmerst Dich jahrelang nicht um Deine Familie! — Du Haderlump! — Du Rabenvater! — Du Schnapsbruder!"

Bei jedem Schimpfwort ließ sie ihren Regenschirm auf Butenschöns Schädel niedersausen.

Der wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er unter einen Tisch kroch. Dort krempelte er beide Aermel hoch und zeigte, daß er, im Gegensatz zu seinem Bruder Hermann, beiderseits eine Meerjungfer eintätowiert hatte. Gleichzeitig legte er eine Generalprobe ab und wies seine eigenen Papiere vor.

„Ich konnte mir auch gar nicht denken," meinte die Frau, „daß mein Mann sich so verändert hat. So ein Quartalssäufergesicht hat er nie gehabt; sonst hätte ich mich schön bedankt, ihn zu heiraten. — Gehen Sie mir aus den Augen, Sie windiger Lügner! — Sie Hampelmann!"

Sie stocherte mit dem Schirm wütend unter den Tisch; aber Heinrich Butenschön war blitzschnell hoch und stürzte zur Tür hinaus.

Die beiden Spießgesellen sahen ihn an sich vorbeirasen.

„Halt!" schrie Jordan. „Er rückt mit der Million aus! — Er ist wohl vor Freude verrückt geworden."

Aber als sie dann ihre zwanzig Mark kassieren wollten, wurden sie von dem erbosten Justizrat Hals über Kopf an die Luft gesetzt.

Unterwegs meinte Jordan zu Pingel: „So ein Reinfall! — Wer konnte denn das auch ahnen? Mich wurmt ja nicht so sehr, daß er keine Million geerbt hat, sondern daß er sich auf unsere Kosten tätowieren ließ und daß ich ihm sechs doppelte Schnäpse umsonst einschenkte!"

Eine verhängnisvolle Entführung

Erzählt von Josef Rammel.

Im Hause Nr. 29 der Kunzmichelgasse in Luxenau, einer größeren Landstadt, gab's eines Tages große Aufregung. Es zog nämlich eine Partei aus und zu gleicher Zeit eine andere ein, und zwar in dieselbe Wohnung, welche noch nicht einmal gänzlich geräumt war. Daher standen alle Vorräume voll mit den bunten Habseligkeiten der beiden Herrschaften, so daß man kaum durchschlüpfen konnte. Am meisten ärgerte sich über das heillose Durcheinander der Hausmeister. „Die Zerstörung von Jerusalem war nix dagegen, wie's da ausschaut!" schimpfte er. „Und im Weltkrieg hab' i a so manche bombardierte Stadt g'sehn, aber das war alles die reine umg'stürzte Spielereischachtel gegen so was! Schaut's, daß fertig werd's, sonst schmeiß i Euch mitsamt dem ganzen G'rümpel auf d' Gassen außi; g'hörts, wem der will!"

Diese freundliche Mahnung war sowohl an die Möbelpacker der Ausziehpartei wie an die Einziehenden gerichtet. Die Möbelpacker waren aber nicht minder höflich und erwiderten ebenso saftig, sodaß durch das darüber entstehende Streiten und Hasten die allgemeine Verwirrung gewiß keine geringere wurde. Ihr Groll richtete sich aber nicht nur an den antreibenden Hausgewaltigen, sondern auch an die neue Partei: „Könnt's denn nit wenigstens solang warten, bis wir draußen sind? Was habt's Ihr's denn gar so gnädig?"

„Das geht Ihna ein' Schmarr'n an!" erklärte Herr Zwickelhuber, der „Neue", von Beruf Schuster und ein etwas hitziger Herr. „Heut punkt Zwölfe hätte sollen die Wohnung geräumt sein. Ich hab mich drauf verlassen und Sie — dös haßt der Herr Mauser oder wia er haßt — hätt'n Zeit g'nug g'habt. Glauben S', ich werd auf der Gassen bleiben wegen seiner Prodlerei? Gut, daß die Sach' schon in Gang ist, sonst hätt' ich 'n deloschier'n lassen."

Nun kam Herr Theodor Mauser, der Eigentümer der Sachen, die fortgeschafft werden sollten, dazu. „Entschuldigen Sie, bitte!" bat er kleinlaut und äußerst höflich. „Es war mir leider bei bestem Willen nicht früher möglich. Sie wissen ja, vor einer Hochzeit gibt es soviele Vorbereitungen, daß man sie oft kaum bewältigen kann."

Herr Theodor Mauser, Klavierlehrer, war nämlich glücklicher Bräutigam, wie schon angedeutet, und sollte in den nächsten Tagen seine Hochzeit feiern mit der Tochter eines der besten Bürgerhäuser von Gräfenstein, der kunstsinnigen Nachbarstadt. Zu dem Zwecke übersiedelte er eben heute in die neue Wohnung dahin, und da er gleichzeitig die Stelle eines Kapellmeisters am dortigen Stadttheater übernahm, was mit weiteren Laufereien und Zeitversäumnis verbunden war, so war es umso begreiflicher, daß er sich leicht etwas verspäten konnte. Dies bemühte er sich, dem gestrengen Meister Zwickelhuber klarzumachen, und hatte insofern auch Glück, soviel

Verständnis zu finden, daß letzterer gnädiger brummte: „Na, is gut; aber jetzt schau'n S', daß S' in Schwung kommen; wir möchten einzieh'n!"

Und Frau und Kinder in allen Größen, die ihn umstanden, unterstützten sein Drängen sehr lebhaft. Herr Mauser stand sowieso schon auf Kohlen, denn er mußte noch an diesem Abend seinen Posten antreten und bei der Eröffnungsvorstellung dirigieren; daher war er gezwungen, abzureisen, noch ehe seine Sachen vollständig verladen waren. Aber der Spediteur hatte ihn diesbezüglich beruhigt und gesagt, er möge nur getrost fahren; er bürge für die Verläßlichkeit seiner Leute, der Möbelpacker, daß alles prompt erledigt werden würde. Ein gutes Trinkgeld an die Möbelpacker tat das übrige; sie versicherten hoch und teuer äußerste Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung ihrer Pflichten, daß Herr Mauser nur noch an Braut und Theater zu denken brauchte oder was ihm sonst beliebte, aber keine Minute mehr an seine hier vorderhand noch zurückbleibende Habe. Die würde er morgen früh in Gräfenstein so pünktlich in Empfang nehmen können, so pünktlich wie der Schneider und die anderen Gläubiger am Monatsersten ihm ihre Rechnungen präsentiren.

„Also gut!" sagte Herr Mauser, schüttelte seine Künstlermähne, nahm den Geigenkasten mit dem geliebten Instrument, von dem er sich nur im äußersten Notfall trennte, unter den Arm und rannte spornstreichs zum Bahnhof, denn es war höchste Zeit zum Zuge.

Im Hause Nr. 29 der Kunzmichelgasse aber ging das Rumoren weiter. Da wurde abgeladen und aufgeladen zu gleicher Zeit. Vor den beiden Fuhrwerken gab es die bunteste Weltausstellung von Hausgeräten: Kästen und Bettgestelle, Küchengeschirr und Musikinstrumente, Nachttöpfe und Hutschachteln, Kinderwiegen und Spirituskocher, lorbeerbekränzte Gipsbüsten und tintenbekleckste Schulhefte, Schusterwerkzeug und Fiedelbögen usw. usw. in friedlichster Eintracht neben- und durch- und wohl auch übereinander, wie sie die hastende Tätigkeit der damit beschäftigten Personen eben wahllos aufs Pflaster stellte. Wiederholt kam da der eine oder andere Gegenstand in Gefahr, in unrechtmäßige Hände zu geraten, aber Meister Zwickelhuber wachte mit Argusaugen darüber, daß von seinen Sachen nichts abhanden kam, denn die Möbelpacker schienen ihr Versprechen durchaus nicht so feierlich ernst zu nehmen; wie's kam, so packten sie eben ein und machten sich wenig Gedanken darüber, woher und wozu Theodor Mauser dies oder jenes brauchte.

Hinter allem Trubel aber stolzierte grimmig der Hausmeister auf und ab und kommandierte: „Nur vorwärts — nur vorwärts! Schaut's, daß wieder Platz wird!"

Da mußte die Arbeit wohl oder übel flott vonstatten gehen und endlich war sie auch getan. Das letzte Stück des „G'rümpels" war entweder die Stiegen hinaufgewandert oder im Möbelwagen verstaut, und die Packer verschlossen ihn im Bewußtsein, ihre Pflicht erfüllt zu haben. Die Pferde zogen an, und auch Meister Zwickelhuber begann nun, sich seine Schusterhäuslichkeit im „Detail" einzurichten. Abendfrieden breitete sich über den Schauplatz der letzten aufgeregten Stunden . . .

2.

Es war am anderen Morgen in Gräfenstein, im Hause von Herrn Mausers künftigem Schwiegervater. Pünktlich, wie die Möbelpacker gelobt hatten, waren die Sachen Mausers angelangt. Nun wurden sie abgeladen und in den ersten Stock gebracht, wo das künftige junge Ehepaar wohnen sollte.

Fräulein Rosalie, die Braut, war höchst persönlich anwesend und tätig, Transport und Aufstellung der einzelnen Stücke nach Wunsch anzuordnen und zu überwachen; denn ihr Bräutigam hatte eben wieder bei einer Theaterprobe zu tun.

Auf einmal, während so Stück für Stück aus dem Wageninnern auftauchte und weggetragen wurde, stieß sie fast einen Schrei aus und machte so große erschreckte Augen, als wäre zumindest ein Orang-Utang oder ein ähnliches wildes Tier auf sie losgesprungen. Was aber die Ursache ihres Schreckens und ihrer buchstäblich sprachlosen Verwunderung war, das vermochten sich die biederen Möbelpacker, die wir bereits zu kennen schon die Ehre haben, in ihrer kindlichen Einfalt nicht sogleich zu erklären.

Aber schon fragte Fräulein Rosalie merkwürdig aufgeregt: „Sagen Sie, ist das auch wirklich die Einrichtung von Herrn Theodor Mauser? Oder ist Ihnen vielleicht eine Verwechslung passiert?"

„Warum? — So was kommt bei uns nit vor!" lautete die schier gekränkte Antwort und zum Beweise nannte der Packer die vollständige Adresse des Absenders der Möbelfuhre: „Klavierlehrer Theodor Mauser, Luxenau, Kunzmichelgasse 29 . . ."

„Unmöglich!" rief dennoch Fräulein Rosalie im Tone der Ueberzeugung. Herr Theodor Mauser kann doch unmöglich unter seinen Möbeln so was besessen haben!" Und dabei deutete sie mit der Hand nach einem Hausgerät, welches die Möbelpacker zu Boden stellten. Dieses Hausgerät ist in vielen Familien zu finden, sehr nützlich und oft sogar notwendig, ja geradezu unentbehrlich; aber was ein lediger Jünger der edlen Musika damit zu schaffen hat, das ist allerdings nicht auf den ersten Blick erfindlich; denn besagtes Mö-

bel hat auch in den besten und zahlreichsten Familien mit Musik höchstens nur in gewissem Sinne zu tun; mit einem Wort, dieses Möbelstück war eine — Wiege.

Aber der Möbelpacker, der gute Mann, schien ihre Zweifel keineswegs zu teilen. „Von wem sonst soll denn die Wiag'n nacher sein?" fragte er. Und sein offenbar besonders praktisch veranlagter Kamerad meinte gar höchst unschuldig: „Wenn er eh 's Heiraten im Willen hat, so hat er sich halt vielleicht auch gleich eine Wiege ang'schafft."

Einige Neugierige, die sich angesammelt hatten, brachen darüber in offenes Lachen aus und ein ganz loser Spaßvogel knüpfte die allgemein vernehmliche Bemerkung daran: „Ja, mein liebes Fräulein, da werden Sie wohl noch allerlei Erfahrungen machen!" Jedenfalls ließ diese unklare Bemerkung verschiedene Deutungen zu. Fräulein Rosalie wurde vor Entrüstung purpurrot, würdigte die Leute keines Blickes mehr und lief davon, ins Haus zurück und zu ihrer Mutter, wo sie schluchzend in die Worte ausbrach: „So was! . . . So ein schlechter Mensch! . . . Mir so was anzutun!"

„Aber was hast Du?" fragte die Mutter, nicht minder erschrocken über das rätselhafte Gebaren ihrer Tochter. „Was ist denn geschehen?"

„Mir eine solche Schande anzutun, mich vor allen Leuten lächerlich zu machen!" fuhr indessen Rosalie fort. „Ach, könnt' ich doch — sterben!"

Es brauchte alle Mühe, um endlich aus ihr soviel herauszubekommen, daß ihr Bräutigam die Ursache ihres Schmerzes und ihrer plötzlichen Todessehnsucht war.

„Aber wieso? Was hat er denn verbrochen?" ging das Fragen aufs neue an. „Ich halte Herrn Mauser für einen so hochanständigen und feingebildeten Mann, daß ich kaum glauben kann, er wäre irgend einer unrechten Handlung fähig."

„So?" eiferte jedoch die anscheinend tödlich beleidigte Tochter. „Dann komm' und hör' Dir mit eigenen Ohren an, was öffentlich über ihn gesprochen wird, und sieh Dir's selbst an, was er sich nicht schämt, mir ins Haus zu bringen. Mehr Beweise wirst Du nicht verlangen. Möglich, daß er auch nur durch Zufall verraten wurde und daß er, wenn er selbst beim Einpacken zugegen gewesen wäre, wohlweislich diese Entdeckung auch verhindert hätte. Aber es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Es sollte eben nicht sein, daß ich dem Scheusal zum Opfer falle, sein Maß war bereits voll. O, er soll mir ja nicht mehr vor die Augen treten; ich will ihn nicht mehr sehen, sage ihm. Heute noch soll er mir meinen Ring zurückgeben und alle seine Sachen mag man sofort wieder aufladen. Sofort, denn aus unserer Heirat kann unter solchen Umständen nichts werden!"

Endlich war der Redeschwall, welcher auch den Vater herbeigelockt hatte, versiegt.

„Was ist's?" fragte nun dieser.

Nun Wiederholung mit denselben Schmerzensausbrüchen, und unklaren Anschuldigungen.

„Das ist doch zu toll!" brauste nun der Vater auf, der auf den Ruf seines Hauses peinlich achtete. Er wollte unverweilt zum Möbelwagen hinuntergehen. Aber soeben schleppte einer der Möbelpacker die Wiege daher. Deren Anblick reizte ihn nun noch mehr.

„Das ist schon die höhere Unverfrorenheit und Unverschämtheit, mit solchen Sachen am Kerbholz sich in eine anständige Familie einzuschmuggeln! Nein, unter solchen Umständen kann wirklich nichts werden aus der Heirat . . . Marsch mit dem Zeug zurück in den Wagen; überhaupt mit allem, was Sie gebracht haben, und meinetwegen dorthin, wo der Pfeffer wächst!" donnerte Herr Preisler den darob verwunderten Träger der verhängnisvollen Wiege an. „Marsch, sag' ich, mitsamt Ihrem sauberen Klimperkastenritter!"

Der Möbelpacker setzte seine Last gemütlich ab. „Jetzt woaß i nit, bin i a Narr oder sind Sie einer? Glauben S' vielleicht, daß i sonst nix z' tun hab', als das Glump spazieren zu fahren? Gräfenstein Numero 47, bei Herrn Preisler abzuliefern! hat's g'heißen, alsdann Punktum! Wegen meiner tun S' jetzt damit, was Sie woll'n!" Gekränkt wandte er sich zum Gehen, um mit seinem Arbeitsgenossen Kriegsrat zu halten, was nun zu geschehen habe.

3.

In dem Augenblick kam aber Herr Mauser selber von beendeter Theaterprobe dahergeschlendert, ahnungslos wie ein Engel, seine Liebesarie trällernd. Die Mienen, mit welchen er empfangen wurde, machten ihn schon etwas stutzig; aber wie aus den Wolken gefallen schaute er drein, als Herr Preisler mit gerunzelter Stirne und blitzenden Augen begann: „Sie sind mir ein schöner Duckmäuser Sie, Herr Mauser! Tun, als ob Sie nicht Fünfe zählen und kein Hühnchen beleidigen könnten; indessen erdreisten Sie sich, durch Ihre dunkle Vergangenheit eine achtbare Familie in zweifelhaften Ruf zu bringen!"

„Wa—wa—wa—was?" stotterte Herr Mauser ganz verzagt und unfähig, einen einzigen Satz zu bilden.

„Sie spielen die Rolle der ahnungslosen Unschuld vortrefflich, Sie sind ein ausgezeichneter Komödiant!" fuhr Herr Preisler fort und wies mit ausgestrecktem Arm auf die Wiege daneben. „Erklären Sie uns doch, wie dieses Ding unter Ihre Sachen kommt! Natürlich werden Sie zu leugnen versuchen, und Stein und Bein schwören wollen, daß Sie damit nichts zu tun haben. Aber

bemühen Sie sich erst gar nicht, es wäre wohl auch umsonst. Denn so was stellt sich ein wirklicher Junggeselle nicht ein, wenn er nicht durch unausweichliche Gründe dazu gezwungen wird. Und selbst in dem Falle als Ihnen nur jemand in boshafter, rachsüchtiger Absicht das Ding unterschoben hätte, wird es Ihnen kaum mehr gelingen, sich von dem unsauberen Verdacht reinzuwaschen; denn gänzlich aus der Luft gegriffen sind gewöhnlich solche Scherze doch nicht!"

Herr Theodor Mauser war noch immer sprachlos. Der gestrenge Schwiegervater hatte ihm ja bereits auch noch den einzigen Weg abgeschnitten, den er — Mauser — zu seiner Verteidigung und eigenen Erklärung des furchtbaren Rätsels gefunden hatte. Unwillkürlich legte er dennoch die Hand aufs Herz und schwor: „Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich das Opfer dieses Mißverständnisses — —"

Aber Herr Preisler schnitt ihm kalt und kurz die Rede ab: „Ich sagte Ihnen bereits, bemühen Sie sich nicht mehr. Ich verlange von meinem künftigen Schwiegersohn nichts als makelloses Vorleben, dies aber unerbittlich. Ich erwarte nun von Ihnen soviel Einsicht, daß Sie ohne weiteres die Folgen hieraus ziehen!"

Mauser stand da, wie begossen: Darauf war also alle Hoffnung aufzugeben! Flehend wandte er sich endlich an seine Braut, die noch immer schluchzend an der Brust ihrer Mutter lag: „Teure Rosalie, Du glaubst mir auch nicht?"

Aber auch sie streckte abwehrend die Hand von sich: „Schweig', Elender! Herzloser Heuchler und Betrüger, die Erste war ich angeblich, die Du liebtest —"

„— und dabei richtete er sich gleich so ein praktisches Repertoirstück ein!" höhnte Herr Preisler grimmig. „Nein, nein, gehen Sie, wir danken für die Ehre!"

Mauser blickte in seiner Ohnmacht stöhnend zum Himmel und erwog, wie er sich am besten aus dieser schnödesten aller Welten schaffen könnte. Dann stürzte er davon.

4.

Indessen, wenn die Not am höchsten, ist bekanntlich die Hilfe am nächsten. Mauser war auch noch nicht einmal beim obersten Stiegenabsatz angelangt, als drunten im Hausflur sich ein gewaltiger Lärm erhob. Es waren die Stimmen der beiden Möbelpacker und eine dritte, die erregt zu streiten begannen. Die dritte klang besonders Herrn Mauser schier bekannt, er wußte nur nicht sogleich, woher. Sie schrie über „Dieb-

stahl" und „Schlamperei", „Schadenersatz" und „Gericht" usw. und wollte sich durch eine anscheinende Erklärung und Entschuldigung der beiden Möbelpacker durchaus nicht beruhigen lassen. Schließlich erwiderte einer derselben mit gleicher Wärme und Stimmstärke: „A narrischer Schuaster sind S'! Möcht' wissen, zu was i so a blöd's G'lump Ihna stehl'n tät'! Da oben steht eine, vielleicht ist es die Ihrige!"

Die Stimmen näherten sich nun. Als die Streitenden oben sichtbar wurden, rief der eine Möbelpacker Herrn Mauser schon von weitem zu, indem er zugleich auf den unbekannten Dritten hinter sich wies: „Der narrische Schuaster da behauptet, daß die Wiegen ihm g'hört statt Ihner. Is dös wahr?"

Und der „narrische Schuster" fügte in tiefgekränkter Ehre bei: „Das kann i beweisen. I hab' heut noch die saldierte Tischlerrechnung. Und für die Ehrenbeleidigung werd' i den impertinenten Menschen da klagen. Außerdem muß mir die Extra-Bahnfahrt daher bezahlt werden; denn i hab' mein Geld nit auf der Straßen g'funden, daß i mein' Sachen nachfahr', ob sie aus Absicht oder Schlamperei mitg'nommen worden sind, das ist alles eins . . ."

„Gott sei Dank!" Das war das einzige, was Mauser aus tiefster Seele zu sagen vermochte. Da war ja nun die Lösung des Rätsels, auf welche Weise die verhängnisvolle Wiege hierher gelangt war, und zugleich die schönste und unanfechtbarste Ehrenrettung für ihn. Denn er hatte mittlerweile in dem sein Eigentum Fordernden seinen Wohnungsnachfolger von der Kunzmichelgasse in Luxenau erkannt: Bei dem entstandenen Durcheinander während des gleichzeitigen Ab- und Aufladens der zwei Wohnungseinrichtungen war es halt den Möbelpackern ohne jede schädigende Absicht passiert, die Wiege Meister Zwickelhubers mit zu „erwischen" und mit den Sachen Mausers nach Gräfenstein zu „entführen". Ein Mühlstein größter Dimension fiel Mauser von der Brust und ordentlich belustigt gab er Braut und Schwiegereltern in kurzen Umrissen die Geschichte dieser „Entführung" zum besten und fragte schließlich Meister Zwickelhuber: „Ist das vielleicht Ihre Wiege?"

Wie ein Habicht stürzte der Eigentümer drauf los. „Natürlich ist sie es! Sie können Ihnen nit vorstellen, was das gestern auf die Nacht für a Wirtschaft war und für a Aerger, wie wir die Wiegen nit g'funden haben. Gut, daß es uns endlich eing'fallen ist, wo sie hinkommen sein könnt! Da bin i natürli' mit dem ersten Zug in der Früh daher g'fahren. Und wie g'sagt, zahlen Sie jetzt den Schadenersatz oder — —"

„O mit Vergnügen!" Und Mauser zog sofort die Börse.

Aber da schritt in seinem Schuldbewußtsein und völlig umgewandelt Herr Preisler für ihn ein, seine Verlegenheit unter Scherz zu verbergen suchend: „Lassen Sie das mich tun, lieber Theodor! Als wohlverdiente Buße dafür, daß wir solch häßlichen Verdacht hegen konnten! Bitte, entschuldigen Sie, ich begreife uns jetzt selber nicht, wie man sich durch eine dumme Bemerkung so ins Bockshorn jagen lassen kann . . ."

Auch Fräulein Rosalie war klug genug, nun raschest eine andere Miene aufzustecken. Reuevoll kam sie herzu und bat auch: „Kannst Du mir verzeihen, lieber Theodor?"

Und er war keineswegs so hartherzig wie kurz vorher sie es noch gewesen. So war denn alles wieder aufs schönste geschlichtet. Meister Zwickelhuber nahm seine Wiege in Empfang, die ihm ja ohnehin niemand streitig machte, nebst der freudig bezahlten Fahrtvergütung und reiste zufrieden ab. Auch die Möbelpacker fuhren davon, als sie fertig waren, und berichteten daheim über Befragen, daß sie alles glatt und anstandslos erledigt hätten.

Das Ehepaar Mauser aber soll seitdem sich wirklich jenes verpönte Möbelstück bestellt haben, woran einmal beinahe sein Glück gescheitert wäre.

Zürnt, Freunde, nicht, wenn Spötter euch verlachen! Erwidert lächelnd ihren Witz und wißt: Der Spötter Witz kann nichts verächtlich machen, das wirklich nicht verächtlich ist. (Fr. Bodenstedt.)

Gestohlenes Glück

Novelle von Frida Schanz

Als Ada Wittstock sich mit zweiunddreißig Jahren verlobte, gab es in der kleinen Stadt eine große Verwunderung. Kein Mensch hatte sich die herbe, selbständige, nüchterne Ada jemals als Braut vorgestellt. Sie gehörte nicht einmal, als sie jung war, unter die jungen Mädchen. Und nun war aus der früh Gealterten noch einmal die Allerjüngste geworden. Ada war schön geworden über Nacht. Ihr Gesicht mit den stark geprägten Zügen, den schwarzen Brauen, dem dunklen Teint war wie von innerem Feuer fein durchglüht, ihr Mund war schön wie eine Rose, seit dem ersten Kuß, ihre grauen Augen waren lauter Lachen und Glück. Herrlich stand ihr jetzt auf einmal die mit neuer Grazie getragene Last von schwarzem Haar. Sie trug sich hell und licht, in teuren modernen Sachen. Geld galt jetzt nichts. Sie hatte übergenug davon und hatte es nur gewohnheitsgemäß, die Tochter des sparsamen reichen Vaters, des geschickten Großkaufmanns, dessen einzige Erbin sie war, zusammengehalten. Nun wandelte sich alles Tote in Leben, sie schaffte sich Kleider, Schmuck und Spitzen an, das alte, große, kalte Haus wurde verkauft, sie ging mit ihrem Geliebten in die weite, weite Ferne, in das sonnenglühende Leben.

Es war ein weiter Verwandter, mit dem sie sich verlobt hatte, ein stattlicher Mensch, einnehmend und liebenswürdig, aber ganz besitzlos und vier Jahre jünger als sie.

Er hatte in der Familie eigentlich immer nur halb gegolten, der Witwensohn, der schon zweimal im Beruf umgesattelt hatte, vom Theologiestudenten zum Juristen, vom Juristen zum Kaufmann. Er hatte eben eine kleine Stelle in einem deutsch-chilenischen Handlungshause angenommen und hatte die Verwandten vorher noch einmal besucht, auch Ada. Drei-, viermal hatte sie ihn zwei Tage gesehen, bei ihrer verheirateten Schwester, bei anderen Verwandten, bei sich.

Sie hatte sich zuerst nur darüber gewundert, wie weit er über den Jungen, dem jeder seine Mißbilligung zeigen konnte, hinausgewachsen war. Sie hatte sich an seine fertige Persönlichkeit gewöhnen müssen. Statt herab- hatte sie unversehens hinaufgesehen. Und höher, höher. Ein berauschender Tropfen von einem ganz fremden Stoff kreiste plötzlich in ihrem Blut. Noch verstand sie dessen Wesen nicht. Sie hatte in ihrem Vetter mit Bewunderung den verwandelten Menschen gesehen. Da erst sah sie plötzlich den Mann. Ein Mädchen, das neben ihm stand, ließ sie den erkennen. Eine junge Stütze ihres Haushalts war es nur, die sie auf ihr Aussehen eigentlich nie beachtet hatte. Sie war eben jung, hochblond und sehr hell und licht, wie fast alle jungen Mädchen der Stadt. Sie tat die feinen Handreichungen im Haushalt und bediente bei Tisch, ohne den Gästen vorgestellt zu werden. Ausnahmsweise, weil sie gerade mit einem besonderen Anliegen bei ihres Vetters erstem Besuch ins Zimmer trat, hatte ihm Ada Fräulein Karin Berger als Hausgenossin vorgestellt.

Am letzten Abend seines Aufenthaltes, bei einer kleinen Gesellschaft, die sie in ihrem Hause gab, hatte das Hausmädchen Erichs Aermel mit einer Platte voll schaumigen Nachtischgebäcks ungeschickt gestreift. Beim Aufstehen wurde der weiße Strich entdeckt.

„Ach, Fräulein Karin ist so gut und bringt die Sache mit heißem Wasser und einem Schwamm wieder in Ordnung," gab Ada an.

Da standen sie in einer Ecke der großen Diele nebeneinander, der brünette, hochgewachsene Mann und das lichtblonde Mädchen. Ada ging gerade vorbei. In diesem Augenblick sah sie beide mit erwachten Augen. Es gab ihr einen Schlag, daß ihr ganzes früheres Leben zerbrach. Eine hohe Flut rauschte auf und brach alle Dämme ein. Nie hatte das Zusammenstehen von Mann und Frau ihr Gemüt, ihren Neid, ihre Sehnsucht berührt, nie hatte sie einen Mann gefährlich, nie ein Mädchen ärgerlich schön gefunden. Aber im Zusammenstehen dieser beiden sah sie plötzlich die Welt in einem anderen Licht. Nur ein sehr liebliches, geniertes Erglühen bei der harmlosen Hilfeleistung machte das junge Mädchen zu etwas anderem als bisher. Und der Blick voll Dank und Wohlgefallen und forschenden Interesses, mit dem er Karin bei ihrer Hantierung umfing, machten den Vetter für Ada zum ersten für sie begehrenswerten Mann.

Sie sah diesen Blick mit geschlossenen Augen die ganze Nacht, sah die Haltung der Gestalt, des Kopfes dabei, ein unnennbares, für sie heiß beängstigendes Etwas in dieser Haltung. Unsichtbare Fäden hatte sie gesehen. Und aus Karin sah sie die Jugend strahlen und leuchten. Jeden Zug dieser Jugendschöne hatte sie in dem einen Moment auswendig gelernt. Sie hatte die Sehn-

sucht gelernt. In heißester Bewegung sah sie ihren Verwandten am anderen Tage scheiden.

* * *

Sie sah ihn darauf vor seiner Abreise noch einmal in Hamburg. Ihm schien es ein zufälliges, überraschendes Begegnen. Das war es nicht. Ada war ganz zielbewußt, um ihn noch einmal zu sehen, nach Hamburg gekommen. Jedes Wort, das sie zu ihm sprach, war zielbewußt. Sie lud ihn für den Abend in den Speisesaal ihres Hotels ein. Er war still, zerstreut, gedrückt. Sie wußte warum. Sie nahm ihre heiße Kraft zu stillen Worten zusammen. Sie war sanft, lieblich, gut voll Leben, voll eindringender Freundschaft. Er sah sie ein paarmal mit seltenem Dankesblick an. Wie wohl ihr Wesen tat! Und sie plauderten mehr und mehr. Am anderen Tage waren sie wieder zusammen. Er küßte ihre Hand und sagte ihr, wie wenig er bisher noch von der Wohltat gewußt hätte, die von der Frau zum Manne strömt. Eine unbewußte Traurigkeit, die über ihm lag, ließ ihn viel über Frauen reden. Karin streifte er nicht, und Ada wußte wohl, warum auch sie es nicht tat. Nur ganz verloren ließ sie die Bemerkung fallen, sie wolle sich in Hamburg auch nach einer neuen Stütze umsehen, da ihre jetzige in diesen Tagen nach Hause reise. Sie sei still verlobt und werde wohl sehr bald heiraten.

Erich sah sie mit mühsamer Beherrschung starr an, als er das hörte. Eine ganze Weile schwieg er. Dann wurde er sehr gesprächig und lustig. Sie rückten sich in guter Freundschaft sehr nahe, beider Seelen tauten, und nicht einen Augenblick verlor die kluge, glühende Ada ihr Ziel. Ohne daß er die zeigende Hand merkte, wies sie es auch ihm. Er sah eine Möglichkeit, an die er nie im Traume gedacht hatte, plötzlich ganz nahe. Und sie löste die Worte, mit denen er sich hervortastete, von seiner Zunge. Sie half ihm ans Land. Sie reichte ihm ihren Reichtum und alles, was ihre Persönlichkeit an günstigen Vorbedingungen zu einer sehr erträglichen Ehe besaß, gleichsam lockend hin. Und er war in der rechten Stimmung, um es zu ergreifen. Die erste große Traurigkeit seines Lebens war über sein Herz gegangen und er konnte mit Traurigkeit nichts anfangen. Er wollte nicht traurig sein. Mit niedergezwungener Wehmut, mit aufblitzender Lebensfreude griff er nach dem glänzenden Los, das sich ihm bot. Er dachte an ein ganz prächtiges Verstehen und Vertragen mit dieser lieben, guten, etwas älteren Frau.

Aber seine Braut wurde ja zu allem übrigen auch noch jung. Er kam aus dem Staunen gar nicht heraus. Wie er sie erst falsch gesehen hatte! Sie war eine reizvolle Persönlichkeit, eine Weltdame, ja auf Augenblicke sogar eine Schönheit.

Er konnte wohl stolz sein. Als er einige Wochen nach seinem vermeintlichen Abschied wieder in die kleine Stadt kam, drehte sich diese einfach um ihn. Adas ganzes Haus war ein anderes. Karin war nicht mehr darin, aber alle Räume waren voll Glanz und Licht, alle Schalen voll Rosen.

Diese Braut war wieder einmal, wie so oft, das schönste Mädchen der Stadt.

Die Reise nach Chile hielt man, nur mit etwas verschobenem Termin, aufrecht, obgleich die Zukunft jetzt hätte angeknüpft werden können, wo das Brautpaar nur irgend gewollt hätte. Der Zauber der Ferne warf noch ein besonderes spiegelhelles Glitzern über alles. Im heiteren Verstehen wurden alle gegenwärtigen Beschlüsse mit feiner Berechnung zukünftiger Möglichkeiten gefaßt.

Der jubelnde, jauchzende Teil in dem jungen Bunde war Ada.

Sie nahm für ihren Gatten Kopf und Herz voll klug erwogener, aus leidenschaftlicher Liebe quellender Beglückungspläne mit über das Meer.

Es ist ihnen drüben gut gegangen.

* * *

Fünfzehn Jahre später kamen sie zum ersten Mal wieder nach Deutschland, ein durch große, wohlgediehene Lebensverhältnisse vornehmes Paar, auffallend, wohin sie kamen, durch den ungesuchten Glanz ihres Auftretens.

Fünf Töchter umgaben das Elternpaar mit dem Zauber leuchtenden Lebensglücks. Eines der Mädchen war immer schöner als das andere. Von der vierzehnjährigen Großen bis zur achtjährigen Kleinsten waren sie alle vom lichtesten, feinfädigsten Blond, von durchsichtig zarter und doch gesunder Hautfarbe, klar, licht, mit Augen wie schöne Saphire. Das Elternpaar war in der exotischen Sonne dunkler geworden, als es in seiner Jugend war; beider reiches, braunschwarzes Haar war im ersten Ergrauen; der Unterschied der Jahre war weggewischt. Neben der schweren Stattlichkeit des Mannes erschien die zart gewordene Frau geschmeidig und jung. Etwas auffallend Beseeltes lag über der ganzen Frauengestalt, ein feiner, rätselhafter Schimmer, wie Leid im Glück, wie Glück im Leid.

Große Güte, große Liebe strahlte aus den dunklen Grauaugen; der Mund, der damals so schnell von der herben Knospe zur Rose aufgesprungen war, hatte ein Lächeln festgehalten, das ihm immer noch etwas von dem Schmelz einer Rose gab. Von Mann zu Frau, von Frau zu Mann, von Eltern zu Kindern, von Kindern zu Eltern sah man es förmlich schimmern von Zusammmengehörigkeitsfäden.

Sie lebten alle ein paar Wochen in der Heimat der Mutter, dann in einem Ostseebad, dann in der Schweiz, schließlich wurde in Berlin ein ständiges

Quartier aufgeschlagen. Ein immer mehr Beobachtung forderndes Unwohlbefinden der Mutter heischte nach dem Ausspruch eines zu Rate gezogenen tüchtigen Arztes dringend operative Abhilfe. Es werde dann sicher alles dauernd gut, hatte der Berater dem scharf auf eine ungeschminkte Aussage dringenden Gatten versichert.

★ ★ ★

Der kluge Gynäkologe hatte sich aber doch verrechnet.

Frau Ada Strüven lag zu Tode matt in der Klinik. Das Messer hatte viel weiter gehen müssen, als er angenommen hatte. Es war viel Schwieriges zu bedenken gewesen. Vor allen Dingen war das Herz nicht stark genug für sehr lange Narkose. Zwischen dem einen oder anderen operativen Eingriff lag die Kranke in gefährlich geschwächtem Zustand, aber lächelnd, geduldig, hoffend auf ihrem Lager. Der nächste Tag sollte unter erneuter Betäubung die Arbeit der Aerzte zu Ende führen. Nur für eine Viertelstunde war dem Gatten der Kranken Einlaß in das Krankenzimmer gewährt worden. Was liebevolle Anstrengung geben kann an erzwungener mutiger Heiterkeit, gaben die Eheleute einander in dieser Viertelstunde. Die pflegende Schwester hatte sie dem Paar ungeschmälert schenken wollen und war unter einem Vorwand hinausgegangen.

An ihre Stelle trat, gerade, als sich das Ehepaar voneinander verabschiedete, die von nun die Stelle der ersten, zu anderer Pflege berufenen, ersetzen sollte, ins Zimmer. Erich Strüven hatte in seiner Sorge um die Leidende weder die eine noch die andere näher ins Auge gefaßt. Mit sehr höflichem, aber ganz unpersönlichem Gruß ging er jetzt in der offenen Tür an der langen schlanken Gestalt der Eintretenden vorbei. Die Blicke der Frau folgten ihm und umfaßten zugleich die neue Persönlichkeit in der gleichmachenden Schwesterntracht. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es Ada in diesem Augenblick. Eine Erinnerung tauchte auf, eine tausendmal beschworene und wiedergekehrte, immer neu unterdrückte, beunruhigende Erinnerung; unter scharfer Beleuchtung, in langer Kette darangegliedert ihre ganze Ehezeit in großen Linien.

Sie wurde schneeweiß, das schwache Herz begann zu toben, erschöpft sank sie zurück, gerade in dem Moment, als die Schwester mit höflichem Gruß die Tür hinter dem scheidenden Mann schloß.

Sie hörte dann, wie die Schwester still an ihr Bett trat, empfand, daß sie sich über sie beugte, wagte nicht aufzusehen.

Als es nach einer langen Weile doch geschah, schloß sie sofort die Augen wieder.

Glut lag jetzt über ihrem Gesicht.

Ja, es war so, wie sie gedacht hatte.

Die Schwester war ihre frühere Haushaltungsstütze Karin, und ein seltsam bewegter Blick aus Karins tiefblauen Augen hatte ihr gesagt, daß die Pflegerin in ihrer neuen Patientin die einstige Herrin ebenso rasch und unfehlbar wiedererkannt hatte, wie diese sie.

Matt lächelnd, ohne die Augen zu öffnen, streckte sie der Wiedergefundenen die Hand hin.

„Schwester, Sie sind doch Karin —?"

Eine weiche, freudige Stimme gab zurück: „Und Sie, Frau Strüven, geborene Ada Wittstock, meine liebe, ehemalige Herrin! Welche Ueberraschung und Freude!"

„Sie sind Schwester geworden? Schon lange?"

„Schon fast fünfzehn Jahre. Bald nachdem ich von Ihnen fortging, trat ich ein. Sie dürfen aber jetzt nicht reden. Bitte, Ruhe, Ruhe! Wir sollen uns ja ganz still halten."

Frau Ada nickte. Nur die Augen ließ sie jetzt voll und prüfend über Gesicht und Gestalt der ehemaligen Hausgenossin gehen. Es war dieselbe blonde Schönheit, aber jetzt durchaus nicht mehr mit anderen nordisch-blonden Schönheiten in eine zu bringen. Es war das eine Gesicht, das ganz eine. Wie vertraut war es Ada! Und ein Adel, ein leuchtender Seelenschimmer lag darüber.

Ganz leise fragte die Kranke noch: „Sie haben mich also gleich erkannt? Haben Sie auch meinen Mann erkannt, Schwester Karin?"

„Ich glaube ja," sagte die Schwester ebenso leise. Obgleich die schwarzen Augen der Liegenden wieder geschlossen waren, meinten sie ein zartes überlegenes Lächeln auf dem ernsten Mund des Mädchens zu sehen. Eine Aufregung, ein wildes Unbehagen kam über sie. Sie hätte aufspringen, forteilen mögen, weit, weit!

Aber sie lag peinvoll gefesselt. Und in ihrer nächsten Nähe war Karin, die einstige Nebenbuhlerin, aber doch weit erhöht, ganz ahnungslos freundlich, mild und gut!

Größer und größer ward angesichts dieser milden Güte das Seelenleiden der Frau. Schwester Karin an ihrem Bett. Das war das Schlimmste, was ihr geschehen konnte. Sie bäumte sich innerlich ordentlich dagegen und mußte es doch lassen. Ein heftiges Fieber setzte ein. Sie brauchte viel Pflege. Schwester Karins Hand war seidenweich. Ihre Worte waren lauter Menschenliebe.

Die zweite Hälfte der Operation von Frau Strüven mußte von Tag zu Tag verschoben werden. Nur auf Minuten durfte sie täglich ihren Mann sehen. Die Rosen, die ihr ihre Töchter sandten, mußten immer wieder schleunigst aus dem Zimmer entfernt werden. Nicht einmal Blumenduft war ihr erlaubt. Sie war sehr krank.

★ ★ ★

„Schwester Karin, glauben Sie, daß ich sterben muß?"

Groß und wahrheitsfordernd ruhten die glühenden, dunklen Augen der Kranken auf der Schwester klarem Gesicht.

Die Schwester strich ihr die Stirn mit der kräftigen, sanften Hand.

„Wenn ich Ihnen doch Ruhe geben könnte!" sagte sie sehnsüchtig, zugleich der Frage ausweichend. „Außer Ihrem Leiden quält Sie etwas."

Die Kranke fuhr zusammen. Sie schwieg. Ein paar Mal an demselben Nachmittag rief sie dringend: „Schwester Karin!"

Die Schwester war immer da und antwortete mit immer gleicher Hilfsbereitschaft: „Ich bin hier!"

„Es ist nichts!" flüsterte dann die Kranke. Sie wollte ihren Mann sprechen. Sie hätte ihm der Kinder wegen viel zu sagen. Wenn er zu der ihm vom Arzt festgesetzten Zeit kam, gab sie ihm aber nur stumm die Hand. Sie hatte ihm gesagt, wer Karin sei. Freundlich und ergriffen hatten die beiden sich die Hände gegeben.

* * *

Nun war die zweite Hälfte der Operation, die nicht länger zu verschieben gewesen war, gemacht worden.

Es stand schlecht.

Die Kranke fieberte viel zu stark.

Sie war sehr schwach.

Ein leichtes Schlafmittel sollte ihr Ruhe bringen, in der Nacht aber zerriß sie den Dämmerzustand, der sie umwob.

* * *

„Schwester, nein, Sie sollen es hören. Ich habe sonst keine Ruhe, nicht im Leben mehr, vielleicht nicht im Tod! Lassen Sie mich nur reden heute, jetzt. Ich war fünfzehn Jahre eine glückliche Frau. Ich habe mein Glück ertrotzt, erzwungen, nein, schlimmer, ich stahl es. Ihnen, Karin! Haben Sie meinen Mann geliebt, Karin? Ja, ein paar Sommerstunden lang, in der kurzen Spanne so sehr und tief, wie andere sonst in einem Leben, nicht wahr? Er hat Sie auch unaussprechlich lieb gehabt. Die wenigen Worte, die er Ihnen zugeflüstert im raschen Aneinandervorübergehen damals, waren ihm ernst. Er hat Ihnen einen Brief geschrieben, „Liebes, liebes Mädchen!" fing der an. Es war ein ganzes Meer, eine ganze Welt von Liebe in dem Brief, ganz junge, ganz tolle berauschende Jugendliebe. Jedes Wort zitterte von Zartheit zugleich und Ungestüm. Er schrieb Ihnen, daß er wie ein Verzauberter an Sie denke, er bot Ihnen sein Herz an, sein Leben. Sie sollten mit ihm übers Meer gehen, als seine Frau es mit ihm wagen; er verschwor sich, daß er ein sicheres kleines Glück für Sie und sich erringen wollte. Nur wenn Sie „Ja" sagten, sollten Sie ihm schreiben. Kein Nein. Drei Tage gab er Ihnen Zeit. Ich habe den Brief geöffnet, als ich Ihre Adresse und seine Handschrift sah, dann habe ich ihn in tausend Stücke zerrissen, dem Winde gegeben. Es war meine erste Liebe und Leidenschaft über mich gekommen, glühend und jäh. Es war so stark wie die Welt. Ich wollte mein Glück! Von Ihrem Herzen weg, hinter Ihrem Wissen weg hab ich's geraubt! Die Andeutung, die Sie mir einmal gemacht hatten, daß Ihr verwitweter Schwager in der Heimat Sie zur Frau haben wollte, gab ich als Tatsache weiter. Sie reisten ja auch gerade heim, die Krankheit Ihrer Mutter rief Sie. Ich habe mich dem Geliebten über seinen Schmerz hin ins Herz, ins Leben hineingeprägt. Aus seiner Wunde habe ich mein Heil gemacht, und ich hab mein Glück behauptet, stark, felsenstark, immer wieder gegen jede Schwäche und Gewissensmahnung. Ich habe ihn glücklich gemacht mit aller Kraft, mit unsäglicher Liebe, mit festestem Willen. Ich hab ihn im Sturm in meine große Liebe hineingerissen."

* * *

Drei Tage später. Es waren drei gute Krankentage gewesen. Schwester Karin hatte Ada alles zum Troste gesagt, was ein des Lebensglücks Beraubter dem anderen nur sagen kann.

Sie hätte es nie wirklich gehofft, ja im Traume nicht gehofft, daß der junge Gast ihrer Herrin, der ihr wie im Vorübergehen ein paar Zauberworte gesagt, ernstlich, mit Lebensplänen an sie denken könne.

Sie habe sich jedes Schmachten, zu dem sie wohl eine zeitlang neigen gewollt, ganz scharf versagt.

In eine versorgende Ehe habe sie die kleine Herzenswunde nicht hineingetrieben, wohl aber in ihren, sie mit tiefster Befriedigung und nie rastender Beschäftigung erquickenden Beruf. Eine so stürmende Liebeskraft wie in Ada sei wohl nie in ihr gewesen. Jede sei wohl an den Platz gestellt worden, den sie am besten auszufüllen vermochte. Es sei in ihr Ruhe und Gelassenheit auch jetzt, nachdem sie alles wisse, kein Groll, nur Liebe und Frieden.

Mit dieser Freisprechung war die Kranke zu ein paar sie tief erquickenden Raststunden eingeschlummert.

Sie sah schön und verjüngt aus, als ihr Mann sie am anderen Tage besuchte. Er hatte heute ein paar Rosen, fünf Stück, von jeder Tochter eine, mit ins Krankenzimmer bringen dürfen. Mit diesen Rosen spielten Adas schlanke Finger. Ihre schwarzen seidigen Zöpfe lagen lang und schlicht geflochten, zu Seiten des feingewordenen Kopfes ansetzend, zur Rechten und Linken vor ihr auf der weißen Bettdecke. Zart und bräutlich erschien sie,

und mit bräutlicher Scham zog sie den an den Schläfen ergrauten Lockenkopf ihres Schatzes zu ihren Lippen nieder.

Sie sagte ihm, was sie ihm fünfzehn Jahre verschwiegen hatte.

Er erschrak einen Moment, dann küßte er sie heiß, heiß, so heiß, wie er sie nie geküßt hatte.

Ein tiefes, sonnenvolles Lebensglück, eine nie wankende, täglich zu neuer Frische blühende Liebe hatte sie ihm geschenkt; ein tausendfaches Uebergewicht gegen die ihn immer wieder neckende Erinnerung an seine berauschende junge Liebe. Was sie sich leidenschaftlich und zu Unrecht genommen hatte, hatte sie groß und stark behauptet. Er wußte nichts, als daß er sie liebte, daß er zitterte, wie ein zum ersten Mal sich fürchtender Knabe, sie herzugeben.

* * *

„Wenn ich jetzt sterbe, Liebster — du sollst mir's nicht versprechen, das verlange ich nicht —, aber wissen sollst du, daß ich, falls Gott meine Augenfenster jetzt schließt, mit der heimlichen Hoffnung gehe, du mögest unseren Töchtern Karin zur zweiten Mutter geben."

* * *

An einem Spätnachmittag der folgenden Woche huschte ein banges Flüstern durch die Gänge des Krankenhauses.

Eine Schwester sagte es der anderen, Frau Strüven auf Nr. 33 der Privatklinik werde den Abend nicht überleben.

Auf ihren heißen Wunsch sei ihr Mann ins Hotel gefahren; sie wolle ihre fünf Töchter noch einmal sehen.

Das große Treppenhaus der Klinik war voll Sonne und grüner Reflexe des vor den hohen Fenstern wehenden Laubes, als die fünf hellgekleideten lieblichen Geschöpfe hinter dem bang und düster aussehenden Vater her die Treppe heraufstiegen. Die schöne, schlanke Große führte die lockige Kleinste an der Hand. Verstohlen folgten die Blicke mehrerer Schwestern dem jugendschönen Zug.

Im Krankenhaus war es ein paar Minuten später ganz still. Der Oberarzt hatte mit strengem Zeichen den knienden schluchzenden Mädchen Schweigen geboten. Ihre bangen Augen hingen am geliebten Muttergesicht. Die Mutter lächelte.

Mit einem letzten Blick sagte sie zu Schwester Karin,, von den lichtblonden, sonnenverklärten Köpfen ihrer Mädchen groß zu ihr emporsehend: „Nimm sie nun! Sie sind dein!"

Denksport am eigenen Leibe

Von Christian Wiedersheim

Rätselraten ist ein wundervoller Sport! Schon die alten Griechen wußten darum und haben uns einige besonders hübsche Exemplare zum Kopfzerbrechen überliefert. Es macht nun einmal Spaß, an solch einer kleinen, unschuldigen Aufgabe zu prüfen, wie helle unser Köpfchen ist.

Und es lenkt ab! Gerade das ist das Schöne beim Raten, daß es unsere Aufmerksamkeit von den Fragen des Alltags fortwendet und auf etwas konzentriert, das uns persönlich gar nichts angeht. Eben weil wir diesen Rätseln so unbeteiligt gegenüberstehen, können wir uns ihnen so schön „objektiv" widmen — keine Sorge über einen günstigen oder ungünstigen Ausgang unserer Bemühungen stört uns dabei. Und doch wäre uns gerade ein bißchen Denksport am eigenen Leibe oft sehr gut und nützlich! Viel zu sehr huldigen wir der Neigung, den Rätseln, die uns der tägliche Kampf aufgibt, geschickt — und wie geschickt oft! — aus dem Wege zu gehen. Dabei sind sie bisweilen einfacher und leichter zu lösen, als manche der verzwickten Probleme der Rätselecken. Und ihre Lösung ist oft noch erfreulicher! Wenn wir uns zum Beispiel das Rätsel aufgeben: „Wie kann ich es möglich machen, mir das hübsche Kleid dort zu kaufen? Oder den reizenden Frühlingshut?" — wie schön ist es da, wenn wir nachher des Rätsels Lösung gefunden und das Ergebnis in der Hand oder auf dem Kopf haben! Und da ist auch das große Rätsel, das uns alle beschäftigt: „Wie komme ich beruflich weiter?" Da sind die vielen kleinen Dinge, die uns tagtäglich ärgern, manchmal sogar in Wut bringen, und doch fragen wir nicht: „Wie in aller Welt kann ich sie ändern?"

Das ist es eben: wir fragen nicht! Wichtig aber ist, daß wir fragen! Wir lieben doch, uns den Kopf zu zerbrechen. Wir müssen versuchen, es auch in diesen persönlichen Fragen zu tun.

Ich weiß von einer jungen Frau und einem neuen Mantel, der folgendem Rätselraten entsprang. Frage: Welche Möglichkeiten gibt es? Antwort eins: Sparkasse. Wird abgelehnt, kommt nicht in Betracht! Antwort zwei: Haushaltsgeld abknapsen? Geht nicht, da wird schon zu viel abgeknapst! Antwort drei: Extraeinnah-

men? Aber wie? Antwort 3 a: Es gibt doch vielleicht irgend etwas, das mich stört, etwas, was nur so herumsteht und Arbeit macht, abgestaubt werden will, umgangen werden will, damit es nicht herunterfällt und kaputtgeht, etwas, was ich nicht leiden kann und gerne loswürde? Dieses Bild, ein ungebrauchter Photoapparat, acht alte schön gebundene Bücher, die mich nicht interessieren! Zum Schluß aber war der neue Mantel da.

Für die Meister des Denksports am eigenen Leibe gibt es bald kein „Es geht nicht" und kein „Unmöglich" mehr, sondern nur noch Rätsel, an denen sie — freilich oft auch lange — herumknobeln. Einen großen Nachteil freilich haben die Rätsel des täglichen Lebens gegenüber allen Rätseln aus der Rätselecke, nämlich den, daß nicht in der nächsten Nummer die „richtige" Lösung veröffentlicht wird. So wissen wir also nie, ob wir auch richtig geraten haben, und ob es nicht vielleicht eine noch viel bessere und einfachere Lösung gegeben hätte.

Manche finden die lebendigen Rätsel gerade deshalb besonders interessant . . .

Theodor, Baron Neuhof

Ein Westfale auf dem korsischen Königsthron / Von Dr. H. R. Lest

Am 12. März 1736 warf ein englischer Kauffahrer in dem korsischen Hafen Aleria Anker. Ein hochgewachsener Vierziger, in halb europäischer, halb orientalischer Tracht gar prächtig anzusehen, ging mit seinem Gefolge an Land. Einige Vornehme und viel Volk begrüßten den Fremden mit freudigen Vivatrufen. Salutschüsse krachten über das Meer. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Insel: Der König, der Befreier war da!

Die Kunde von der Landung des Fremden drang auch nach Genua. Der Rat der Republik befand sich in heller Aufregung. Ganz Europa hatte seine Sensation. Man verdächtigte die Sprossen sämtlicher Fürstenhöfe dieser mit soviel geheimnisvoller Geschicklichkeit ausgeführten Tat, bis man schließlich einmütig festgestellt hatte, daß dieser König nur ein einfacher Baron Theodor von Neuhof war.

Man hatte seinen Namen hie und da in Verbindung mit der intriganten Vorzimmerpolitik der Höfe gehört. Er war ein Abenteurer, ein ewig von Land zu Land Ziehender, wie sie damals zu Hunderten an allen Höfen lebten. Ein Glücksritter, dem es gleich war, wen er zu wessen Gunsten verriet, wenn nur ein tüchtiges Sümmchen dabei heraussprang. Und der wollte nun Korsika zu einem freien, von der genuesischen Herrschaft befreiten Königreich machen, er, der Abenteurer, wollte gegen die Macht von "Genova la superba" ankämpfen? Immerhin . . . Vorsicht schien geboten, denn er stand wohl kaum auf eigenen Füßen, irgend eine Macht mußte ihn vorgeschickt haben.

Was wußte man von ihm? Theodor von Neuhof wurde am 25. August 1694 in Köln geboren. Sein Vater entstammte einer angesehenen Adelsfamilie aus der Grafschaft Mark in Westfalen, seine Mutter war eine Tuchhändlerstochter aus Lüttich. Um den ständigen Anfeindungen seiner Familie zu entgehen, die zwar arm, dafür aber hochmütig war, wanderte Theodors Vater mit seiner bürgerlichen Frau nach Frankreich aus. In der Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, fand er eine wohlwollende Beschützerin, die sich nach seinem frühen Tode der Erziehung seiner beiden Kinder Theodor und Elisabeth annahm.

Der junge Theodor wuchs als Page am herzoglichen Hof auf und war dank seiner Begabung bald in allen Feinheiten und Gewandheiten einer Person von Rang und Namen bewandert. Einerseits schwärmte er für Plutarch, für die Beispiele heldenmütiger Unternehmungen und großer Taten, andererseits behagte ihm das leichtsinnige Leben seiner Altersgenossen, die sich an Verschwendung und Aufwand überboten. Wegen allzu hoher Spielschulden mußte er Paris verlassen, und aus dem gleichen Grunde kehrte er später Bayern den Rücken, um sein Glück in Schweden zu versuchen, dessen kriegerischer König Karl XII. ihn mächtig anzog. Als Geheimagent des schwedischen Ministers Görz intrigierte er in Spanien gegen England, in England für Schottland, in Toscana für England. Er war in der Hintertreppenpolitik aller Höfe Europas wohlbewandert. Aber mit dem Sturz seines Auftraggebers versiegten auch seine Geldquellen. Eine Heirat mit einer ungeliebten, aber am spanischen Hofe einflußreichen Engländerin vermochte ihn auch nicht zu fördern. So sank er um manche Stufe tiefer. Er hatte bald seine Finger in sämtlichen Finanzskandalen, mochten sie von John Law in Frankreich oder von wem immer und wo immer angezettelt werden, Spielschulden und niemals eingelöste Wechsel trieben ihn von Stadt

zu Stadt. Bis ihm in Genua mit einemmal ein ungeahntes Glück winkte.

Als er sich dort in irgend welchen geheimen Missionen, angeblich für den Lothringer Franz, den späteren Kaiser, aufhielt, machte er die Bekanntschaft einiger Korsen, die mit den Genuesen gerade erbitterte, aber für Korsikas Lage wenig förderliche Verhandlungen führten. Der feine Instinkt des Abenteurers witterte hinter der trostlosen Lage der Korsen ein günstiges Geschäft, und den Korsen erschien der angebliche Vertraute des Wiener Hofes wie ein rettender Engel.

Korsika hatte seit Jahrhunderten eine ununterbrochene Folge von Revolutionen, Eroberungen und Kämpfen durchgemacht. Das Land hatte oft den Herrn gewechselt, aber niemals den Frieden erlebt. Seit es unter der Herrschaft der genuesischen Republik stand, wurde es nicht mehr regiert, sondern nur noch ausgeschlachtet. Jedes Jahr schickte Genua einen neuen Gouverneur, der nur kam, um sich und sein Wappenschild neu zu vergolden.

Das Land war bis zur Trostlosigkeit verarmt, die Straßen verfallen, die Aecker verwahrlost. Von Jahr zu Jahr wuchs der Haß zwischen den beiden Völkern. Eine Revolte folgte der anderen, ein Unterdrückungsgesetz jagte das andere. Im Jahre 1729 kam es zur allgemeinen Erhebung, zum förmlichen Kriege, der die Genuesen aus dem Lande jagte. Sie hielten sich nur noch in Bastia, Ajaccio und einigen anderen Küstenorten. Genua rief den Kaiser um Hilfe an. Der Kaiser schickte zwar ein Expeditionskorps, zeigte aber wenig Lust, die korsischen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Und als das Heer wieder abzog, durften die Korsen annehmen, daß der Kaiser offiziell zwar auf seiten Genuas, inoffiziell aber auf seiten der Korsen stand.

Diese Situation wußte der Baron Neuhof geschickt auszuwerten. Er bestärkte die korsischen Abgesandten in dem Glauben, geheime Missionen des Kaisers und einer dritten Macht zu erfüllen, wenn er mit ihnen verhandelte. Er erteilte ihnen Ratschläge, versprach Gewehre, Kanonen und Pulver, ließ durchblicken, daß bald eine britische Flotte erscheinen würde, und als auf kaiserliche Veranlassung Genua die korsischen Gefangenen freiließ, wußte er es so einzurichten, daß man auch diese fromme Tat auf sein Konto setzte.

Es war kein Wunder, daß die Korsen diesen Mann bald als ihren Wohltäter und Beschützer verehrten. Das ganze Vertrauen eines gemarterten Volkes strömte ihm zu, als die Abgesandten von seinen Taten berichteten. Der Traum eines besseren, glücklicheren freien Korsika schien Gestalt anzunehmen. „Los von Genua!" war die Parole, und Theodor sollte ihr Anführer sein. Ihr Anführer? Nein, ihr König!

Das war mehr, als er vom Schicksal je erhofft hatte. Der Abenteurer Neuhof erhob sich zum Gipfel seiner Leistung. Er verschaffte sich Geld, Schiffe, Kanonen, Gewehre, Pulver, Proviant, Uniformen, Getreide, Stiefel — buchstäblich aus dem Nichts. Damit landete er an der Küste seines Königreichs. Wenige Tage darauf bestieg er, feierlich gekrönt, den etwas improvisierten Thron seiner Insel.

Und nun beginnt eine überraschende Entwicklung. Der Abenteurer, der bis zu diesem Augenblick in all dem ein Geschäft, eine neue Geldquelle gesehen haben mochte, wurde ergriffen von der Größe und Bedeutung seiner Aufgabe. Er ist von dieser Stunde an der Gebende, nicht der Nehmende. Seine Leistungen sind durchaus positiv: eine kluge, fortschrittliche Verfassung, der Versuch, eine Adelsschicht heranzuziehen, ein stehendes Heer. Er schlägt die Genuesen in vielen Gefechten und berennt, freilich vergebens, das feste Bastia. Dann wendet sich das Glück in dem gleichen Maße, in dem die schnell erkaltende Begeisterung der Korsen verfliegt. Er hat erstaunlich viel geleistet; zaubern kann auch Theodor nicht. Die Vorräte sind schnell verbraucht, bald hält ihn nur noch sein altes Versprechen — die britische Hilfsflotte. Sie muß ja heute, morgen, alle Tage kommen. Phantasie oder — —? Man weiß es nicht. Indessen zerstreuen sich seine Anhänger, die Genuesen arbeiten sehr geschickt mit der Enthüllung seines Vorlebens, die Regierungen Europas verweigern ihm die Anerkennung. Im November 1736 verläßt er vorübergehend die Insel, um „morgen" wiederzukehren, sobald sein Traum erfüllt ist — — die britische Hilfsflotte.

In Holland lassen ihn Schuldner ins Gefängnis werfen, ihn — den König. Aber er befreit sich und schließt mit den Amsterdamer Juden einen Vertrag ab, der ihnen das korsische Handelsmonopol zusichert. Dafür wird ein Schiff gerüstet, eine neue Expedition. Im Oktober 1737 landet er zum zweitenmal. Der Empfang ist dürftig, nur wenige Anhänger sind erschienen, die Schiffsleute, die ihre Weisungen haben, verweigern die Ausladung der Waffen und Vorräte. Die Korsen haben ihren König verlassen. Es geht eben nicht ohne die Hilfsflotte. Er jagt wieder diesem Phantom nach. Durch alle Länder Europas, zum Sultan am Goldenen Horn, zum Bei von Tunis führt sein Weg. Hilfe, Hilfe für Korsika! Um jeden Preis! Er hat längst mehr geopfert und mehr Schulden auf sich geladen, als selbst ein regierender König bezahlen könnte. Er kämpft wie ein Löwe für sein Königreich. In London bestürmt er alle Instanzen. England ist sein natürlicher Bundesgenosse. Aber die britische Politik bleibt undurchsichtig. Sie spielt

Katze und Maus mit diesem König und seiner Insel. Sie hält die Hand hin und schließt sie wieder . . .

1743 geschieht das große Wunder. Theodor I., König von Korsika, erscheint auf einem britischen Linienschiff vor Ajaccio. Die Küste ist greifbar nahe. Unter dem Donnern der Kanonen wird er aussteigen, an der Spitze englischer Matrosen die Stadt erstürmen, seine Fahne aufpflanzen, die Fahne der korsischen Freiheit — — —! Da wendet der Kommandant den Bug seines Schiffes und segelt wieder aufs Meer hinaus, die Kanonen schweigen, die Küste verschwindet, ein Traum geht zu Ende, für immer. Man hat nie erfahren, was diese Demonstration bezweckte, sie war wohl nur für Genua bestimmt.

Nun schreitet Genua zum Vernichtungskampf. Die Republik kauft in aller Welt Schuldscheine Theodors zusammen und läßt ihn, da er nicht bezahlen kann, 1749 in London in den Schuldturm werfen. Bis zur letzten Stunde hat er die Rechte Korsikas in allen Städten und Ländern gepredigt, gefordert, gedroht, gebeten und gebettelt, der Narr, der Abenteurer, der — — König. Nun sitzt er fünf Jahre im Turm. Als dem gebrochenen Mann die Freiheit winkt, hat er nur noch ein Jahr zu leben.

In seinem kleinen Stübchen empfängt er Besucher. Ehe sie eintreten dürfen, richtet er sein armseliges Bett zum Thronsessel her. Dann empfängt er sie würdevoll in königlicher Haltung, krank und schwach, aber ungetrübten Geistes. Er starb 1756, 69 Jahre alt. Nicht wie ein Abenteurer, vielleicht auch nicht wie ein König. Aber jedenfalls wie ein Mann, der in Treue sich einer großen Aufgabe hingeopfert hatte — mochte sie ihm auch nicht auf dem rechten Wege erteilt worden sein.

Die Weltgeschichte aber leistete sich den Treppenwitz, daß sie siebenzig Jahre, nachdem ein Westfale König von Korsika gewesen war, einen Korsen zum König von Westfalen machte.

Das Gespenst an der Treppe

(Eine schottische Sage)

Wenn der alte schottische Landedelmann, der letzte seines Geschlechtes, das wir das der Rotherwoods nennen wollen, am späten Abend, von einem Diener heraufgeleuchtet, sich in seine Gemächer zur Ruhe begab, sah er jedesmal auf halber Höhe der da um einen mächtigen eichenen Stützpfosten herumführenden Treppe eine geisterhafte Gestalt stehen, unbewegt, ein bleiches Phantom einer menschlichen, männlichen Erscheinung, nebelartig verhüllt in bäuerlichem Gewand längst vergangener Zeiten. Es war das seit vielen Generationen der Rotherwoods bekannte Schloßgespenst, ein vertrauter Spuk, um den sich niemand mehr kümmerte, war er der Ueberlieferung nach doch schon aufgetaucht, kaum daß das Leben einst hier in den Mauern eingezogen war, und zeigte er sich seither jede Nacht immer an der gleichen Stelle, ein Gefährte durch Jahrzehnte und Jahrhunderte, der keinen irgendwie belästigte, dessen gespenstisches Dasein weder Unheil oder Gutes je verhieß, und der stumm gleichsam zum Bestand des Hauses gehörte wie ein Selbstverständliches. Freilich, eine Eigenheit hatte er: Er war nur den Rotherwoods sichtbar, andere erblickten ihn nicht. Warum das so war, warum er Abend für Abend erschien, das wußte man nicht, danach fragte auch keiner; gelassen und mit echt schottischem Adelstemperament nahm man den seltsamen Gast seit jeher hin, wie man eben etwas hinzunehmen pflegt, dessen Grund und Zweck zu erkunden die Anstrengung einer Untersuchung oder Frage nicht lohnt. Es war so, es mußte wohl so sein, und damit ging für alle Rotherwoods alles in Ordnung. Deshalb lebten sie keinen Augenblick unruhiger, als sie es getan hatten, und deshalb lagen sie, bis auf den letzten Lebenden ihres Stammes nun, nicht weniger friedlich in ihren Särgen in der Schloßgruft . . .

Mag es nun sein, daß unserem alten Edelmann nun beim allabendlich gleich einsamen Hineinstarren und Hineingrübeln ins Kaminfeuer unter den Bildern der Ahnen der für einen Rotherwood noch nicht dagewesene Gedanke kam oder ein ausnahmsweise vielleicht zuviel getrunkenes Glas Portwein dies bewirkte — auf jeden Fall, ihn, der auch schon reichlich siebzig Jahre, wie er es von den Vätern gelernt, an der spukartigen Erscheinung vorbeigelaufen war, ohne sie anders als zur Kenntnis zu nehmen, ihn überwältigte die jähe und alle jahrhundertalten Gewohnheiten seines Geschlechts durchbrechende Anwandlung, an die an die Eichensäule lehnende Gestalt die (nachdem er seinen Diener mit einem Vorwand weggeschickt hatte), höfliche Frage zu richten, warum sie eigentlich hier nun durch so lange Zeiten stehe und ob sie vielleicht auf etwas warte.

Er hatte nicht gedacht, eine Antwort zu erhalten, um so überraschter also war er, als der

bleiche ständige Gast des Schlosses auf diesen Anruf hin in Bewegung geriet, sich wie aus einer endlosen Starre von der Säule löste, auf ihn zutrat, sich nach Art eines Untergebenen verbeugte und mit alter, dunkler Sprache sagte, dies wolle er dem Herrn schon künden, da er jetzt endlich gefragt wurde.

Der alte Rotherwood, obwohl innerlich doch ein wenig getroffen, verlor über diesen wie aus Urtiefen dringenden Worten keineswegs die Fassung, sondern deutete, als handle es sich um eine alltägliche Besprechung, die Stufen hinab und bat wie einer, der als Hausherr über der Situation zu stehen hat, mit einer vollendete Haltung (und ginge es selbst in den Tod!) verratenden Bewegung, und indem er selbst voranschritt, die lebendig gewordene Erscheinung in das soeben von ihm verlassene Kaminzimmer, wo noch die Scheiter glimmten. Dort setzte er sich in einen Sessel, forderte das nachfolgende Gespenst auf, es möge sich gleichermaßen bequem machen, und harrte mit höflicher Miene der Dinge, die nach den überraschenden Begebenheiten des Augenblicks möglicherweise für ihn verhängnisvoll auslaufen konnten.

Aber nichts dergleichen geschah. Das Gespenst nahm auch nicht Platz, sondern blieb stehen, in fast demütiger Stellung unweit der Tür, und erst auf nochmalige Aufforderung, doch nun zu reden, begann es mit eigentümlicher Stimme, was es zu sagen hatte. Danach war der Grund seines allnächtlichen Erscheinens bei dem großen Eichenpfosten zu suchen, an welchem es sich immer den Rotherwoods zeigte. Denn dieses Holz gehörte einst zu einem mächtigen Baum, der an der Stelle des Schlosses stand; er war vor undenklichen Zeiten von den Vorfahren dessen gepflegt worden, der nun geisterhaft vor dem Landedelmann stand, und sollte allen Nachkommen, die rundherum ihren Grund und Boden beackerten und als streitbare schottische Bauern durchs Leben gingen, zum Wahrzeichen der Familie, zum Merkmal des stolzen Stammes gelten. Das tat er auch, den Kindern für Spiel und Kletterei, den Männern als Waffenhänge, den Alten als schattiger Sitz und zuletzt als Totendach bei der Aufbahrung, der Sippe insgesamt als Stätte des Zusammenkommens und des Gerichtshaltens dienend, und durch die Generationen hindurch hatte sich so um das immer größer und gewaltiger werdende Geäst und Gezweig eine Art Mythos gebildet, von jedem Nachfahren geheiligt und unversehrt weitergegeben. Bis eines Tages ein übermütiger junger Rotherwood auf den Gedanken kam, just an der Stelle des ehrwürdigen Baumes das Schloß zu errichten, die Bauern einfach vertrieb, ihnen ihre Felder wegnahm und ohne zu fragen und ohne auf alle zur Schonung des Geschlechterzeichens vorgebrachten Bitten zu achten, die Eiche schlagen und ihren Stamm zu einem gut gebrauchten Stützpfosten herrichten ließ.

„Damals, Herr," so fuhr das Gespenst zu dem schweigenden Zuhörer im Sessel am Kamin gewandt, in seinem Bericht fort, „damals beschloß ich, den geschändeten Baum meiner Sippe nicht zu verlassen, sondern Nacht für Nacht bei ihm zu wachen, der auch mir Jugendtraum und Glaubenszeichen des Mannes und Mal der Väter gewesen war. Mein Geist gesellte sich, als ich bald darauf aus Gram über die erlittene Ungerechtigkeit starb und meine Familie schon vorher im Elend umgekommen war, dem Holze zu, bis mich, den Bauern, einmal ein Rotherwood fragen sollte, warum ich dastand. Um diese Frage ging es mir. Man hatte uns nie gefragt, uns Bauern, man konnte ungefragt uns alles nehmen, man brauchte keine Antwort von uns, und so wollte ich einmal ein Gefragter, ein Antwortender sein. Deshalb hielt ich dann Abend um Abend stumm durch Jahrhunderte am Holz meines Ahnenstammes den Platz; ich hätte als Geist ja auch dem Schlosse Böses antun können, den Bewohnern Unheil bringen — aber solche Rache zu nehmen für etwas, das uns widerfuhr, ist nicht die Sache meines Geschlechts. Es mußte eine feinere Rache sein: Ein Rotherwood mußte nichts als einen Bauern fragen, einen Bauern um Antwort bitten. Jahrhunderte stand ich, Jahrhunderte wartete ich, aber ich konnte ja warten, ich hatte Zeit — ein Rotherwood um den anderen ging an mir vorbei, keiner fragte, keiner wollte Antwort, bis auf euch heute! Nun ist es soweit! Meine Aufgabe ist zu Ende . . ."

Sprach es und löste sich augenblicklich in Luft auf und ward nicht mehr gesehen. Der alte Landedelmann saß indessen wie gebannt auf seinem Sessel. Knisternd war das Feuer im Kamin erloschen. Am anderen Tag machte er sich im Gefühl eines völlig Besiegten daran, den Eichenpfahl ausbauen zu lassen, und errichtete ihn wieder in die Erde. Der Stamm, so geht die Sage, schlug wieder Wurzeln und bekam neue Triebe, und noch heute zeigt man, während von dem Schlosse längst nichts mehr zu erblicken ist als Trümmer, eine uralte Eiche, die dieser erneuerte Geschlechterbaum sein soll, Zeuge unvergänglichen schottischen Bauerntums.

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergeht; man muß ebensowenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen scheinen. (Lessing.)

Das harte Herz

Erzählung von Werner Granville Schmidt

Breit und behäbig lag der Hof des Vollbauern Klas Elling in der fruchtbaren Marsch. Wohnhaus und Stallung waren vereint unter dem gewaltigen Strohdach, dessen Giebelfront die gekreuzten Pferdeköpfe zierten, und rund um das Gebäude standen knorrige Eichen.

Wahrlich, Klas Elling durfte stolz sein auf den Besitz, der in der ganzen Nachbarschaft nicht seinesgleichen hatte. Den „Eichenhof" nannten sie ihn, und die Ellings vom Eichenhof saßen schon über zwei Jahrhunderte auf der angestammten Scholle.

Wer aber nun geglaubt hätte, auf dem Eichenhof herrsche eitel Glück und Sonnenschein, der würde sich einem großen Irrtum hingeben. Finsteren Angesichts ging der Bauer in seinem prächtigen Gewese aus und ein; Kummer und Sorge hatten die Züge der einst schönen Bäuerin vor der Zeit altern lassen, und kein frohes Lied, kein befreiendes Lachen unterbrach die lastende Stille im Hause.

Eingeweihte — und wer war nicht eingeweiht in einem Dorf, wo einer den anderen von Jugend auf kannte — wußten, daß es einst anders gewesen war im Eichenhof. Das war, als Marie, Klas Ellings einzige Tochter, noch im Hause weilte. Die hatte immer ein lustiges Lied auf den Lippen gehabt und ein freundliches Wort für jedermann.

Klas Elling wollte hoch hinaus mit seiner Einzigsten. Schon ohne ihr Wissen hatte er sich auf den Nachbarhöfen nach einem Freier umgesehen, und er fand ihn in dem Erben eines der größten Bauerngüter. Zwar, der junge Bauer war kein Ausbund von Klugheit und Tugend; aber was wollte das angesichts der zu erwartenden Erbschaft sagen.

Die Sache hatte nur einen Haken, an den Klas Elling absolut nicht gedacht hatte: seine Tochter wollte den reichen Freier nicht.

Er versuchte es mit Zureden und später mit Drohungen; aber sie hatte den Eisenschädel ihres Vaters geerbt und blieb fest.

Schließlich gab er es aber doch auf, in sie zu dringen; denn er sagte sich, es waren ja noch mehr reiche Bauernsöhne im Dorf, und wenn sie nun absolut den nicht wollte, den er ihr zugedacht hatte, dann wollte er ihr den Willen lassen.

„Sie wird sich schon nicht verplempern und sich dem ersten besten an den Hals hängen; denn sie ist eine Elling und weiß, was sie unserem Namen schuldig ist," sagte er zu seiner Frau; gleichsam, um seine Nachgiebigkeit zu erklären.

Die Bäuerin seufzte. Aus manchen Anzeichen glaubte sie zu ahnen, daß die Tochter ihr Herz bereits verschenkt hatte.

So war es auch — und für Klas Elling bedeutete es einen harten Schlag, als die Tochter eines Tages vor ihn hintrat und ihm ankündigte, daß sie sich mit Gerhard Prell, einem jungen Musiker, den sie beim Sonntagstanz kennengelernt hatte, verloben wollte.

Die Eltern waren wie aus dem Himmel gefallen und an Klas Ellings Schläfen schwollen die Zornesadern.

„Da wird nichts draus!" entgegnete er kalt. „Das könnte diesem Musikanten wohl passen: sich ins warme Nest setzen; in den reichsten Bauernhof einheiraten!"

„Und ich will ihn doch!" beharrte die Marie trotzig. Sie hatte den harten Sinn des Vaters und kämpfte um ihr junges Glück.

Ihr Widerstand stachelte Ellings Wut zum Siedepunkt.

„Wenn er mir auf den Hof kommt, laß ich ihn mit dem Hund hinunterhetzen!" schrie er. „Noch bin ich Herr in dem Eichenhof, und mit Bettlervolk hab ich immer kurzen Prozeß gemacht."

Auge in Auge standen sich Vater und Tochter gegenüber.

„Wenn du den Menschen nimmst, bist du meine Tochter nicht mehr!" drohte Klas Elling. „Meinetwegen geh mit ihm und hungere mit ihm — aber meine Schwelle brauchst du dann nicht wieder zu betreten."

Die Tochter warf die Lippen auf. „Dein Geld brauch ich nicht, und anderswo wird auch wohl noch Brot für mich gebacken."

Umsonst versuchte die Mutter zu vermitteln; das Ende vom Liede war: Marie Elling heiratete den armen Musiker, der zum Tanz und bei Bauernhochzeiten aufspielte und sich schlecht und recht durchs Leben schlug.

Wenn einer Klas Elling fragte: „Wie geht's deiner Tochter?", dann antwortete er kalt: „Ich habe keine Tochter mehr!" — — —

Monate waren seit dem Tage, da die Tochter das Elternhaus verließ, um der Stimme ihres Herzens zu gehorchen, vergangen.

Im Eichenhof waren die frohen Stunden rar

geworden. Die Bäuerin kränkelte in Sehnsucht nach ihrem einzigen Kind; aber Klas Elling verbot ihr, mit der Tochter Briefe zu wechseln. Nur durch Bekannte hatte sie erfahren, daß Gerhard Prell mit seiner jungen Frau in die Kreisstadt verzogen war und daß es dem Paare recht ärmlich ging.

Wie gerne hätte die reiche Bäuerin vom Eichenhof einmal ein tüchtiges Paket für die Darbenden zurechtgemacht oder ihnen sonst geholfen; aber ihr Mann wachte mit Argusaugen darüber, daß sein Befehl befolgt wurde. Zu tief war sein Stolz durch diese Heirat verletzt worden. Es schien, als hätte er jedes Gefühl für die Verstoßene in seinem Herzen gelöscht; dennoch gab die Bäuerin die Hoffnung nicht auf, daß er eines Tages anderen Sinnes werden könnte. Sie versprach sich viel von der Zeit, wo ihm vielleicht ein Enkel geboren wurde; denn wenn er auch, als echter Niedersachse, ein alter Eisenkopf war, so wußte sie doch,, daß er auch weicher Regungen fähig war.

Doch auch diese Hoffnung sollte grausam zerstört werden.

Eines Tages stand Klas Elling am Eingangstor seines Hofes und blickte die Chaussee entlang, die das Dorf mit der Kreisstadt verband. Da sah er einen ärmlich gekleideten Menschen auf sich zukommen. Wie er noch grübelte, wo er dies blasse, eingefallene Gesicht schon einmal gesehen hatte, lüftete der Fremde höflich den Hut — und plötzlich wußte Elling: das ist ja der Musiker, der immer im Krug zum Tanz aufspielte! — Also das war nun sein Schwiegersohn? — Erbärmlich genug schien's dem zu gehen; denn seine Kleidung war zerschlissen und seine hohlen Backen zeugten auch nicht von fetten Tagen.

Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, dem Fremden den Rücken zu drehen und ihn stehen zu lassen; aber dann verwarf er diesen Plan wieder. Nein, das sah vielleicht aus, als ob er, der reiche Klas Elling vom Eichenhof, sich vor einer Aussprache mit diesem Musiker fürchtete.

„Klas Elling," begann der Fremde mit gepreßter Stimme und hielt den Hut demütig in der Hand, „ich komme wegen meiner Frau — Ihrer Tochter. Sie liegt im Wochenbett, und ich weiß nicht, wie ich die Frau und das Kind ernähren soll. Ich war krank und konnte nichts verdienen — und jetzt fehlt der Bissen Brot im Haus."

„Hat meine Tochter Sie geschickt?" forschte Klas Elling mit unbewegtem Gesicht.

„Nein," entgegnete der Bittende leise. „Als ich sagte, daß ich zu Ihnen wollte, hat sie mir verboten, zu Ihnen zu gehen. Eher wollte sie verhungern, als daß sie bei ihrem Vater betteln ginge, hat sie gesagt."

„Und warum sind Sie doch gekommen?" knurrte Elling.

Gerhard Prell drehte den Hut zwischen den Fingern, und seine blauen, treuherzigen Augen flehten um Erbarmen und Hilfe:

„Weil ich mir nicht mehr anders zu helfen weiß! — und weil ich nicht glauben kann, daß ein Vater sein Kind in der Not im Stich läßt."

„Dann haben Sie sich geirrt!" höhnte Elling und musterte ihn mit verächtlichem Blick. „Meine Tochter hat freiwillig mein Haus verlassen — ich habe nichts mehr mit ihr zu tun. Und Sie tun auch besser, sich nicht mehr beim Eichenhof sehen zu lassen!"

Er wandte sich kurz und schritt den Weg zum Hause hinauf.

Da hörte er hinter sich eine gebrochene Stimme:

„Klas Elling, möge Gott dich für deine Hartherzigkeit strafen!"

Der Bauer lachte kurz auf; aber es war ein gezwungenes Lachen, und sein Aerger wuchs, als er sah, daß seine Frau am Fenster stand und ihn beobachtet hatte.

Ein gleichgültiges Liedchen pfeifend trat er über die Schwelle und wollte an seiner Frau vorbei; aber sie stellte sich ihm in den Weg und in ihrem Gesicht sah er einen Zug harter Entschlossenheit, den er früher nie an ihr bemerkt hatte.

„Klas," sagte sie, und ihre Stimme vibrierte, „wer war der Mann, mit dem du an der Pforte gesprochen hast?"

„Ein Landstreicher," entgegnete er kurz und machte sich an seiner Tabakspfeife, die er immer in der Rocktasche bei sich trug, zu schaffen.

Sie blickte ihm ins Gesicht, aber als er ihren Blick trotzig erwidern wollte, mußte er die Augen senken.

„Schämst du dich nicht, Klas, so von dem Mann deines Kindes zu sprechen? Denkst du vielleicht, ich hab ihn nicht erkannt? — Was hat er gewollt von uns?"

„Was soll er anders gewollt haben als betteln?" knurrte er. „Laß mich zufrieden mit dem Menschen!"

Die Frau schüttelte den Kopf. „Er wäre nicht gekommen, wenn nicht etwas Besonderes passiert wäre. — Klas, versündige dich nicht und sage mir die Wahrheit."

„Na ja denn," entgegnete er heftig, „es ist gekommen, wie ich es vorausgesagt habe. Dieser Hungerleider kann nicht mal das trockene Brot für sich und seine Familie verdienen. Jetzt liegt sie da mit einem Kind, wo sie nicht mal für sich allein satt zu essen hatten. — Aber sie hat es nicht besser haben wollen, und wie man sich bettet, so schläft man."

„Und du hast ihn gehen lassen?" forschte sie

mit zuckenden Lippen. „Wenn du in deinem Starrsinn nicht den Weg zu deinem Kinde findest — ich werde ihn finden. Jetzt ist mein Platz an Maries Seite."

„Nichts hast du bei ihnen zu suchen!" herrschte er sie an. „Sie will auch gar nichts von uns. — Er hat es mir selbst gesagt. — Und nu kein Wort mehr davon, falls dir der Frieden im eigenen Haus lieb ist. — Ich werde mal über Feld gehn und nach dem Rechten sehn."

Er wandte sich und schritt zur Tür hinaus, und bald verschwand seine hohe Gestalt in der Ferne.

Nach einer halben Stunde kehrte Klas Elling zurück. Er stutzte, als er ins Wohnzimmer trat und seine Frau nicht fand. Suchend ging er durch alle Räume; aber er fand keine Spur von ihr. Eine innere Unruhe packte ihn. Auf dem Hof winkte er sich den Großknecht heran und erfuhr zu seinem Schrecken, daß seine Frau hatte anspannen lassen und zur Kreisstadt gefahren war.

Einen Augenblick schlug ihm eine heiße Zorneswelle ins Gesicht. Das war noch nie geschehen, daß seine Frau sich gegen seinen Willen aufgebäumt hatte. Was mußten die Dienstboten davon denken, daß sie hinter seinem Rücken fortgefahren war? Aber sein Aerger wich bald tiefer Sorge. Das Kutschpferd war erst kürzlich gekauft worden und noch nicht genügend eingefahren. Zwar, seine Frau war eine Bauerntochter und wußte mit Pferd und Wagen umzugehen; aber wenn das Pferd aus irgend einer Ursache scheute, würde sie es kaum in die Gewalt bekommen können.

„Sattel mir den Fuchs!" rief er dem Großknecht zu.

Schnell kleidete er sich um und eine Viertelstunde später trabte er schon zum Hof hinunter.

Menschenleer und sonnenbestrahlt lag die baumbestandene Chaussee wie ein endloses, flimmerndes Band vor ihm.

„Ich muß sie einholen," sagte er sich, „damit ich zur Hand bin, falls etwas passiert."

Der Gedanke, daß ihr ein Unfall zustoßen könnte, ließ ihm das Herz schneller schlagen. Seine Tochter hatte er verloren — wenn er nun auch noch die Frau verlieren sollte, schien ihm sein Leben wertlos.

Was lange nicht geschehen war, trat nun ein: seine Lippen formten sich zu einem Stoßgebet.

Unwillkürlich drückte er dem Fuchs die Sporen in die Weichen, daß der Hengst erschreckt aufbäumte und im Galopp davonsprengte.

Nach einer Weile sah er in der Ferne den Wagen auftauchen.

Erleichtert ließ er sein Pferd in Trab fallen. Dennoch näherten sie sich immer mehr, wenn auch die Frau, bei dem Geräusch des Wagens, den ihr folgenden Reiter nicht hörte. Vielleicht hätte sie sonst auf das Pferd eingehauen, in der Furcht, ihr Mann wolle sie mit Gewalt zurückhalten.

Schon waren sie dicht bei der Stelle angelangt, wo die Kleinbahn den Weg der Chaussee kreuzte — da geschah das Unerwartete.

Ein Automobil nahte in schneller Fahrt von der Kreisstadt — und ehe noch die Bäuerin Zeit hatte, die Automobilisten zu warnen, sprang ihr Pferd zur Seite und stürmte dann, wie von Furien gepeitscht, vorwärts.

Elling sah, wie der Wagen hin- und herschwankte. Schon im nächsten Augenblick konnte er in den Chausseegraben geraten und umschlagen.

Dem Bauern trat der helle Schweiß auf die Stirn. Er spornte den Fuchs zu höchster Schnelligkeit an, bereit, dem Wagenpferd, sowie er sich an dessen Seite befand, in die Zügel zu fallen.

Aber die Situation verschlimmerte sich noch. Wenige Meter war der Wagen von der Eisenbahnkreuzung entfernt, und deutlich hörte man das Läuten der nahenden Kleinbahn.

Nur ein Wunder konnte noch einen Zusammenstoß verhindern.

Einen Augenblick durchzuckte Elling der Gedanke an die Worte seines Schwiegersohnes: „Möge Gott dich für deine Hartherzigkeit strafen!"

Nun schien die Verwünschung furchtbar in Erfüllung zu gehen; denn es erschien menschenunmöglich, daß er vor dem Fuhrwerk beim Bahnübergang anlangte.

Vielleicht schon die nächsten Sekunden führten zur Katastrophe und schlugen sein Dasein vollends in Trümmer.

Da löste sich dicht vor dem Uebergang eine Gestalt vom Wege — ein Mensch sprang auf das rasende Pferd zu — ergriff das Zaumzeug und hing sich mit aller Kraft daran.

Noch ein paar Meter wurde der Körper des Tollkühnen mitgeschleift; dann stand das Pferd mit zitternden, schaumbedeckten Flanken.

Fast in greifbarer Nähe aber polterte der Kleinbahnzug vorüber.

Halb ohnmächtig, unfähig, etwas zu beginnen, saß die Bäuerin auf dem Wagen. Sie hatte die Augen geschlossen und klammerte sich mit beiden Händen an.

Erst als das Pferd zum Stehen kam und sie neben sich den Galopp eines zweiten Pferdes hörte, öffnete sie die Augen.

Ein Schauer durchrann ihre zarte Gestalt, als sie den Zug vorüberrollen sah und sich ausmalte, welch furchtbarer Gefahr sie entronnen war.

Dann aber blickte sie, wie aus einem wüsten Traum erwachend, um sich. Neben ihr hielt ihr Mann auf seinem Fuchs. Aber er sah gar nicht böse aus, sondern aus seinen Augen sprach nur

tiefe Sorge — und wiederum innige Freude. Jetzt sah sie, wie er vom Pferd sprang und sich an der Erde zu schaffen machte.e

„Mutter," rief er, „der arme Kerl ist halbtot vor Anstrengung und Aufregung — und weißt du, wer es ist, der dir das Leben gerettet hat?"

Eine Ahnung durchzuckte sie, und als sie sich herabbeugte, sah sie in das blasse Gesicht Gerhard Prells.

„Klas," flüsterte sie, „welche Fügung des Himmels! — Du wiesest ihn von deiner Schwelle — und mir rettet er das Leben!"

Der junge Musiker hatte keine Ahnung, wen er vor einem schrecklichen Tode errettet hatte. Nachdem der stolze Bauer ihn so hart angelassen hatte, war er in tiefster Niedergeschlagenheit den Weg zur Kreisstadt zurückgewandert. Gram und Hoffnungslosigkeit füllten seine Seele, und die heißen Tränen wollten ihm emporsteigen, wenn er daran dachte, daß er mit leeren Händen zu Frau und Kind zurückkehren mußte.

Dicht vor dem Bahnübergang hatte er hinter sich einen Wagen kommen hören. Im nächsten Augenblick erfolgte dann auch die Begegnung mit dem Automobil und das Scheuwerden des Pferdes.

Nur daß eine Frau den Wagen lenkte, hatte er noch gesehen; dann war er schon schräg seitwärts von hinten auf das Pferd gesprungen und hatte sich in die Zügel geworfen.

Das Pferd riß ihn von den Füßen; aber er ließ nicht los; denn er wußte, daß sein und der Frau Leben von seiner Kraft abhing. Als ihm die Rettungstat geglückt war, sank er vor Aufregung und Anstrengung zu Boden. Ihm war noch ganz konfus im Schädel, als er die Augen öffnete, und im ersten Augenblick glaubte er, ihn äffe ein Spuk. Das konnte doch gar nicht möglich sein, daß Klas Elling, der reiche, stolze Bauer, an seiner Seite kniete, einen Arm um seine Schulter gelegt hatte und ihn so freundlich ansah.

„Wo bin ich denn?" fragte er wie abwesend und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Nun mußte das Trugbild doch verschwinden.

Aber nein, es blieb; — und deutlich hörte er Klas Elling sagen: „Nu man Kopf hoch, mein Junge. — Was gewesen ist, soll vergessen sein von mir aus — und wenn du mir meinen Starrsinn verzeihen kannst, dann fahren wir zusammen zu deiner Frau und gucken uns das Enkelkind an. Von jetzt ab gehört ihr auf den Eichenhof. — Vergelte nicht Gleiches mit Gleichem, Gerhard Prell und schlag ein!"

„Ja, Klas Elling, ich verzeih ja so gerne!" entgegnete der junge Musiker und faßte die dargebotene Hand. — „Wie wird Marie sich freuen!"

„Nichts von wegen Klas Elling!" polterte der Bauer gerührt und lächelte seiner Frau zu, „von jetzt ab heiß ich Vater für dich, — verstanden, Junge!"

Da wich der letzte Schatten und die Sonne des Glückes tauchte in drei geprüfte Menschenherzen.

Die Mutter und der Tod

Von Agnes Harder

Die Mutter war mit den Kindern im Garten, um von dem einzigen Apfelbaum zu ernten, der hinter dem kleinen Häuschen stand. Das war immer eine große Freude. Die roten kleinen Aepfel hingen Weihnachten am Tannenbaum, und es war schon Vorfreude, wenn sie abgenommen wurden. Die drei Buben saßen in den Aesten und warfen sie den Schwestern in die Schürze. Das Kleinste, das noch nicht laufen konnte, jubelte, wenn einer in seinen Schoß fiel.

Die Mutter sah die Straße entlang, die aus dem Dorf, in dessen letztem Haus sie wohnte, ins freie Feld in die Ferne führte. Da kam ein Mann den Weg herauf, den sie kannte. Einmal hatte sie die große hagere Gestalt in dem grauen Mantel gesehen, in der schwersten Stunde ihres Lebens, als ihr Mann starb. Da hatte jener den Hut, wie heute, tief in die Stirne gedrückt, an seinem Bett gestanden. Sie legte die Hand auf das Schloß der Gartentür und hielt sie zu. Er würde vorbeigehen, hoffte sie. Es wohnten ja so viele Leute im Dorf. Aber er hielt bei ihrer Tür und schob ihre Hand beiseite und trat ein. Sie zitterte wie eine Espe, wenn Wind geht, und sah ängstlich zu den Kindern hin. Doch die schienen den grauen Wanderer nicht zu sehen und lachten und jubelten.

„Was willst du?" fragte die Frau. „Warum kommst du wieder zu mir? Es ist noch kein Jahr, daß du meinen Mann geholt hast."

„Ich will eins von deinen Kindern haben."

„Ich gebe dir keins. Sie sind gerade wie mein Blut."

„Du hast sechs. Und du bist arm. Ich kann besser für sie sorgen als du."

„Das ist nicht wahr. Nimm mein Leben, wenn du wieder gierig auf Menschenwärme bist. Meine Kinder bekommst du nicht."

„Dich hol' ich zu deiner Zeit. Ich kenne dich aber und wußte, daß du nichts gutwillig läßt,

was dir gehört. So suche selbst aus, was du mir geben willst."

Die Mutter sah sich nach ihren Kindern um. Wilde Verzweiflung lag in ihrem Blick.

„Ich brauche sie alle. Und sie brauchen mich. Wir sind nicht zu trennen."

„Gib mir den Anton."

„Meinen Großen, der der beste in der Schule ist? Nie!"

„So gib den Zweiten. Er hat ein schlechtes Zeugnis gebracht."

„Aber er kann lachen, daß mein Herz seine Traurigkeit vergißt."

„Und die Lene?"

„Mein kleines Mütterchen? Wie kannst du nur denken, daß ich sie entbehren könnte. Sie schlichtet jeden Streit und trägt die Kleinste und kocht ihr den Brei. Die Lene! Ja, das glaube ich, daß dir das gefallen könnte."

Der Tod wurde ungeduldig.

„So hole ich den jüngsten Balg selbst."

Doch da kam er schlecht an.

„Nicht ihn und nicht die Zwillinge, die zwei Rosen an einem Zweig. Ich merke schon, daß du ein freiwilliges Opfer brauchst. Geh weiter. Ich habe nichts für dich."

Sie hatte sich hoch aufgerichtet. Sie fühlte, sie würde siegen. Und richtig, der Tod wandte sich zur Tür.

„Ueber ein Jahr komme ich wieder. Ueberlege dir, wen du mir dann in den Arm legen willst. Weigerst du dich auch dann, so nehme ich alle sechs. Du aber bleibst hier. Wenn ich überall die Mütter für ihre Kinder nehmen wollte, würde ich nie mehr leichte Last auf dem Arm tragen. Der Tod wird auch müde. Er hat einen weiten Weg."

Damit schlug er die Gartentür zu und ging fort.

Der Winter kam und brachte Weihnachten mit. Die roten Aepfel hingen am Tannenbaum. Die Kinder jubelten. Aber die Mutter konnte sich nicht mehr freuen. Der Frühling kam, und der Apfelbaum blühte. Sie saßen im Grase, und Lene flocht der Kleinen ein Veilchenkränzchen. Die Amsel sang, und die Kinder tanzten Ringelreihn. Aber die Mutter blieb stumm. Als das Korn reifte und die grünen Aepfel anfingen, rote Backen zu bekommen, konnte sich die Frau kaum noch auf den Füßen halten, so schlug ihr Herz. Eines Abends, als die Kinder schliefen, saß sie auf der Schwelle der Tür und sah in die frühe Nacht hinaus. Sie dachte an den Tod und daß er unerbittlich sei.

Da umklammerte sie die kleine Lene, kuschelte sich neben sie und flüsterte leise:

„Du mußt mir sagen, Mutter, was dich so traurig macht. Seit der graue Mann am Zaun mit dir gesprochen hat, hast du noch nicht gelacht."

„Hast du denn den grauen Mann gesehen, Lene?"

„Freilich, Mutter. Und er mich auch. Er hat mir einen Blick zugeworfen, daß ich immer an ihn denken muß. Was wollte er?"

Die Mutter sah auf ihr Kind. Sie wußte nicht, wie es kam, sie mußte ihm alles sagen. Lene hörte zu. Ihre Augen leuchteten wie die Sterne. Dann küßte sie die Mutter.

„Weißt du, Mutter, ich denke, Vater wird nicht so allein sein wollen. Da hat er den Tod gebeten, er soll eins von uns bringen, daß es bei ihm bleibt."

Damit schlüpfte sie ins Haus, und als die Mutter an ihr Bett kam, schlief sie schon.

Als die Aepfel röter und röter wurden, achtete die Mutter am meisten auf die kleine Lene und ließ sie nicht von sich, ja, Nachts nahm sie sie sogar in ihr Bett. Aber wie sie auch aufpaßte, eines Tages war das Kind fort. Es war gerade an dem Tage, wo der Apfelbaum geerntet werden sollte. Die Kinder warteten eine Weile auf die Schwester. Als sie nicht kam, fingen sie an. Die Buben kletterten in den Baum und warfen den Mädchen die Aepfel in die Schürze. Die Mutter stand an der Gartenpforte und sah nach ihrem Kind aus. Da kam der Tod den Weg entlang, gerade wie im vergangenen Jahr. Er wollte an ihr vorbeigehen. Aber sie hielt ihn am Mantel.

„Hast du meine Lene gesehen, Tod?"

„Du hast sie mir doch entgegengeschickt. Ich traf sie am Waldrand. Sie sah sich überall nach mir um. Als sie mich erkannte, lief sie auf mich zu und jauchzte. „Bring' mich zu meinem Vater!" sagte sie. Als ich sie auf den Arm nahm, schlief sie ein. Sie war viel vernünftiger als du. Nun wirst du mich erst wiedersehen, wenn ich dich selbst hole. Es dauert aber noch lange. Die da werden groß werden und dir viel Leid und Sorge machen. Du hast es aber so gewollt."

Damit ging er weiter. Die Frau sah, daß keines der Kinder auf ihn geachtet hatte. Die Aepfel fielen ins Gras, der Herbstwind nahm schon die ersten welken Blätter mit. Die Frau dachte, daß sie noch lange warten müsse, ehe ihre Zeit erfüllet sei. Und plötzlich beneidete sie die kleine Lene so sehr, daß sie gar nicht um sie trauern konnte.

Spiegel zu schonen

Spiegel, die dem direkten Einfluß der Sonne ausgesetzt sind, verderben. Noch schädlicher ist es, wenn sie in feuchtm Zustande von der Sonne beschienen werden. Das Amalgam von Quecksilber und Zinn wird körnig, woraus sich das getrübte Aussehen des Spiegels erklärt.

Menschen als Wettermacher

Kampf um die Macht über Regen und Wind / Von Walter P. Schmalbach

Ein amerikanischer Schriftsteller, der als Verfasser technischer Zukunftsromane viel gelesen wurde, Maxim Hudson, hat einmal in irgend einem Zusammenhang für das Jahr 1950 folgendes prophezeit: „. . . Wenn dieser Tag der menschlichen Herrschaft über Wetter und Klima angebrochen sein wird, dann werden Wolken, Luft und Winde weiter nichts als Werkzeuge menschlichen Willens sein, dann werden Sturmtiefs über Gegenden geleitet werden, wo ihre vernichtende Gewalt kein menschliches Anwesen zu zerstören vermag. Dann wird auch die Zeit da sein, in der selbst Länder nördlicher Breiten ihre Sommer- und Winterernten haben, und in unseren Gärten werden dann Johannisbeeren hängen, die so groß sind wie Damaszener Pflaumen, Damaszener Pflaumen in der Größe von Aepfeln, Aepfel so groß wie Melonen, Erdbeeren so groß wie Orangen, und alle werden in Form und Wohlgeschmack die meisten von heute übertreffen, so daß sie selbst dem wählerischen Geschmack eines Feinschmeckers entsprechen werden . . ."

Läßt sich das Klima beeinflussen?

Wem klänge diese meteorologische Zukunftsmusik nicht lieblich in den Ohren? Unbeschreiblich wären die Auswirkungen auf allen Gebieten menschlichen Lebens, wenn es sich verwirklichen ließe, was dieser Utopist so verlockend auszumalen verstand, wenn wir Menschen die Witterung und das Klima überall auf Erden so zu gestalten vermöchten, wie wir es wünschen. Doch nun zu den nüchternen Wirklichkeiten! Dürfen wir glauben, daß uns eine nahe oder ferne Zukunft etwas Derartiges beschert und damit einen der kühnsten Träume der Menschheit, mit den Mitteln einer gesteigerten Technik die Macht über Wetter und Klima zu erlangen, in Erfüllung gehen läßt?

Wir glauben nicht recht gehört zu haben, wenn uns da von den Klimatologen entgegnet wird: Klimabeeinflussung betreibe der Mensch mit mehr oder weniger großem Erfolg schon seit langem; es sei freilich auch hier gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. So, wie es der Zukunftstraum mit Vorliebe ausmalt, wird es wohl schwerlich auf der Welt mit dem Wetter je bestellt werden. Aber die starken Völker der Erde haben es bei der heutigen Kulturhöhe dennoch in der Hand, in einem gewissen Maße das Klima des ihnen zugewiesenen Lebensraumes mehr und mehr günstiger zu gestalten.

Wie das verwirklicht werden kann? Nun, jede von fleißiger Menschenhand besorgte, zunächst noch so geringfügig erscheinende Umgestaltung der Erdoberfläche, wie das planmäßige Abholzen oder Aufforsten großer Waldgebiete, das Trockenlegen von Sümpfen und Seen, Regulierung und Bettumlegungen von Flüssen und der Bau von Kanälen und Dämmen, tragen das Ihre dazu bei, eine in klimatischer Hinsicht weitgehende und sich später auch für die Wohlfahrt der Völker stark auswirkende Umwälzung hervorzurufen. Die Trockenlegung des Zuidersee in Holland und der Pontinischen Sümpfe in Italien waren solche Taten.

Lieblingspläne der Menschheit

Und noch viel mehr könnte in Zukunft getan werden. Wir wollen ein Beispiel dafür herausgreifen: Palästina. Noch in biblischer Zeit war Palästina ein Land, „in dem Milch und Honig floß". Heute ist es von vielen öden Wüsteneien erfüllt. Jahrhundertelang dauernde Mißwirtschaft und gewissenloser Raubbau haben es seiner schützenden Walddecke beraubt und damit klimatisch verkommen lassen. Wiedergutmachen ließen sich solche Sünden nur durch zähe, keine Opfer scheuende, planvolle Pionierarbeit. Ein anderer Lieblingsplan der Menschheit ist die Bewässerung der Sahara. Längst hat die Wissenschaft nachgewiesen, daß der ganze Norden Afrikas, der heute die größte Wüste der Welt birgt, einst mit hochwertigem Boden bedeckt war. Hier könnte nur Wasser ein Wunderwerk menschlicher Kultur schaffen. Millionen Menschenhände und großzügige Ingenieurkunst könnten das Klima der sechs Millionen Quadratkilometer großen Sahara allmählich wandeln und hier ein Paradies der Menschheit zaubern, an dessen Segnungen alle Kulturnationen teilzuhaben vermöchten.

Doch wie so oft — die nächstliegenden Aufgaben, die seinen Kräften angemessen sind, übersieht der Mensch allzugern. Statt dessen ist er darauf aus, sich am Unbezwingbaren zu versuchen. Und unbezwingbar, das ist das Wetter schlechthin, das uns tagaus, tagein mehr oder minder zum Segen beschert wird. Gewiß, es

wäre eine phantastische Möglichkeit, einen schnell über den Ozean kommenden Tiefdruckwirbel mit seinen mit 120-Stundenkilometer-Tempo einherbrausenden Winden durch technische Mittel in seinem Lauf aufzuhalten und abzuleiten, und es wäre phantastische Möglichkeit, im umgekehrten Falle bei anhaltender Trockenheit im Sommer ein langsam wanderndes Tiefdruckgebiet, das Regen mit sich bringt, mit seinem feuchten Segen heranzulocken. Wir wissen zwar heute, auf welchen Straßen diese immer wiederkehrenden „Luftzüge" — der Meteorologe nennt sie Barometerminima — zu uns gelangen. Die Wetterkunde ist sogar einmal in der Lage gewesen, den großartigen Nachweis zu führen, daß ein Sturm, der vor vielen Jahren an einem 1. September in Paris große Verwüstungen anrichtete, dann die Nordseeküste heimsuchte und dessen Ausläufer am 2. September in Wien eine Feuerbrunst entfachte, derselbe Sturmwirbel war, der seinen Ausgang am 20. August in den tropischen Gegenden des Atlantischen Ozeans nahm.

Von dem Gedanken, daß es im menschlichen Machtbereich liegen könnte, hier abwendend einzugreifen, müssen wir uns jedoch frei machen. Im Vergleich zu den im Luftmeer der Erde sich mit rasender Schnelligkeit abspielenden Energieumsätzen sind alle technischen Energien der Menschheit wohl auch in der Zukunft unbedeutend. Die Macht über das „tägliche" Wetter wird uns deshalb wahrscheinlich nie zur Verfügung stehen. Und zwar behaupten das die Meteorologen, die als Naturwissenschaftler wohl wissen, daß man mit dem Wörtchen „unmöglich" in technischen Dingen recht vorsichtig umgehen soll, mit solcher Bestimmtheit, daß kein Eingeweihter zu widersprechen wagt.

Das Geheimnis des Regens

Allerdings geben sie andererseits zu, daß man vielleicht eines schönen Tages in der Lage sein wird, die Lokalwetterlage in einzelnen Landstrichen besser unseren Wünschen anzupassen. Stellen wir uns einmal vor: Ueber eine seit Tagen nach Niederschlägen dürstende Landschaft ziehen regenschwere Wolkenschwaden. Genügend Feuchtigkeit ist also in der Luft. Bisher fehlt nur das Zusammenfließen zu schweren, niederklatschenden Regentropfen. Zur Regenauslösung sind keinerlei größere Energiemengen nötig. Hat man doch schon oft genug beobachtet, daß das bloße Hineingeraten von Flugzeugen in Wolkenwände zur Regenbildung Veranlassung gab. Vielleicht wird es also auf diese Weise noch einmal möglich, mit rentablen Mitteln korrigierend in der Wetterküche mitzuwirken.

Der Pflanzenzauberer

Zu Luther Burbanks 14. Todestag

Im Jahre 1909 verbrannte ein Mann in Californien kostbare Pflanzen und Sämlinge im Werte von zehntausend Dollar — Pflanzen, die Früchte trugen, wie man sie zuvor noch nie gesehen hatte: große fleischige Himbeeren, Pflaumen, die fast keinen Kern hatten, Tomaten von wunderbarer Festigkeit. Er hatte sie ausreißen lassen, rücksichtslos, hatte riesige Haufen aus den verdorrenden Pflanzen gemacht und sie angezündet.

Warum? Die Himbeere war noch nicht so fleischig, wie er sie haben wollte, die Pflaume noch nicht völlig ohne Kern, die Tomate im Aroma noch nicht vollkommen. Der Mann, der dies tat, war Luther Burbank, einer der größten und genialsten Pflanzenzüchter, die wir kennen, und der vor 14 Jahren, fast achtzigjährig, starb.

Als Kind marschierte er statt mit Puppen und Soldaten mit einem Blumenstock im Arm herum. Daß an einer warmen Quelle mitten in Schnee und Eis Sommerblumen blühten, gab dem Zehnjährigen tief zu denken. Er wollte Gärtner werden, aber sein Vater schickte ihn in die Fabrik. Er erfand so viel technische Verbesserungen, daß er schon mit 17 Jahren 400 Dollar im Monat verdiente — für eine amerikanische Landstadt unvorstellbar viel Geld. (Henry Ford verdiente mit 27 Jahren als Ingenieur der Detroiter Elektrizitätsgesellschaft nur 50 Dollar.) Als Luther Burbank zwanzig Jahre alt war, hatte er genug verdient, um Medizin studieren zu können. Aber ehe er mit seinen Studien fertig war, starb sein Vater; er kaufte ein Grundstück in seiner Heimat und wurde Handelsgärtner.

Da fiel ihm ein Werk von Darwin in die Hand. Er war erschüttert. So also arbeitete die Natur: Sie las unter der Fülle dessen, was wuchs, das beste aus. Sollte man da der Natur nicht sozusagen . . . helfen können? Die Natur nämlich hat endlos Zeit. Sie macht Millionen von Versuchen, sie hat Millionen von Mißerfolgen, aber sie hat keinen Grund, sich darüber Sorgen zu machen. Sie ist — Luther Burbank formulierte es einmal sehr hübsch — nicht verpflichtet, zu einem bestimmten Termin eine besondere Sorte zu liefern, sie kann keine Briefe bekommen, die etwa beginnen: „Was die Sendung der vor fünfhundert Jahren für unser gemäßigtes Klima bei Ihnen bestellten Fichten anbelangt, so sind dieselben leider noch immer nicht bei uns eingetroffen."

Der Mensch jedoch hat keine Zeit. Er muß den Entwicklungsprozeß der Natur beschleunigen. Rationalisieren. Das Beste mit dem Besten paaren. Burbank ging hin — und schuf die Burbank-Kartoffel. Fleischiger, fester, schmackhafter als je eine Kartoffel in den Vereinigten Staaten gewesen war. Er hatte nämlich einen Kartoffelsamenball gefunden, was bekanntlich sehr selten ist. Er hatte nach ihm gesucht. Aus dreiundzwanzig neuen Samenkörnern erhielt er dreiundzwanzig Sämlinge, zwei davon wählte er aus, züchtete sie weiter — und hatte eine neue Kartoffelart.

Das war im Jahre 1865. In den mittleren Westen drangen Schilderungen von dem Goldland Californiens. Es war damals noch so unbekannt wie Tibet. Burbank schnupperte: dort war das Land für ihn, das Klima für ihn. Man riet ab, man hielt ihn für verrückt. Er verkaufte seinen Besitz und brach nach Californien auf. In seinem Köfferchen waren ein paar Kleidungsstücke, Bücher von Darwin — und zehn Burbank-Kartoffeln: sein ganzes Kapital.

Entbehrungen und Krankheit erschütterten in Californien den zarten Körper. Aber er biß sich durch. Ganz klein fing er an. Da geschah es, daß ein reicher Kaufmann aus San Francisco plötzlich zwanzigtausend Zwetschgenbäume wollte.

Kein Gärtner konnte sie binnen Jahresfrist liefern. Burbank bat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit aus und — übernahm den Auftrag. Aber er pflanzte keine Zwetschgenbäume, sondern säte zwanzigtausend — Mandeln. Mandeln wachsen schneller. Er bedeckte die Mandelnüsse nicht mit Erde, sondern mit rauhem Leinentuch, auf das er Erde schüttete. So konnte er jederzeit das Leinentuch anheben und sich vergewissern, ob die Mandeln auch wirklich keimten. Wenige Monate später hatte er zwanzigtausend Mandelbäumchen. Jetzt okulierte er zwanzigtausend Pflaumenaugen auf, und zwar mit einem Trick: er schnitt die Mandelschößlinge nicht ganz ab, sondern knickte sie nur; hätte er sie abgeschnitten, so wären die Pflanzen zugrunde gegangen; hätte er sie nicht abgeschnitten, so wäre die Kraft der Pflanze zum größten Teil in die Mandelschößlinge statt in die Pflaumensetzlinge gegangen;

so aber hatte er die Freude, daß die Pflanze alles tat, um die Pflaumensetzlinge wachsen zu lassen. Zum vorbestimmten Termin lieferte er 19,500 Zwetschgenbäumchen ab.

Sein Ruhm war begründet. Er begann Kreuzungsversuche mit anderen Früchten. Mit Trauben, Kirschen, Erdbeeren, mit Melonen und Tomaten; mit Aprikosen und Grapfruits. „Er kreuzt die Milchpflanze mit der Eierpflanze, um eine Omelettenpflanze hervorzubringen," höhnte man. Aber er schaffte es. Er legte eine Pflanzung von vielleicht dreißigtausend Himbeersträuchern an. Als die Früchte reiften, ging er von Strauch zu Strauch — die Tasche voll kleiner Stoffmanschetten. Gefiel ihm eine Pflanze, so warf er eine kleine Stoffmanschette um den Ast — sie war geheiligt. Gefiel ihm eine Pflanze nicht, so trat er mit dem Absatz in das Erdreich, und die ihm folgenden Arbeiter rissen sie aus. Von dreißigtausend Sträuchern fanden sieben Gnade, aus ihnen zog er im nächsten Jahre die vollkommenere Sorte, alle anderen wurden verbrannt. Wozu die Natur tausend Jahre braucht, preßte er in ein Jahr.

Aber wieso fand er die richtigen Pflanzen heraus? Er wußte es selber nicht. Es lag nicht immer am Aussehen, auch nicht am Geschmack. Es war eine Art von Hellsehigkeit, die ihn beflügelte. Er lief wie in Trance zwischen den Beeten durch. Wenn er keine Stoffmannschetten mehr hatte, zerriß er den Schlips, das Hemd, den Anzug, um bestimmte Pflanzen zu kennzeichnen. Schwerlich wird den Menschen ein zweiter Burbank entstehen: denn er besaß einen besonderen, unbekannten Sinn.

Er hätte sehr viel Geld aus seiner Gärtnerei schlagen können. Die Welt riß sich um seine Samenarten. Er wandte sich ab. Er gab den Vertrieb seiner „Novitäten" an eine Gesellschaft ab. Er wollte reiner Wissenschaftler werden, unabhängig von der kommerziellen Seite seiner Entdeckungen. Er blieb es bis an sein Lebensende. Es war Arbeit genug. Er bezahlte Sammler, die ihm aus allen Weltgegenden Pflanzen brachten. Hunderte von Briefen liefen täglich ein von begeisterten Pflanzenfreunden, die ihm Hinweise gaben oder Samen schickten. Er hatte keine Zeit, sich zu verheiraten; er lebte mit seiner Schwester und seiner Mutter; er mußte die Besuchszeit auf fünf Minuten beschränken, beantwortete dreihundert Briefe täglich, empfing die Größten der Welt auf seiner Farm. Aber mehr als alles galt ihm eine fast kernlose Pflaume, die ihm ein Verehrer aus Südfrankreich schickte.

Diese Pflaume war ein einmaliges Zufallsspiel der Natur. Für Burbank war sie die Stammutter einer neuen Art. Viele Jahre schon — in mehr als 25,000 Einzelversuchen — hatte er die japanische Pflaume mit anderen Sorten so lange gekreuzt, bis er die große Californische Fleischpflaume erzielt hatte. Diese Spitzenleistung kreuzte er jetzt mit der steinlosen Pflaume; er züchtete sie weiter, bis sie überhaupt keinen Stein mehr hatte; das Wunder war erreicht — eine neue Art war geschaffen.

Sein Geburtstag aber war schon zu seinen Lebzeiten in Californien zum Staatsfeiertag erhoben worden: Denn dieser Mann hat aus dem Land einen Garten gemacht.

Lung Gom—Seelensport in Tibet

Vorübung: Richtig atmen, ohne zu denken — Erfolg: Große Kälte wird ohne Kleidung überwunden

Die Tibetaner haben nicht an den letzten Olympischen Spielen teilgenommen. Sie haben auch nicht die Absicht, es in Zukunft zu tun. Denn in Tibet hat man, soweit man überhaupt etwas davon weiß, eine sehr geringe Meinung von europäischem Sport. Man glaubt, das einzig sinnvolle Training des menschlichen Körpers ist Lung Gom, das heißt die Entwicklung der seelischen Kräfte zur vollen Beherrschung des Körpers.

Dieses Lung Gom kann man, obwohl es mit eigenen Mitteln arbeitet und auch eigene Ziele verfolgt, als den tibetanischen Sport bezeichnen. Diese sportliche Ausbildung ist eine der wichtigsten Aufgaben in den Klöstern des tibetanischen Kirchenstaats, und die Auslese geeigneter „Athleten" wird mit größter Sorgfalt vorgenommen. Jeder, der ausgewählt ist, muß ein Training von drei Jahren, drei Monaten, drei Wochen und drei Tagen durchmachen. Das allererste, was der Lung-Gom-Novize lernt, ist richtig atmen. Aber nur dieser Ausgangspunkt ist europäischem und tibetanischem Sport gemeinsam. Schon die Atemlehre wird in dem asiatischen Hochland ganz anders betrieben, und zwar nachts in einem vollkommen dunklen Raum. Der Neuling wird dort angewiesen, mit gekreuzten Beinen zu hocken, seine Gedanken vollkommen auszuschalten und seine Augen auf einen bestimmten Stern zu konzentrieren. Solch eine Atemübung dehnt sich über die ganze Nacht aus. Bald heben sich zwei verschiedene Gruppen von Sportlern ab. Wenn nämlich dieser Stern untergeht, oder hinter einem Berggipfel verschwindet, so wird Gruppe eins aus der Kontemplation herausgerissen. Das regelmäßige Atmen bricht automatisch ab, die Uebung ist beendet. Gruppe zwei merkt das Verschwinden des Sternes überhaupt nicht. Aber es ist durchaus nicht so, wie ein zynischer Tibetreisender behauptet hat, daß die Neulinge einfach eingeschlafen sind; sie sehen vielmehr den Stern in diesem halb Trance-, halb Schlafzustande mit dem geistigen Auge seinen Weg am Himmel fortsetzen.

Die beiden Gruppen werden einem ganz verschiedenen Training unterworfen. Die erste Gruppe wird in solchen Uebungen geschult, die eine augenblickliche Konzentration der Muskelkraft erfordern. Diese Darbietungen der Mönche in den Klöstern machen auf den Laien den Eindruck übernatürlicher Kräfte. Dazu gehören die gymnastischen Glanzleistungen bei den Teufelstänzen und die verhältnismäßig einfachen Uebungen, wie das langsame Aufrichten des Körpers aus der Hockstelle mit gekreuzten Beinen, ohne die Hände zur Hilfe zu nehmen. Die zweite Gruppe wird auf die Ausdauerübungen trainiert. Sie muß den großen Kraftnerv entwickeln, der nach tibetanischer Auffassung in ganzer Länge durch den Körper geht und in ungeschultem Zustande dünn wie ein Zwirnsfaden ist. Aber diesen Nerv, so glauben die Tibetaner, kann man dazu bringen, daß er zu der Dicke eines kleinen Fingers anschwillt und dann ein Reservoir von Wärme und Kraft bildet, das zu den erstaunlichsten Leistungen befähigt. Die Ausdauerkünstler werden vor allem zum Ertragen von Kälte erzogen. Zu diesem Zweck begibt sich der Lehrer mit den Schülern in die Einsamkeit der Berge, zu einem Platz, der unbedingt mehr als viertausend Meter über dem Meer liegen muß. Die Tibetaner glauben, daß die kalte Luft in den Städten und in der Nähe menschlicher Siedlungen überaus gefährlich ist und daß man sich warm einhüllen muß, sobald man in der Kälte unter Menschen geht, daß aber der Eremit in den einsamen Bergeshöhen auch nackt der Kälte widerstehen kann, wenn er richtig atmet und das nötige seelische Training hat. Darum wird solche Gruppe von Novizen zwei Winter lang in den Schneebergen gehalten. Sie hausen dort in einer der vielen Eremitenhöhlen, gehen an jedem Morgen in den Schnee hinaus, nur ganz leicht gekleidet.

Zu Beginn dieser Kälteübungen haben sie ein Fell oder eine Wolldecke, um sich darauf niederzusetzen. Später hocken sie einfach im Schnee oder auf den Steinen. In einem Tal, dessen Fluß nicht bis auf den Grund gefroren ist, wird die Eisdecke aufgeschlagen, nnd die baumwollenen Gewänder werden in das Wasser getaucht. Dann hüllt sich jeder in seine nassen, kalten Lumpen und setzt sich in die Sonne, um das Zeug zu trocknen und es dann gleich wieder in den Fluß zu tauchen. Wer am häufigsten seine Kleider trocknen kann, ist der Sieger in diesem seltsamen „Sportspiel"; denn er vermag die größte Wärme

in seinem eigenen Körper zu entwickeln. Die Uebung ist zugleich die Prüfung, mit der der Novize unter die Bonzen aufgenommen wird.

Es ist merkwürdig, wie viele unter den jungen Tibetmenschen an diesen Uebungen Gefallen finden. Das sind die, die später die Tagesroutine der großen Klöster scheuen und als Eremiten in den Höhlen der hohen Berge wohnen. Sie können dort leben durch tägliche Uebungen im Lung Gom. Aber gerade diese Einsiedler wurden von der Bevölkerung am meisten verehrt, mehr als der Abt eines berühmten Klosters. Woraus man schließen kann, daß auch in Tibet sportliche Leistungen gebührende Bewunderung finden.

Ewige Leiber

Vor einiger Zeit ging der Name des geheimnisvollen Ritters von Kahlebutz, der seit einigen hundert Jahren in dem brandenburgischen Dörfchen Campehl bei Neustadt a. d. Dosse unverwest im Sarge liegt, durch die deutschen Zeitungen: Das Konsistorium der Provinz Brandenburg hatte nämlich angeordnet, den Herrn von Kahlebutz endlich der Erde und damit der wohlverdienten Ruhe zu übergeben. Kahlebutz, so erzählt man, habe durch einen Falscheid sein seltsames Schicksal verschuldet: „Und spricht Erlogenes doch mein Mund — und mit Falschheit ich im Bund — So soll mein Leib auf Erden — Zur Erde nimmer werden!"

Der eigentümliche Fall mit all seinem Spuk und seiner Mär büßt, nüchtern betrachtet, den Hauch des Wunderbaren ein, wenn wir an das gewaltige und noch heute, nach aber Tausend Jahren, sichtbare Totenreich der alten Völker denken. Aus jenen hohen Kulturen kennen wir künstliche und natürliche Mumifikationen. Natron und Asphalt, Harze und Kräuter haben die Körper der bindenumwickelten ägyptischen Könige durch die Jahrtausende gerettet, sie vor der natürlichen Staubwerdung bewahrt. So wollte man sie der Ewigkeit erhalten. Sie waren dem Sonnengott Osiris geweiht, ihr Grab war heilig, kein Lebender durfte ihnen je ins Angesicht schauen. Aber die Natur selbst vollbringt nichts Geringeres. Sie hat zahllose Unbekannte beinahe unversehrt durch das Auf und Ab der Zeit bis in unsere Tage geführt. So gab der Wüstensand Menschen her, die zu biblischen Zeiten über die Erde wandelten. Sven Hedin weiß von einem jungen Mädchen zu berichten, das, angetan mit orientalisch bunten Kleidern und Sandalen, fast zweitausend Jahre vom Wüstensand „konserviert" wurde, um dann allerdings in der Luft rasch zu verfallen. Heiße und besonders trockene Luft, aber auch der Einfluß des Moores wirken erhaltend: der Körper schrumpft ein, die Haut wird pergamenten und ledern. Die vollkommenste Konservierung wird natürlich dort erreicht, wo die Luft nicht hinzutreten kann: die Körper bewahren ihr natürliches Aussehen. Auch Arsen, Phosphor und Sublimat sollen — z. B. in Vergiftungsfällen — mumifizierende Eigenschaften besitzen und Fäulnis verhindern.

Der Italienbesucher kennt die Katakomben, jene unterirdischen Begräbnisstätten der ersten Christen in Rom, durch die uns Mönche bis in die verborgensten, dumpfen, schmutzigen Winkel führen. Es ist eine unheimlich erregende Wanderung durch die staubbedeckten Kammern der Toten. Auch hier widersteht die einzigartige Luftbeschaffenheit der letzten Zerstörung.

Wir brauchen aber nicht bis nach Italien zu reisen, um einmal den Fuß in solch seltsames Museum des Todes zu setzen. Auch Bremen hat ja seinen zu einiger Berühmtheit gelangten Bleikeller, wo Angehörige der verschiedensten Gesellschaftsschichten und Jahrhunderte friedevoll nebeneinander ruhen. Täglich sind sie den Blicken der Fremden preisgegeben. Der Zufall hat aus ihnen eine Gemeinschaft gemacht — aber die Mauer des Schweigens, der grenzenlosen Vereinsamung, steht um jeden Sarg. Der Aelteste unter den neun Unverweslichen ist ein Dachdecker, der vor 500 Jahren vom Dom abstürzte und sich das Genick brach. In seiner Nachbarschaft schlafen eine englische Lady, ein schwedischer General und eine schwedische Gräfin, ein im Duell gefallener Offizier — an dessen Hals noch die Wunde klafft —, ein Arbeiter aus Bremen und der schwedische Kanzler v. Engelbrechten. Ihr Alter schwankt zwischen 500 und 200 Jahren. Lächeln und Schmerz, Frieden und Ueberraschung scheinen die Gesichter widerzuspiegeln, deren Haut zu schwärzlichem Leder ward. Es ist nur allzu begreiflich, daß Aberglauben und Sensationslust auch um diese merkwürdige Stätte ihre wunderlichen Geschichten spannen. So hieß es, daß die Bleiplatten, die hier unten einst für das Dach des Domes gegossen wurden, hervorragende präparierende Eigenschaften bis in unsere Tage bewahrt hätten, oder daß ein unterirdischer Radiumquell sprudele, dessen Ausstrahlungen die Fäulniskeime töten sollten. Diesen Behauptungen wurde dann durch die klare Festlegung ein Ende gemacht, daß allein die besonders trockene Luft des unter-

irdischen Gewölbes die eingetrocknete Substanz erhalte.

Während durch die Krypten des Bremer Doms täglich Fremde aus aller Herren Länder geführt werden, ist die kleine Totenkammer des Städtchens Achim — an der Bahnstrecke Bremen—Hannover — so gut wie unbekannt geblieben. Seitdem Diebe vor einigen Jahren die vergitterten Maueröffnungen zerstörten und die Toten zu berauben versuchten, ist das Grabgewölbe streng verschlossen. Der Achimer Fall von Mumifikation ist, wenn man den Ausdruck für einen zwar ungewöhnlichen, aber doch natürlichen Prozeß gelten lassen will, in der Tat noch wunderbarer: das Gewölbe liegt nämlich oberirdisch und ist, da nicht einmal gegen die Außenluft abschließende Fenster vorhanden sind, wechselnden Temperaturen und der Feuchtigkeit ausgesetzt. Und doch scheint auch hier ein unvergleichliches Spiel der Natur den Raum und seine sieben Toten vor zerstörerischen Witterungseinflüssen zu bewahren — zwei Jahrhunderte alte Tote in Uniformen und unversehrtem, weißen Linnen . . .

Abenteuer mit dem Keiler

In den Jagdzeitschriften habe ich immer zuerst die Berichte von Jagden auf Schweine gelesen. Sie erschienen mir romantisch-gruselig wie die Oper vom Freischütz. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß da wirklich und wahrhaftig ein borstiges wildes Schwein im Wald lief. Nie hatte ich draußen eins gesehen, wie z. B. Rehe und Hasen, nur im Zoo. Und in ihren Jagdberichten erzählten die Jäger von einer Drückjagd auf Schweine und von Wildschaden, den die Schweine angerichtet hatten! Es mußte doch wahr sein. In einer Jagdzeitschrift, die von Jägern gelesen wird, kann einer doch keine Märchen erzählen.

Ich erinnere mich, daß ich an einem Tag im Winter — es schneite, und in den Straßen wurden die Weihnachtsbäume aufgestellt — vor der Wildprethandlung einen Keiler ausgestellt sah, einen Kerl wie einen Bären. Der Schnee hing an seinen struppigen Borsten. Dieser Keiler war daran schuld, daß ich mir damals schwor, einmal einen solchen Keiler selber zu erlegen, keinen Hirsch und keinen Bock, danach gelüstet es mich nicht. Aber einen Keiler, das war noch ein Abenteuer. Dem sah man an, daß er sich wehren konnte. Das habe ich dann später einmal selbst erlebt, und es war nicht einmal ein Keiler, sondern eine Bache, die bei der Nachsuche wie der Teufel auf den Oberforstmeister und seinen großen Hund losfuhr. Sie nahm ihn an, krank geschossen, obwohl fünf Mann mit geladenen Mauserbüchsen dicht in der Nähe waren. Sind das nicht prachtvolle Kerle, die noch den Mut haben, gegen den unüberwindlichen Feind anzugehen, gegen den Mann mit der Repetierbüchse mit fünfmal fünfhundert Meter-Kilogramm Auftreffenergie? —

Ein Hauptschwein — am ersten Morgen!

Damals fuhr ich zum Förster nach Mecklenburg. Eines Morgens um drei Uhr holte ich ihn zum erstenmal zu einem Pirschgang durch das große Hochwildrevier ab, zu einem Pirschgang mit dem Spazierstock. „Schweine,“ sagte er, „werden wir nicht zu sehen bekommen.“ Wir wateten stundenlang durch das nasse Gras in den Waldschneisen. Da und dort sahen wir einen Hirsch, der wie ein Gespenst, grau im Morgennebel, reglos zwischen den Stangen stand. Der Förster wies mit dem Stock auf Stellen, wo der Waldboden aufgewühlt war; hier hatten Schweine in der Nacht gebrochen. Er zeigte Fährten von Schweinen, er führte mich an Suhlen vorbei, die von den Schweinen völlig zertreten waren; Fährte war da an Fährte und so tief geprägt in dem zähen Morast, daß man davon Gipsabdrücke hätte machen können. Wir fanden auch ganze Körperformen am Rand der Suhlen abgedrückt, wir fanden Borsten an Fichtenstämmen, an denen sich die Schweine nach dem Schlammbad gescheuert hatten. Alle diese Spuren betrachtete ich mit einer fast abergläubischen Scheu. Wo waren sie, die Schweine, von denen die Spuren waren? Wohl zwanzig Rehe und ein Dutzend Hirsche sahen wir leibhaftig an diesem Morgen, von den Schweinen aber nur die Spuren!

Die Sonne ging auf. Wir waren nun auf dem Heimweg und unterhielten uns laut. Wir kamen an einem dschungelartigen alten Erlenbruch vorbei; der Förster meinte noch, in solchen sumpfigen Brüchen steckten am Tage die Schweine wohl drin. Da rauschte es auf, der Förster riß mich am Arm herum, und ein riesenhafter Keiler brach durchs Gebüsch, zehn Schritt von uns! Es kam mir zuerst so unwirklich vor wie im Theater. Lief da auf einmal ein Keiler und so nah! Blickte nicht rechts, nicht links, war nach drei Sekunden in den Büschen verschwunden. „Na,“ sagte der Förster, „nun haben Sie doch einen gesehen. Und was für einen!“

Seitdem habe ich genug Schweine draußen

gesehen, aber nur noch einmal einen so großen Keiler, d. h. ein Hauptschwein, wie der Jäger den ausgewachsenen Keiler vom siebenten Jahr an nennt. Viele Pirschgänge habe ich damals noch mit dem Förster gemacht und viel gesehen, aber einem Schwein sind wir nie mehr begegnet, nicht einem einzigen kleinen Ueberläufer, geschweige einem Hauptschwein wie damals.

Gesehen hatte ich es. Aber meine Vorstellung von dem „wilden Schwein" wurde nun noch viel romantischer. Als sei ich einem Bären begegnet oder einem Auerochsen, einem fabelhaften Ungetüm im Wald. Wenn man auf dem Berliner Asphalt läuft, mit der Mappe unter dem Arm, kann einem ein mecklenburgischer Keiler leicht als eine Märchenfigur erscheinen, auf jeden Fall wächst er bedeutend in der Erinnerung. Seine Gewehre, die wohl stattlich waren, hat man in der Eile damals gerade noch schimmern sehen, aber nun erscheinen sie einem wie die Hauzähne von einem prähistorischen Säbeltiger!

Es kam jener Morgen, an dem ich eingeladen war zur Jagd auf Schweine. Es war im Januar und verflucht kalt. Vier Schützen waren da und Treiber; der Förster schickte die Treiber weg und wies uns die Stände an, soweit war alles in Ordnung, und da stand ich nun also auf meinem Platz.

Der Förster, der hinter mir vorbeiging, sagte es mir: „Ja, machen Sie sich fertig, zum Donnerwetter! Jeden Augenblick können hier Schweine 'rauskommen!"

Und man glaubt immer noch nicht daran. Man tut nur mechanisch das Nötige. Kaum war ich soweit — Handschuhe runter, Sicherheitsflügel herum an der Büchse und so —, da geschah das Wunder. War aber auf einmal kein Wunder mehr, nur eine einfache und ziemlich eilige Tatsache, die man ohne weiteres hätte übersehen können. Da kam also aus dem Wald ein Schwein heraus. Nach meiner phantastischen Erinnerung an jenen klassischen Keiler im Erlenbusch kam es mir klein, fast bescheiden vor. „Ja, schießen Sie doch!" rief der Förster herüber. Ich schoß.

Daraufhin sah ich jenes Schwein in einem tollen Galopp über den Graben durchs dürre Gras abgehen. Links standen dünne Erlen und Birken. Zwischen ihnen sah ich das Schwarze noch laufen und schoß noch einmal.

Es war nachher eine endlose Nachsuche nach diesem Schwein. Durch alle dichten Zündholzwälder in der Gegend krochen wir, in denen es gruselig ist. Wir hielten die Büchsen bereit und gingen Schritt um Schritt vor. „Aufpassen!" rief der Förster immer wieder. Die Hunde liefen hin und her. Da sahen wir Lager von Schweinen genug in diesen dunklen unheimlichen Dickichten.

Gefunden wurde der Keiler erst später — im Sumpf.

Die Schachtel der alten Mine

Von Auguste Supper

Die Mine war jene Weißhaarige, hinter der ich, der Pfarrwilhelmle, und mein Freund, des Bäckerfritzen Ludwig, der Luile, herzuschreien pflegten: „Bleibende Statt, bleibende Statt."

Die Alte schaute sich dann langsam um und zeigte ein runzeliges Gesicht mit roten Bäckchen, das in seiner welken Rosigkeit aussah wie ein schöngefärbter Winterapfel im Mai, wenn er über die Zeit gelegen ist.

Hellblaue Augen blickten voll Freundlichkeit aus dem Altweibergesicht, und ein stilles Lächeln lief darüber hin, von dem ich erst viel später merkte, zu welcher Sorte es gehörte. Als Bub habe ich, wie meine Kameraden, dieses Lächeln immer in ein ganz verkehrtes Fach geschoben.

Ich mußte jeden Abend knapp vor dem Betglockenläuten mit einer blechernen Kanne hinten um den Kirchhof herum und mußte Milch holen bei der alten Mine, die etwas abseits von unserem Dorf einschichtig wohnte und eine ebenso einschichtige Kuh im kleinen Stall hatte. Meine Mutter pflegte zu sagen: „Der Mine ihre Milch ist die best im Dorf, weil sie aus dem friedlichsten Stall kommt."

Der Vater zog stärker an seiner Pfeife und warf mit Stirnrunzeln hin: „Drücke dich richtiger aus, Luise! Sage: Der Mine ihre Kuhmilch, oder: Die Milch von der Mine ihrer Kuh —"

Meine Mutter lachte dann (sie hatte eine etwas leichtfertige Art zu lachen) und sagte: „Gott, ja! Kuhmilch, Geißmilch — ich meine halt der Mine ihre Milch —"

Darauf verwies es ihr der Vater, den Namen Gottes ins Gespräch zu ziehen, worauf sie alsbald einen roten Kopf bekam. Aber nicht aus Beschämung, denn sie hatte in dieser Hinsicht eine ganz respektable Hornhaut, sondern einfach aus Zorn, der ihr ungemein leicht auflohte.

Sie sagte dann oft ganz kräftige Sachen, die mir einst äußerst treffend vorkamen, von denen aber mein Vater meinte: „Luise, Luise — vor dem Buben —"

Dann nahm sie mich an der Hand, schob mich vor die Tür und sagte: „Hinaus, Wilhelmle! Horch lieber von außen."

Und ich habe sehr oft von außen gehorcht und habe meine Freude gehabt an den Ansichten meiner Mutter.

Aber sie ist jetzt auch tot. Acht Tage nach meinem Vater ist sie gestorben. Man weiß nicht, an was. Unser alter Doktor sagte, an Herzkrämpfen. Aber von unserem alten Doktor behauptete meine Mutter bei Lebzeiten, er sei ein alter Esel, der den Typhus mit dem Wochentölpel verwechsle. Schließlich ist's ja auch ganz einerlei, an was einem die Mutter gestorben ist. Sie ist eben nicht mehr da, und die Welt — na also —

Zu mir hat sie gesagt, ehe sie ging: „Wilhelmle," sagte sie, „wenn ich mich verteilen könnte, dann täte nur die eine Hälfte zum Vater hinübergehen, und die andere Hälfte täte bei dir bleiben. Aber ich kann's nicht, in Gottes Namen. Da gehe ich halt ganz zum Vater. Der braucht mich noch nötiger als du. Du weißt ja, was für ein Mensch er gewesen ist. Hast ihn ja gekannt — Gott verzeih mir's —"

Und sie schloß ihre Augen und tat sie nicht mehr auf zu diesem irdischen Licht, und ich konnte ihr nicht sagen, was früher der Vater so oft gesagt hat: sie solle den Namen Gottes nicht ins Gespräch ziehen.

Da hat denn auch nicht sie, sondern ich den roten Kopf bekommen an jenem Tag. Einen roten Kopf, als wolle mir alles Blut zu den Augen hinaus, hinter den paar armen Tränen her, die auf meiner Mutter stilles Gesicht fielen. —

Aber ich hab' ja vom Milchholen reden wollen.

Also ich kam dann mit meiner blechernen Kanne in das einschichtige Häuschen zu der einschichtigen Mine mit ihrer einschichtigen Kuh.

Meistens war das Weib schon im Stall, saß auf dem Melkschemel und sprach mit dem Vieh, das den Kopf mit den großen Augen nach ihr umgewendet hatte. Ich blieb dann unter der Türe stehen, lehnte mich an den Pfosten, an dem das alte Hufeisen festgenagelt war, und grinste so dumm, wie Buben grinsen, die aussehen wollen, als ob sie sich über etwas lustig machen, während ihnen inwendig ein scheues Staunen, fast ein Grauen an die junge Seele klopft.

Die Mine sprach in einer Mundart, die sich nicht schreiben läßt, weil sie fort und fort über die Stränge schlägt und wild abirrt von den Pfaden, die die Feder gehen kann. Alte Geschichten erzählte sie der Kuh, in denen viel von Hexen vorkam, die am Mittwoch nacht die Kühe reiten,

sofern diese nicht geschützt sind durch mächtige Bannsprüche. „Gott der Vater oben, Gott der Sohn unten, Gott der Heilige Geist in der Mitte. Wer stärker ist als diese drei, der komme und greife an." Langsam und in reinem Deutsch sprach die Mine die beschwörenden Worte.

Die Kuh stieß ein kurzes Brüllen aus, und das Weiße ihrer großen Augen wurde für einen Augenblick sichtbar.

Ich wollte einen Einwurf machen. Einen von der Art, wie sie der Vater zu machen pflegte: Die Mine solle nicht den Namen Gottes ins Gespräch ziehen oder ähnliches. Aber ich verpaßte die Zeit, weil ich erst die innerliche Gänsehaut wieder glatt werden lassen mußte.

So brachte ich es auch nicht weiter als die Kuh, nämlich zu einem kurzen Brüllen und einem Augenrollen.

Die Mine ließ sich dadurch nicht stören. Solange ihre Hände an den Strichen des Euters waren und der weiße Strahl in den Melkeimer zischte, sprach sie eintönig fort, von allem, was sie für gut und recht hielt.

Wer es so weit brächte, daß er seelenruhig jeden Buben und jede Kuh brüllen und die Augen verdrehen ließe, solang er nur selst am rechten Ende zieht!

Waren die Striche leer, dann stellte die Mine den Eimer weg, schob den Schemel im knisternden Stroh zurück und murmelte ächzend im Aufstehen: „Wir haben hier keine bleibende Statt."

So oft das Wort mir vor die Seele tritt, denke ich seitdem dabei an einen dumpfigen und halbdunkeln Kuhstall, aus dem es hinausgeht unter den Abendhimmel, an dem der erste Stern aus seliger Ferne leuchtet als ein Herold seiner goldenen Brüderschar.

Die drückende Unheimlichkeit, die für mich um die Melkprozedur und ihre Zaubersprüchlein lag, verflog. Ich vermochte dumm und bubenmäßig aufzulachen und meine Blechkanne im Henkel zu schwingen, daß sie knarrte. Dann wandte mir die Mine das freundliche Apfelgesichtlein zu und forderte mich auf: „Wilhelmle, sing ebbes!"

Das Singen war mein Erbteil von der Mutter her. Schön konnten wir's nicht, aber kräftig. Und uns hat es jederzeit gefallen. Wenn ich zurückdenke, wie ich mit meiner Mutter im Pfarrgarten ganz hinten bei dem großen Nußbaum zu singen pflegte: „Zu Straßburg auf der langen Brück", dann rieselt mir etwas über den Rücken, und ich möchte meine Hände ausstrecken wie ein Blinder, der ertasten muß, was er nicht mehr sehen kann.

Oder wenn wir Sonntags nebeneinander im Pfarrstuhl in der Kirche sangen! —

„Wilhelmle," sagte die Mutter vorher, „heut aber fest."

Und dann sangen wir, daß uns die Gesichter blau wurden.

Die Gemeinde hing wie ein Bleiklotz hinten an unserem Singen, und wir zogen gleich dem Petrus, da ihm der liebe Herr das Netz gefüllt hatte, dazumal.

Nach dem zweiten Vers pflegte die Mutter zu sagen: „Wilhelmle, noch fester." Aber nach dem dritten Vers konnte sie gewöhnlich nicht mehr, weil ihr der Hals brannte. Dann tat ich allein meine Pflicht und Schuldigkeit. Und oft, wenn ich so recht im Zuge war, ist mir's gegangen wie einem Wagen, an dem die Bremse zu spät gezogen wird: ich fuhr zu weit vor und stand dann einsam weit vor der Front mit meinem hellen Sang.

Dann schaute die Gemeinde zu uns her, und die Wohlgesinnten sagten: „Ja, ja, des Pfarrers Wilhelmle."

Die Uebelgesinnten aber raunten: „Ja, ja, des Pfarrers Wilhelmle."

Und so ist es gekommen, daß ich sehr früh merkte, daß die, die gleich reden, deshalb noch nicht gleichgesinnt zu sein brauchen.

Mein Vater hat von meinem Singen und von dem der Mutter nicht absonderlich viel gehalten. Er pflegte zu sagen, die Quantität schlage zu stark vor. Er war sehr musikalisch und hatte ein Cello in seiner Studierstube stehen, einen großen, braunen Kasten, der einst eine Masse Gulden gekostet haben sollte und über den jetzt die Mutter manchmal die feuchten Nudelkuchen hängte, wenn sie sie in der Küche ausgewellt hatte und auf Vaters Ledersofa nicht Platz für alle war.

Die Mine schätzte meinen Gesang aufs höchste. Zwar durfte ich vor ihren Ohren nicht alles singen, was ich mit der Mutter sang; aber dafür konnte sie von gewissen Liedern nicht genug kriegen. „Ich bete an die Macht der Liebe" gehörte zu dieser Sorte, und unter den weltlichen: „Auf dem Meer bin ich geboren, auf dem Meere ward ich groß".

Das Weib legte ein weißes Seihtuch über einen weißen Kübel und filtrierte so die schäumende Milch. Ich aber sang dazu vom Meer, als von meiner ewigen Braut, bis mir die Stimme überschnappte, und die Kuh brüllend das Weiße ihrer Augen zeigte. Dann füllte mir die Mine meine Kanne, nahm mein Geld, band es in die Zipfel ihres roten Sacktuchs und fuhr sich mit dem Aermel übers Gesicht.

„Vergelt's Gott, Wilhelmle," sagte sie, „ka sei, du kommst no aufs Meer. Dir sieht's gleich. Du host so ebbes in de Auge und ums Maul rum. Denk an mi. Des wär' net 's erst Mol, daß i profezeit han und 's ist eintroffe. I sag' bloß: Wir haben hier keine bleibende Statt."

In der Dämmerung ging ich mit meiner Kanne

heim, hinten her um den Kirchhof, wo die Klettenbüsche im Lehmboden wachsen, deren klebrige Blüten man den Kühen in die Schwänze und den Mädchen in die Zöpfe warf. Auch der kleine Tümpel mit dem gelben Wasserrest ist dort, in dem, ob er gleich nur eine Spanne hoch ist, einmal einer ersoffen sein soll; aus keinem anderen Grund, als weil ihm der Teufel selbst immer wieder den Kopf niederdrückte, wenn er sich aufrichten wollte. Die Mine hat das mir und der Mutter erzählt, und die Mutter sagte darüber, so sei's keine Kunst. Wenig Menschen begegneten mir dort hinten. Und wenn je einer des Weges kam, so fragte er im Vorübergehen: „Host Milch g'holt, Wilhelme?" Ich aber, dem das gewaltige Singen im Kuhstall und das Prophezeien der Mine das Hirn durcheinander gebracht hatte, ich sagte dann wohl harmlos: „Nein, ich komm' g'rad vom Meer. Mein Schiff liegt dort hinten." Und ich zeigte irgendwohin an den Horizont, an dem des Tages letzte Helle schwand.

Da hieß es, des Pfarrers Wilhelmle sei ein Lügenbeutel, wie keiner mehr herumläuft. Und doch hat von den Bauern keiner wissen können, was ich selbst heut noch nicht weiß: ob nicht mein Schiff dort hinten liegt, irgendwo in einer fernen, stillen Bucht, und ob es nicht just jetzt Dampf macht und den Segel setzt und mich zu holen kommt zur entscheidenden Fahrt.

Die Mutter ließ mich an jenen dämmerigen Abenden das Blaue vom Himmel herunter lügen, ohne zu zucken. Nur wenn ich Kittel und Hosen von oben bis unten mit Milch überschüttet hatte, dann kriegte sie mich für einen Augenblick an den Ohren.

Danach kam jenes verkehrte Jahr, da der April war wie ein strahlender Sommertag und der folgende Sommer wie ein einziger April.

Was Wunder, daß da auch der Menschen Tun und Denken ein verkehrtes war, und daß in meines Vaters Kopf der Plan wuchs, mich in eine Anstalt zu stecken, wo der Mensch drei, vier Sprachen lernt und darüber die Zeit nicht mehr findet, zu untersuchen, wie der liebe Herrgott spricht und seinen Haushalt führt, und ob man die Kuh mit dem Kopf oder mit dem Schwanz an die Krippe stellt.

Meine Mutter sah blaß aus, als ich ging. „Wilhelmle," sagte sie, „versimpel mir nicht, wenn du jetzt so gescheit werden mußt."

Sie wollte noch weiter reden; aber der Vater mahnte: „Luise, Luise!"

Da schluckte sie ein paarmal und schaute ihn fast feindselig an mit großen, blanken Augen. Dann drehte sie sich um und nahm ein Büchlein von ihrem Nähtisch und steckte mir's in den Rucksack.

Ich fragte nicht, was es sei. Um Bücher lief ich mir damals noch lange nicht die Sohlen durch. Auch als ich in der Stadt den Rucksack auspackte, schaute ich nicht mehr als den Titel an. Der lautete: „Aus dem Leben eines Taugenichts". Erst ziemlich später habe ich in dem Ding gelesen. Ziemlich später.

Auch von der Mine nahm ich Abschied, ehe ich in jenem verrückten Jahre aus dem Dorfe ging

Ich traf sie in ihrem Gärtchen, wo sie auf der schwarzen Erde kniete und spanische Wicken steckte. Jeden Kern sah sie an, ehe sie ihn versenkte, und mit jedem sprach sie ein paar Worte.

Sie richtete sich nicht auf, als ich zu ihr trat, nur ihr welkes Apfelgesichtlein schaute freundlich empor. „Guck, Wilhelmle," sagte sie: „Jetzt steck i do e braun's Kernle in den schwarze Bode. Und nix dahinter und nix davor. Bloß e weng Sonn und e weng Rege. Und uf eimal kommet do grüne Blättle raus und no lange Ranke, die hebet sich an mein'm Gartezau, und krebslet uffe, älls uffe (klettern empor, immer empor). Und am e schöne Tag send Blümle do, nix denn Schöners. Jetzt, wenn des net e Hexerei ist, Wilhelme, no weiß i net —"

Ich nickte nur. Sie sprach mir vollständig aus dem Herzen. Auch mir grinste damals aus jedem Grashalm am Weg eine lachende Hexerei entgegen. Und heute noch, da ich die Sache nach allen Seiten hin durchstudiert habe, steht jede Blüte, die sich zur Sonne reckt, vor mir wie ein Wunder, das die Seele erzittern läßt in dunkler Ahnung.

„Mine," sagte ich, als sie sich wieder zu ihrer Arbeit wendete, „Mine, ich geh' jetzt fort und will dir adieu sagen."

Da legte sie ihre Samentüte erschrocken weg. „Du, Wilhelmle? Jetzt scho? I hab g'meint, du lügst äls ebbes daher."

Ich wunderte mich ihrer Rede nicht. Kein Mensch nahm mich ernsthaft damals, als mir alles, was ich sagte, sang, träumte und erzählte, aus der innersten Seele kam.

„Ja, Wilhelmle, wer soll denn mir jetzt singe?" fragte sie, indem sie schwerfällig von der Erde aufstand.

Ich wußte ihr keinen Rat. In mir stand die Ueberzeugung fest, daß mit meinem Weggang aus dem Dorf für dieses der große Zusammenbruch käme.

Stumm und trübselig standen wir am Gartenzaun beisammen. Dann sagte die Mine leise: „Komm, Wilhelmle, komm in mei Stub! I will dir ebbes schenke zum Andenke."

Ich trabte hinter ihr her die dunkle Stiege empor in die Stube, in der es nach Anis roch, trotz der offenen Fenster, vor denen ein wilder Kirschbaum blühte. Das Weib schob mir einen Stuhl zu. „Sitz na!" Dann ging sie nebenan in die Kammer.

Ich saß auf der Stuhlecke, hatte meine Kappe in den Händen und war begierig, was ich bekommen würde.

Als die Mine zurückkam, hielt sie etwas unter der Schürze und schaute mir scharf ins Gesicht.

„Büeble, du g'hörst's Pfarrers. Aber deswege bist no net über älle Berg. Horch, was i dir sag: bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlgehen!"

Ich schwenkte meine Kappe, dachte, daß das eine alte Geschichte sei, und schaute nach der Schürze, die das Geheimnis barg. Da zog sie eine kleine Schachtel aus Pappe hervor, die mit schwarzem Glanzpapier beklebt war. Sie stellte sie auf den Tisch und schlug sie auf, dicht vor meiner Nase, die sich nahe herzudrängte.

Weißgewesene, beschmutzte und altersgebräunte Papierröllchen standen darin in Reih' und Glied, eins am anderen.

Ich schaute stumm darauf nieder. Was ich vermutet hatte in der Schachtel, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß ich bös enttäuscht war. „Wilhelmle," sagte die Mine, „die Schachtel stellst nebe dei Bett, und äll Morge, wenn du betet host, eh du aufftehst, ziehst eis drufstoht. — I sag' dir bloß: no kommt nix U'rechts vo dene Zettele raus und merkst dir selle Tog, was an di —" Ein Schimmer von Interesse wachte in mir auf. Nicht die Verheißung, die daran geknüpft war, nur die gerollten Zettel selbst lockten mich.

Probeweis zog ich einen heraus und las ihn. Dicht über mir gebeugt, las von hintenher die Mine halblaut mit: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!"

Ich legte das Blättchen weg und wollte nach einem anderen greifen. „Halt," sagte die Mine, „nie zwei an ei'm Tag, sonst battet's net — und des do ist e guets —"

Sie nahm das Mammonsröllchen und las das seltsame Wort noch einmal laut und langsam.

„Bueble," sagte sie, „verstohst, was des bedeutet?"

„Ja," entgegnete sicher meines Vaters Sohn, „das bedeutet, man soll wohltun mit seinem Geld —"

Die Alte setzte sich auf den Stuhl neben mich und legte die Hände über den Tisch. Ein seltsamer, fast spöttischer Zug war in ihrem Gesicht, und die lichtblauen Augen glitzerten.

„Jo," sagte sie, „jo. Aber jetzt horch: Mei Mann selig hot kein Fehler g'hät, als daß er z' b'häb (genau, geizig) g'we ist. Jeden Kreuzer hot er mir abverlangt, und wenn i e halbe Mark für Milch ei'gnomme han, no' hot er e ganze von mir wölle. Kein Rock und kein Kittel han i mir kaufe dürfe, und kaum gnug z'esset hot er mir vergönnt. Johr und Tag han i's so triebe mit Händel und Zorn und Herzweh. 's Schaffe hot me nemme g'freut und der Feiertag zweimol net. Ei'mol, wie er wieder 'tobt hat, weil ich für en Gulde Garn kauft han zu Winterstrümpf, do ben i in mei Kammer nei und bin n'kniet und han g'schrie zu mei'm Herrgott, er soll dere Sach e End mache'. Und no han i mei Schächtele ufg'macht und han e Zettele zoge. Und was stoht druf: ‚machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!' Guck, Wilhelmle, do hot mer's grad en Stich ge'. Mine, han i denkt, Mine, jetzt gibst ihm aber g'wiß ohne Händel und Streit jeden Kreuzer, wo du einnimmst. Und wenn du kein Strumpf meh' am Fuß und kein Kittel me' am Leib host, no disputierst net um en neue. D'r Herrgott wird dir scho' für Strümpf und Kittel sorge, wenn nur du für de Friede' sorgst. So han i's g'macht, Wilhelmle. Jeden Kreuzer Milchgeld han i a'guckt und han denkt: Du bist ein ungerechter Mammon, mit dir kann i nix Bessers a'fange, als mein Mann zum Freund mache. E paar Jährle druf ist mei' Mann g'storbe. Denn wir haben hier keine bleibende Statt. Und er hot nix mit untern Bode g'nomme als sei Sterbkleid. 's ist e ganz billig's g'we'. 's Nagelschmieds Christiane hot's b'sorge müaße, so lang er no' g'lebt hat. — Guck, Wilhelmle, — des bedeutet der Spruch." —

Sie zog die Hände an sich, blickte vor sich nieder und nickte mit dem Kopf. Mir war nicht recht klar, wie ich den Spruch auf meine Verhältnisse hätte anwenden können. Zwei Hosentaschen voll schöner Birnhutzeln wären mir überhaupt lieber gewesen als diese ganze Weisheit. Aber ich nahm doch die Schachtel an mich, weil ich dachte, es sei besser als gar nichts.

Die Mine stand auf, legte ihr Kopftuch ab, spuckte in die Hände und strich sich die grauen Haare glatt.

Ich hatte sie noch nie ohne das Tuch gesehen, und sie kam mir fremd und sehr alt vor.

„Wilhelmle," sagte sie feierlich: „Der Herr segne dich und behüte dich! Der Herr segne deinen Ausgang und Eingang in Ewigkeit. Amen!"

Ich schaute auf meine Kappe und auf die schwarze Schachtel und wußte nicht, sollte ich das Maul verziehen oder nicht. Wenn der Vater ähnliche Dinge sagte, kam mir's in der Ordnung vor, weil es zu seinem Beruf gehörte. Aber bei Mine hatte die Sache einen Beigeschmack, der fast quälend auf mich wirkte, wie Salz auf den Blutegel, dem es das Innerste heraustreibt.

Auf der Gasse begegnete mir des Bäckerfritzen Ludwig, der Luile.

„Wo kommst her?" fragte er.

Ich schnitt eine Fratze gegen das kleine Haus. „Von der bleibende Statt —"

„Spinnt sie wieder?" grinste der Luile.

„Fest,“ entgegnete ich und mußte hell hinauslachen.

★

Um es gleich zu sagen: im Gymnasium machte ich schlechte Geschäfte. Mein Vater sagte, das hätte er sich gedacht und meine Mutter sagte, das hätte sie vorausgesehen. Ich selbst hatte es auch ziemlich deutlich geahnt, und ich begriff nur nicht, warum ich doch hatte hinein müssen.

Zu einem richtigen Schulelend ist's aber nicht gekommen. Dafür war mein Vater zu klug und gottvertrauend, meine Mutter zu frohherzig, und ich zu sorglos, was schließlich alles aufs gleiche herauskommt.

Ich schlug mich so durch mit Ach und Krach, war meistens der hintere Primus und konnte mich dabei nie genug wundern, wie viel ich mehr wußte als z. B. des Bäckerfritzen Luile, den ich pflichtschuldigst examinierte, wenn ich in den Ferien heimkam. Auf diese Weise war ich immer höchlich zufrieden mit dem Stand meiner Kenntnisse, und außer meinem Vater war niemand im Dorf, der nicht ebenso zufrieden damit gewesen wäre.

Aber zum Pfarrer habe ich's nicht gebracht, leider Gottes. Schade drum. Des Bäckerfritzen Luile sagte immer, nichts anderes müsse ich werden als Pfarrer, weil ich so stark sei im Kopf. Die Bäcker, die müssen mehr stark sein in den Armen, wegen dem Teigschaffen. Er streifte dann den Kittelärmel zurück und ließ mich seine Arme sehen, denen ich nichts ähnliches an die Seite zu stellen hatte. Meine Mutter war im ganzen nicht übel zufrieden mit mir, wenn sie auch nicht mit der gleichen Bewunderung wie der Luile an mir emporsah. „Männle,“ sagte sie, „dein Kopf wär' gerade nicht dein schwächster Teil; aber dein Sitzfleisch! Du gibst nichts Gelehrtes, Alterle. Die Gelehrsamkeit steckt im Sitzfleisch!“ Als ich ans Griechische kam, entbrannte in mir eine heftige Sehnsucht nach Griechenland, dieweil ich dort nicht hätte in der Schule sitzen und die Sprache Homers und aller Schulmeister studieren müssen.

Mein Vater schrieb mir, ich sei ein verächtlicher Mensch. Denn das Griechischlernen sei nicht etwa eine Sache, die hohe Begabung erfordere und deshalb nicht schlechtweg verlangt werden könne, sondern es sei eine Sache der Gewissenhaftigkeit und der Pünktlichkeit und des ehrlichen Fleißes. Griechischlernen sei keine Verstandes-, sondern eine Charakterprobe. Ich weiß noch, daß ich den Brief in meine Hosentasche steckte mit dem Gedanken, wenn mein Charakter durchaus erprobt werden solle, dann könnte es auch mittels anderer Dinge als mit dem verwünschten Griechischen geschehen. Hatte mir nicht meine Mutter einmal einen ganzen Gugelhopf geschickt und hatte dazu geschrieben: „Alterle, wenn du ein anständiger Charakter bist, dann mampfst du nicht alles auf einmal auf und gibst deinem Zimmerkameraden auch davon.“

Und wurde mir's damals nicht schon nach der Hälfte übel? Und hätte ich nicht meinem Zimmergenossen etwas gegeben, wenn er nicht an dem Tag verreist gewesen wäre, weil sein jüngster Bruder getauft wurde, von wannen er dann massig Kuchen und Gugelhopf mitbrachte? —

Aus meiner Verbitterung heraus schrieb ich damals an die Mutter, ob denn der Vater glaube, daß ich so einer sei? Langsam schritt ich in der Wissenschaft dahin, wie ein Bauer über den lehmigen Acker, wenn es wochenlang geregnet hat.

Und an einem schönen Tag ließ ich die Stiefel stecken in der zähen Lettenschicht.

Ich rede jetzt nicht gerne darüber. Ich bin älter geworden seitdem, und meinem kühleren Blut fällt es schwer, sich noch einmal in die Hitze von einst zu vergegenwärtigen.

Mutter, wieviel Tüchlein hast du naß geweint dazumal? Und du warst ja keine von denen, bei denen gleich alle Bächlein fließen. Kein voller Schwamm, aus dem es tropfte, wenn man ihn anrührt. Aus der Tiefe heraus ist bei dir das salzige Wasser gekommen, und ich, dein einzig Kind, habe es angebohrt und habe mich nicht besonnen.

Mutter, laß dich's nicht reuen! Sieh, mich reut's im Grund genommen auch nicht mehr. Hättest du nicht um mich weinen und mir so viel vergeben müssen, vielleicht hätte ich auch nie das Vergeben gelernt und das Gelassensein und das Zuwarten, wie des lieben Herrgotts Pflanzen wachsen. Und was ist ein Mensch wert, der das nicht kann? Nicht einmal so viel als einer, der kein Griechisch gelernt hat.

Kurz und gut: ich bin Kellnerlehrling geworden in London. Später Kellner in Paris. Danach Manager im Grand Hotel in Luxor. Dann Direktor im „Imperial“ in Tokio.

Ganz so schnell, wie ich es da schreibe, ist's nicht gegangen. Auch nicht so glatt. Etliches Stolpern und Anstoßen, einige Fußtritte und Püffe, ein bißchen Hin und Her und Auf und Ab lief mir unter. Griechisch und Hebräisch brauchte ich nicht zu meiner Laufbahn. Nicht einmal in Athen und Jerusalem, wo ich auch Gastrollen gab. Auch mein schlecht ausgebildetes Sitzfleisch störte mich nicht wesentlich. Aber das, glaube ich, ist mir zugute gekommen, daß meine Mutter auf ihre Weise meinen Charakter gestählt und geprüft hat, und daß mein Kopf dem des Bäckerluile einigermaßen über war.

Den Luile habe ich übrigens in Luxor als Hausknecht in meinem Hotel untergebracht. Er ist jetzt längst ein sehr wohlhabender Mann, der mit seinen gut ausgebildeten Armen die stärkste Kuponschere handhabt, als wäre sie ein Kinderspiel-

zeug. Er lebt im Winter in Kairo, im Sommer in Deutschland, wo er Englisch spricht und für einen Lord gehalten wird. Meine Eltern haben es noch lange überlebt, daß ich zurückkam und mir den großen Garten kaufte hinter unserem Dorf, in dem der Zwiebelapfelbaum stand, den meine Mutter den Baum der Erkenntnis nannte, dieweil sie, als sie von seinen Früchten aß, zum erstenmal merkte, was ein guter Apfel sei.

Ich habe mir in jenem Garten ein Haus gebaut mit einem kleinen Turm, von dem aus man über unsere ganze Markung hinsieht. Ich stand oft oben und meinte, das Meer und der Fujiyama und die Pyramiden und die Kuppel von St. Peter und sonst noch einige Kleinigkeiten müßten und müßten auftauchen am Horizont. Aber nach und nach schrumpfte die Sehnsucht zusammen. Sie leckte nicht mehr mit züngelnden Flammen nach allen vier Winden.

In der stillen und unbewegten Luft des Aelterwerdens brennt sie jetzt ruhig fort in einer Richtung und einer Flamme.

Aber von dem allem sollte gar nicht die Rede sein, sondern nur von der Mine, hinter der der Luile und ich herschrien: „Bleibende Statt!"

Zwanzig Jahre vielleicht mochte es her sein, daß ich durchgebrannt war. Ich hatte längst meine Stelle drüben im Land der Blumen und der aufgehenden Sonne.

An einem Sonntagmorgen war's. Ich war zu kurzem Urlaub, den ich nötig hatte, draußen in Yariwara. Am Ufer des blauen Flüßleins, wo die breiten, flachen Boote angepflöckt waren, saß ich im Sand und hängte meine Füße ins Wasser.

Ueber die dunstige Ebene und die Dächer der niederen Häuser her grüßte der heilige Berg, dessen weißer Gipfel in die wundervolle Klarheit des Morgenhimmels stieg. Ich weiß nicht, an was ich dachte.

Versunken saß ich und schaute zu dem fernen Berg hinauf, auf dessen schimmerndem Haupt der Fuß der Gottheit steht. Vielleicht schaute und dachte ich weiter hinauf, immer weiter. Vom Fuß bis zu der mächtigen Brust, an der wir alle liegen, und dann noch empor in das lichte Angesicht, das unser aller Nächte hell machen muß. Wie gesagt, ich weiß das nicht.

Ich weiß nur, daß hinter mir plötzlich eine Stimme sagte: „Wilhelmle, host denn's no?"

Ich schaute mich um, ganz scheu und ganz langsam . Nicht wie ein freudig Ueberraschter, sondern wie ein von Bangen Erfüllter.

Aber hinter mir war nichts als ein niederer Hang, an dem das Gras in kümmerlichen Büscheln stand; und über den, wie vom Wind hergeweht, dürres Reisstroh hingebreitet lag, in dem es knisterte, als trippelten Mäuse darüber. Da kam ein Gefühl unendlicher Einsamkeit über mich. Ich schloß die Augen wie ein übermüdeter Mann. Grenzenlos lag leeres Dunkel um mich her, in dem ich ohne Richtung hintrieb, wie eine tote Qualle im Ozean.

Und aus dieser furchtbaren, dunklen Oede heraus schaute plötzlich das Apfelgesichtlein der Mine. Ich sah die welken und doch so rosigen Wangen, die lichtblauen, freundlichen Augen, den Streifen weißen Haares unter dem Kopftuch. Und wieder tat sie den Mund auf, und in ihrer fast unschreibbaren Sprache fragte sie klingend in die schwarze Stille hinein: „Wilhelmle, hoscht denn's no?"

Weiß der Geier, warum mir die Tränen aus den geschlossenen Lidern drangen. — Ich war ein halbkranker Mann damals. Ich legte mich zurück, langen Weges in den Sand, und die freundliche Sonne Japans leckte mir die Tropfen vom Gesicht.

Der heilige Fujiyama mit seinem leuchtenden Scheitel, die weite Ebene und das blaue Flüßchen rückten zur Seite wie Kulissen, die an Schnüren laufen. Ein Kirchturm war da und grüne Ackerbreiten und Apfelbäume mit tausend rosigen Blüten. Am Abend jenes Tages schrieb mir Mr. Murata, mein japanischer Hotelsekretär, hundert Gäste des Mikado seien angemeldet für Donnerstag, sechs Köche seien durchgebrannt, und der Dampfer von Singapore habe eine dicke deutsche Post gebracht.

Da brach ich meinen Urlaub vor der Zeit ab. Ich weiß nicht mehr, wie ich die hundert Gäste unterbrachte und die sechs durchgebrannten Köche ersetzte; aber ich weiß noch, daß unter der dicken deutschen Post ein Brief von meiner Mutter war. Er liegt da vor mir. „Bei der Mine bin ich gestern gewesen," heißt es darin; „sie wird nun schon recht alt. Jedesmal fragt sie nach Dir, und ob Du noch das Schächtele habest mit den Sprüchen darin. Sie sagt, Du sollst's nicht von dir lassen, weil ein Segen darin sei. Ich glaub', es reut sie halben, daß sie Dir's geschenkt hat. Oder doch, so will ich sagen: es fehlt ihr sehr, das Schächtele, weil sie's doch als Konfirmandin gekriegt hat von ihrem Schulmeister und alle Tage darin gelesen. Wilhelmle, ich hab' schon denkt, Du sollst's ihr wieder schicken. Dir tät's vielleicht nicht so fehlen. Es hat ja doch jeder Mensch selber ein Schächtele, wo sein lieber Herrgott drin ist und wo er aufmachen kann, alle Tag.

„Liebes Wilhelmle, wenn Du's aber nicht hergeben magst so b'halt's nur. Du wirst's jetzt auch gewohnt sein, ein Zettele lesen für den Tag. Oder schreib's ab. Weiße Papierzettele und ein Schächtele wird man dort auch haben können. Oder kanst's ja in ein leeres Zigarettenschächtele tun. Oder in das Schächtele, wo ich dir damals nach Paris geschickt hab' mit den Honiglebküchle.

„Abgeschrieben ist's bald, und Du wirst's der

Mine wohl zulieb tun. Sie fragt immer nach Dir.

„Sie hat auch eine Kuh metzgen lassen müssen und auf der Freibank aushauen. Da ist immer Geld hin, man mag's machen, wie man will.

„Also mach's wie Du willst. Bleib nur brav und vergiß Deinen Herrgott nicht. Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn. Schlechter als ein Tier braucht der Mensch nicht sein, mein' ich. Schreib auch, wenn Du kommst. Aber schreib auch bald. Ach, Wilhelmle, schreib doch bald.

Deine Mutter.

„Ich hab' Dich sehen im Traum Schlitten fahren die Steig herunter. Jetzt mein' ich immer, das bedeutet, daß Du bald kommst. Es ist flott gelaufen. Deine Mutter."

Murata, mein Sekretär, kann mir bezeugen, wie ich mich an jenem Tag umgetan habe nach weißen Papierzettelchen und einem Schächtelchen. Das aber kann er mir nicht bezeugen, wie ich unter meinen Habseligkeiten nach dem Geschenk der Mine suchte. Er kann's nicht bezeugen, weil ich ganz allein war bei dieser Arbeit, ein beschämter, stiller, heimwehkranker Mann. Ganz unten in einem alten Kabinenkoffer bei vergilbten Briefen und verjährten Rechnungen steckte es.

Auf den niederen Tisch, neben meine Mandoline hin, stellte ich die kleine schwarze Schachtel.

Ach, mir kam's vor, als schlügen lauter Flämmchen aus dem Glanzpapier, als könnte ich nie mehr den Deckel heben, ohne mich zu verbrennen.

Und dann hob ich ihn doch und sah die schmutzigen Röllchen stehen wie vor vielen Jahren. Und wie vor vielen Jahren überkam mich die Neugier, was in dem vordersten der Dinge stehe. Ich nahm es, rollte es auf und las.

Es stand aber da: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir."

Ich warf das Röllchen weg und wollte ein zweites ziehen, da hörte ich eine Stimme sagen: „Net zweimol an ein'm Tag, sonst battet's net, und des do ist e guets —"

Auf einem Binsenstühlchen saß ich in meiner kleinen japanischen Stube, im blauseidenen Kimono, die Haussandalen mit den gekreuzten roten Bändern an den Füßen.

Aber auf einmal roch es stark nach Anis, trotz der offenen Fenster, und eine Kammer nebenan tat sich auf, und ich drehte meine alte Bubenkappe in den Händen und wartete auf etwas.

„Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!“ Herrgott, der Mikado will hundert Gäste bei uns unterbringen, und sechs Köche sind durchgebrannt. Pfarrerwilhelmle, es eilt, du mußt deinen Kopf zusammennehmen.

Ja doch, ja. Ich werde das alles einrichten und möglich machen. Hab' mich schon in schlimmeren Lagen zurechtgefunden.

Aber dann: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“

Unversehens nach langen, tollen, heimwehlosen Jahren war die Sehnsucht in mir aufgewacht.

Wie ein heiliger Berg mit leuchtendem Scheitel ragte die Heimat empor, drüben über allem Dunst meines ruhelosen Lebens, und ich konnte den Blick nicht mehr abwenden.

Aber so schnell ging das Loskommen nicht. Da waren tausend Ranken, die mir um die Füße lagen.

Inzwischen wollte ich die Zettelchen in der Schachtel abschreiben und das Original der Mine schicken.

In Japan gibt's großartiges Papier und großartige Schachteln. Aber — der Kuckuck weiß — es kam mir immer etwas dazwischen.

Da packte ich die Geschichte zusammen, legte sie wieder in den alten Kabinenkoffer und dachte: „Bald, bald. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“

Und dann kam ein Tag, da ich meine Habseligkeiten zusammenpackte. Ein Jahr Urlaub sollte ich haben und dann wiederkommen. Ich sagte das zu. Das sonnige, freudige Land mit seinen Blumen, seinen frohen Menschen, seinen glücklichen Kindern war mir lieb, wie nur je eine Fremde einem lieb werden kann. Zu einer langen Reise wollte ich mich rüsten, nicht zum völligen Abschiednehmen.

Vollgestreut mit meinen Reichtümern lag die sonnige Stube, und ich pfiff mir ein Lied beim Einpacken.

Und auf einmal hatte ich die Schachtel aus schwarzem Glanzpapier in der Hand.

Ich weiß nicht, warum mich ein unangenehmes Gefühl beschlich.

„Verbrenne doch endlich das kindische Zeug,“ dachte ich.

Aber währenddem schlug ich den Deckel auf, und der alte Zauber fing an zu wirken, so daß ich eines der Röllchen nehmen und lesen mußte.

Da hörte ich auf zu pfeifen und legte ganz still Stück um Stück in die offenstehenden Koffer.

Danach machte ich Gänge, die zu machen ich erst nicht im Sinne gehabt hatte. Ich ordnete Dinge an, die mich vorher nicht weit hinaus bekümmert hatten. Kurzum, ich machte die Ranken los, die das sonnige Land um mich geschlungen hatte.

Als ich hinausdampfte aus dem Hafen von Yokohama, schneite es. Es schneite auf jene merkwürdige, japanische Weise, die ist, als ob verfrühte Kirschblüten fröhlich durch die Luft wirbelten. Ich stand auf Deck und biß die Zähne aufeinander.

★

Vielleicht hätte ich meiner Mutter doch schreiben sollen, daß und wann ich heimkomme.

Sie ist arg blaß geworden, als ich an jenem Apriltag unter ihre Küchentüre trat.

„Jesus!“ hat sie gerufen. Nicht mehr. Dann hat sie sich auf einen Schemel gesetzt und hat die Knie gehalten, wie wenn sie ihr auseinanderfallen wollten.

Ich aber habe nur ihre Haare gesehen, die schneeweiß geworden waren. Sonst sah ich nichts.

Linsen und Würste haben wir gegessen an jenem Tag. Linsen und Würste; ich vergess' es in meinem Leben nicht.

Es hat auch noch Spätzle geben sollen; aber die Mutter konnte ja nicht mehr stehen, nachdem ich da war. Nein, nicht mehr stehen, weil ihr die Knie auseinanderfallen wollten. Und die Magd konnte keine Spätzle machen. Die machte Dinger, faustgroß. Jawohl, faustgroß. Viel größer als der Mutter ihr Daumen. Solches Zeug kann doch kein Mensch essen! Höchstens der Großvater. Ja, der Mutter ihr Vater selig, der aß am liebsten Spatzen so groß wie eine Kinderfaust. Ist's wahr oder nicht, Mutter? Hast du das erzählt bei jenem ersten Mittagsmahl, oder nicht? Habe ich aufgemerkt wie einer, dem aus deinem lieben Mund das Evangelium gepredigt wird, oder nicht?

Und war nicht jeder Blick aus deinen glitzernden, alten Augen wie ein Schrei: Freuet euch mit mir, denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden!

Und war nicht alles, was du von Linsen und Würsten und Spatzen redetest wie eine Jubelhymne: Herr, Gott, ich danke dir, daß mein Bub wieder da ist, mein Wilhelmle!

„Luise,“ sagte der Vater, „laß jetzt den Wilhelm erzählen,“ Aber mir war der Kopf so leer bei jenem Mittagsmahl, als sei alles ins Herz gezogen, und ich wußte auch nichts zu reden als von Linsen und Würsten und Spätzle, die die Mutter gekocht.

Tagelang bin ich danach wie ein kleiner Bub nicht von der Mutter Schürzenzipfel gegangen.

Miteinander haben wir den ersten Besuch gemacht in dem einschichtigen Haus der Mine.

Bald neunzig Jahre war die Alte jetzt und doch nicht viel anders, als da ich einst aus dem Dorf ging.

Etwas welker und verschrumpfter das Gesicht,

die Augen etwas trüber, aber immer von der alten Freundlichkeit.

Sie saß in ihrer Stube in der Sonne, hatte einen flachen Kübel voll warmen Wassers vor sich stehen und badete sich die Füße. Ohne großes Verwundern und ohne Befangenheit schaute sie uns entgegen.

Ihre runzelige Hand streckte sie mir zu. „Grüß di Gott, Wilhelmle, i weiß scho, daß du wieder do bist."

Es roch nach Anis in der Stube, und ich stellte die Schachtel aus schwarzem Glanzpapier vor die Alte auf den Tisch.

Da fingen der Mine die Hände an zu zittern. Ein hilfloser Blick ging von mir zur Mutter, und der zahnlose Mund schnappte seltsam.

„Lieber Heiland!" sagte sie dann in die sonnige Stille hinein, und noch einmal: „Lieber Heiland!"

Da stand ich und riß die Augen auf und merkte endlich, daß ich durch all die Jahre her eines Menschen liebsten und größten Besitz in einem alten Kabinenkoffer umeinander geschleppt hatte. Ich wollte hinzutreten, wollte die Banknote, die ich obenhin auf die Röllchen gelegt hatte, wegnehmen, weil ich die schnöde Ungehörigkeit empfand. Aber die Mine hatte schon die Hand auf die Schachtel gelegt und tat den Deckel auf. Ich sah den braunen Geldschein und schämte mich und wollte etwas sagen; aber das Weiblein warf den Lappen zur Seite, ohne ihn nur anzusehen.

Ihr verschrumpftes Gesicht glänzte. „Wilhelmle," sagte sie und blickte mich strahlend an, „send se no älle do?"

Ich mußte mir auf die Lippen beißen. „Ja," antwortete ich zögernd, „alle, bis auf eins —"

„Was isch mit dem passiert, Wilhelmle?"

Ich sah weg. Ich hätte etwas lügen mögen. Aber ich war so dumm an jenem Tag, mein Kopf war so leer.

„Zerrissen hab ich's und in den Wind gestreut, drüben, als ich abreiste."

Sie machte ein ungläubiges Gesicht, die Alte, als ob man ihr von unerhörten Greueltaten erzählt hätte.

„Mine," sagte meine Mutter über den Tisch her, „das ist's Aergste nicht. Ob so ein Zettele hin ist — das, was darauf steht, bleibt dennoch in Ewigkeit —"

Ich sah sie an, die Mutter in dem schneeweiß gewordenen Haar, und ich fühlte, daß sie mir soeben zum erstenmal in ihrem Leben gepredigt hatte, und das noch, ohne es zu wissen.

„Freile," sagte die Mine, „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen. Was ist denn drauf g'stande, Wilhelmle, auf dem Zettele?"

Ich blickte zwischen den zwei alten Gesichtern hindurch auf den wilden Kirschbaum, der vor dem Fenster in prangender Blüte stand, und sagte: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben."

Es war still in der Stube, ganz still. Und dann plätscherte die Alte mit den Füßen leise im Wasser.

„Schad," sagte sie, „schad, Wilhelmle, daß de grad des verrisse host. Des ist e guter Spruch. Wir haben hier keine bleibende Statt. Jedesmal, wenn i des Zettele zoge han — grad des, wo du verrisse host —, no han i meine Füß g'wasche und han denkt: „Herr, wie du willst!" Heut morge han i's au wieder zoge —"

„Mine," warf meine Mutter ein, „Ihr habt ja die Schachtel gar nicht gehabt, bis jetzt."

Sie lachte pfiffig, wie wenn ihr ein Streich gelungen wäre. „O, Frau Pfarrer, i han des Dings älles im Kopf. Eins wie's ander! Aell Tag zieh i im Kopf e Zettele, do fehlt's net. I brauch kein Schächtele. Aber freue tu i mi doch, daß i's wieder han — freue tu i mi doch!"

Und sie deckte die alte, welke Hand fest auf die schmutzigen Röllchen.

Meine Mutter nahm ein Tuch hinter dem Ofen hervor.

„Raus, Mine, aus dem Wasser, jetzt ist's lang genug."

Die Alte lachte. „Sie hänt recht, Frau Pfarrer. Wenn i heut stirb, no send doch meine Füß sauber g'wäsche und d' Leiche'karlene hot kein G'schäft weiters mit mir."

Dann schlüpfte sie in ihre weiten Schuhe und nahm die Schachtel vom Tisch. „Wilhelmle," sagte sie, „gelt, du läßt mir se, bis i voll stirb? Guck, i glaub jo, daß se dir au fehle wird. Aber 's geht jetzt nemme lang mit mir. Wir haben hier keine bleibende Statt. Und wenn i halt g'storbe bin — kei anderer Mensch als du soll mei Schächtele kriege, weil du's so guet aufg'hebt host die Johr do rei. — Des Zettele, wo du verrisse host, des mußt jetzt halt auswendig b'halte."

Sie schlurfte in ihre Kammer, und meine Mutter nahm die Banknote vom Tisch.

„Wilhelmle," sagte sie, „da, steck das wieder ein! Mit dem tut sie nichts. Was zerrissen ist, machst du mit dem nicht mehr ganz. Kauf dem Vater ein Paar schwarze tuchene Hosen dafür. Er hat seine dem Steinhauers Paule geschenkt."

Und so geschah es.

Noch etliche Male hat sich die Mine die Füße umsonst gewaschen. Den Zettel, der in ihrem Schächtelchen fehlte, zog sie immer im Kopf, aber just nicht am richtigen Tag. Denn damals, als die Mutter sie tot im Bett fand, da hatte sie nach einem anderen Spruch gegriffen. In ihrer erstarrten Hand hielt sie den Zettel, auf dem stand:

Selig sind, die reines Herzens sind;
Denn sie werden Gott schauen.

Warum der Brauer und Zinngießer Drühl aus Plau sein Wohnhaus behielt

In der Gerstenbrauerkneipe des Kirchenvorstehers und Zinngießers Joachim Christian Drühlen in dem mecklenburgischen Landstädtchen Plau steckten sie an einem Sommerabend des Junius 1742 die Köpfe zusammen. Joachim Christian, den Zinnkrug eigener Werkstatt mit dem köstlichen, selbstgebrauten Bier vor sich auf dem reingescheuerten Holztisch, hatte ein weißes Blatt Papier im Folio ausgebreitet, darauf eine Menge nur mühsam zu entziffernder Schriftzeichen standen. War das nicht ein Kanzleiaktenbogen aus der Schloßkanzlei zu Schwerin? Und stand nicht unten am Schluß dieses krausen Geschreibsels ganz deutlich das C. L. des allerdurchlauchtigsten Herzogs Christian Ludwig von Mecklenburg? „Deubel noch mal," Joachim Christian schlug sich breit lachend auf das rechte Knie, „dat hätt de Herzog sülwen ünneschrewen!"

Ein herzogliches Urteil

Und nun las er's, was die Postkutsche am späten Nachmittag von Schwerin nach Plau hineingebracht hatte, laut und vernehmlich seinen Gästen, so sie's hören wollten vor. Hei, war das ein Jubeln und Lachen, ein Triumphieren und Humpenschwingen. Joachim Christian Drühl hatte gesiegt, und Bürgermeister Kölpen brauchte für den Spott nicht zu sorgen! Hoch, Jochen Chrischan, vivat, hoch! Das war schon einmal ein Grund zum Feiern. Hatte da der fürwitzige, schikanöse Bürgermeister Kölpin die Stirn gehabt und ihm, dem ehrbaren, fleißigen Zinngießer, Brauer und Kirchenvorsteher Drühl, zugemutet, sein schönes Haus dem preußischen Kapitän Haacke, so zum Parchimer Kommando gehörte, mir nichts dir nichts zum Quartier zu geben. Nicht auf ein, zwei Tage, nein auf Wochen und Monate, vielleicht gar auf Lebenszeit. Enteignung also!

Wie kam er dazu, sich das gefallen zu lassen? Brauchte er nicht sein Haus selbsten genug? Hatte er nicht Familie? War er nicht Brauer? Wo sollte er brauen? War er nicht Zinngießer? Wo sollte er seine Zinnkrüge anfertigen? Und das alles nur, weil ihn der Herr Bürgermeister nicht mochte, weil er ihn schikanieren wollte. Und es gab doch noch eine herzogliche Gerechtigkeit. Joachim Christian hatte an sie appelliert — und nun war die Sache klipp und klar entschieden: Er brauchte nicht in die kleine „Bude" zu ziehen, so neben seinem schönen Haus gelegen war und der Hauptmann Haacke konnte sich anderweit sein Quartier suchen.

Das Schönste aber war — und deshalb herrschte bei Drühlen heute abend solch herrliche Ausgelassenheit —, der Herr Bürgermeister hatte höchstselbst ein schweres herzogliches Monitum erhalten und war überdies in zehn Taler Strafe genommen, da er ihn, Drühlen, schikaniert und dabei dem Herzog noch mit unwahren Angaben aufgewartet hatte.

Drühls Mut war belohnt, der Bürgermeister aber bis auf die Knochen blamiert. Juchhei! — Der Morgen graute schon, als die Letzten, ein wenig laut und mit reichlicher Schlagseite, aus der Tür des ehrbaren Brauers und Wirtes Drühl herausschlichen.

Zehn Taler verlangen nach Rache

Den Bürgermeister aber ärgerte das Monitum seines Herzogs, juckten die zehn Taler, die er gebüßt. Er sann auf Rache. Und so landete Anfang September des gleichen Jahres in der Schloßkanzlei des Herzogs in Schwerin ein in aller Ehrerbietung und wohlgesetzten Worten verfaßtes Skriptum, das dennoch nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließ und von Anklagen und Vorwürfen gegen den ehrbaren Brauer und Zinngießer Joachim Christian Drühl nur so strotzte. Selbst Herzog Christian Ludwig mußte sich nun ein wenig fester in seinen Sessel setzen, als er das Schreiben des Herrn Kölpen ad notam nahm. Also las er u. a.:

„Der Zinngießer Drühl führet eine höchst sündliche Hauswirtschaft, die mit einer nicht geringen strafbaren Nahrung verknüpfet, indem er sich gott- und ehrvergessen erfrechet, die heiligen Sonn-, Fest- und Bußtage unter, zwischen und nach den Predigten mit sitzenden Gästen, die tapfer schwelgen, Karten, Würfen und Kegel zu spielen, offenbar zu profanieren, solche Gesellschaft, die aus liederlichen Handwerksburschen, unnützen Pferdeknechten und Dienstjungen bestehet, lustiert, tanzet, mit des Drühlen Lust habenden Frauen und sich herbei fügenden Mädchen, bei einer Bierfiedelung ganze Nächte, wodurch dann die Einwohner der Stadt unruhig gemachet und beeinträchtigt werden . . . und ob-

gleich der Stadtrichter Rampe sich große Mühe gegeben, diesen schändlichen Ausübungen zu steuern, indem er beide, Wirt und Gast, pro qualitate delictorum mit zehn Thaler bestrafet, allein solche Sabbats-Schändung dennoch nicht tilgen können . . ." Und weiter geht der Strom der Klagen und der gegen Drühlen ergriffenen Maßnahmen, um dann das Eingreifen des Herzogs zu erbitten . . .

Was sollte der Herzog machen? Das war gewiß: Drühl hatte sich gegen das Gesetz der Zeit vergangen. Christian Ludwig mußte etwas unternehmen. Aber seine Entscheidung war klug, und er ließ es keineswegs zu, dem Bürgermeister Kölpin die volle Schadenfreude zu ermöglichen. So teilte er denn dem Brauer, Wirt und Zinngießer Drühl unter dem 8. September 1743 mit: „. . . und geboten, mit angefügten Befehl, wenn es sich vorgebrachtermaßen verhält, allen Unfug abzustellen oder zu gewärtigen, daß deshalb andere standes-ordnungsmäßige Einsicht geschehen." Eine Verwarnung, allerdings; aber er durfte, in Grenzen der Mäßigung, sein Handwerk weiter treiben und war auch mit schwerer Strafe verschont geblieben.

★

Solches alles steht auf vergilbten Akten mit verschnörkelten Schriftzügen und in einer wunderlichen Rechtschreibung aufgezeichnet in den Akten des mecklenburgischen Staatsarchivs. Drühlsche Zinngefäße aber besitzt das mecklenburgische Staatsmuseum.

Wege der Gnade

Wanderwege, Wege der Gnade, — —
Wie ich sie liebe, die Sommerpfade,
Die sich um schimmernde Seen biegen,
Die sich an stürmende Bäche schmiegen,
Die sich senken von Halden ins Tal,
Die blumige Wiesen durchbändern, schmal,
Die auf steinigen Halden blinken
Und in schattigen Wald versinken,
Die auf schwindelnde Höhen steigen,
Die sich nach einsamen Höfen zweigen,
Die in Dörfern, sich breiternd, verweilen,
Streichelnd an heimelnden Häuserzeilen,
Die verlocken zu traulichen Schenken,
Die zu den stillesten Gärten lenken.
Die so viel wissen, die so viel sagen,
Die so viel Fernweh und Heimweh tragen!

Frieda Schanz.

Peinliche Erfahrungen mit Sprichwörtern

Von Hannes Brack

Sprichwörter und Zitate solltet ihr euch zur Richtschnur und zum Maßstab all eurer Pläne und besonders eurer Taten machen! Dieser schwierige Satz ist das Werk eines meiner Lehrer. „Kikeroki" nannten wir ihn. Er unterrichtete uns in Latein. Aber keine Stunde mit ihm verging, in der er uns nicht auch irgendwie Spruchweisheit mit auf den Weg gegeben hätte.

Mir gab er besonders viel mit. Wenn ich eine Fünf geschrieben hatte, sagte er: „Ohne Fleiß kein Preis!" Hatte ich zu meiner eigenen Ueberraschung zufälligerweise (und mit Hilfe eines Mogelzettels) eine Eins geschrieben, deklamierte er: „Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln!"

Auf diese wenig erfreuliche Art und Weise wurde ich in die praktische Handhabung von Sprichwörtern eingeweiht. Und ich wurde gut eingeweiht. Binnen kurzer Zeit verfügte ich über ein reichhaltiges Repertoire.

Darüber war ich sehr glücklich, denn ich war der festen Ueberzeugung, daß es mir mit diesem Wissen und dessen Anwendung gelingen würde, die Gunst Kikerokis wiederzugewinnen, die ich infolge meiner lateinischen Unfähigkeiten — es war gerade Sommer, und auch nachmittags schien die Sonne schön warm — verloren hatte. Leider irrte ich mich — aber das erkannte ich erst, als mir die Ohrfeige schon auf der Backe brannte.

Jawohl: eine Ohrfeige — und nur, weil ich ein paar Sprichwörter sinngemäß angewendet hatte. Ist das Gerechtigkeit? Natürlich nicht. Und es gibt nur einen Trost dafür: „Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen!" Das habe ich mir damals dann ja auch gesagt.

Aber —: wieso kam dieser Kikeroki überhaupt dazu, mich nach Vokabeln zu fragen, von denen er genau wußte, daß ich sie nicht gelernt hatte, denn er hatte mich doch am Nachmittag davor gesehen, als ich gerade Wasserflöhe fing! „Frechheit siegt!" kann man meines Erachtens dazu nur sagen.

Auf jeden Fall: er fragte mich. Und er fragte viel. Als ich auf keine seiner Fragen antwortete, wurde er wütend. Da sagte ich, teils um ihn zu beruhigen, teils um die Gelegenheit wahrzunehmen, einen guten Eindruck auf ihn zu machen: „Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts!" und setzte mich mit stolzem Lächeln auf meinen Platz, des verdienten Lobes gewärtig.

Statt dessen packte mich Kikeroki bei den Schultern, riß mich wieder hoch und brüllte: „Was war das eben, junger Fant?!"

„Verzeihung," sagte ich, „aber ich übe mich in der Anwendung von Sprichwörtern!"

„Meine **Fragen** sollst du beantworten, verstanden!"

„Gut gebrüllt, Löwe," dachte ich, „aber erst können vor Lachen." Dann sagte ich: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!" — und setzte mich nieder.

In diesem Augenblick bekam ich die Ohrfeige und gleich darauf — Kikeroki mußte sich wohl erst auf eine passende Antwort besinnen — folgendes Zitat an den Kopf geschleudert: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide."

Das konnte ich nicht auf mir sitzenlassen, zumal ich — trotz des Funkenregens, der vor meinen Augen sprühte — sah, wie ein siegessicheres Leuchten die eben noch zornigen Züge meines Widersachers aufzuhellen begann. „Was tun! spricht Zeus," dachte ich mir. Und: „Früh übt sich, was ein Meister werden will!" Dann sagte ich: „Der Jugend steht es an, gefoppt zu werden!"

Das Wort schlug wie ein Blitz auf Kikeroki: er entflammte und glich im Nu einer roten Billardkugel. Und diese Kugel schrie: „Das schlägt dem Faß den Hosenboden aus!" Dann stürzte er sich ans Katheder, und nun ging's los: Eintragung ins Klassenbuch, zwei Stunden Arrest, Strafzettel nach Hause, Unterschrift des Vaters, Vermerk im Zeugnis und natürlich auch — eine Fünf in Latein.

Ich nahm alles still hin — auch die Strafpredigt meines Vaters, als ich auf Grund der lateinischen Fünf Ostern sitzen geblieben war. „Das Würdige beschreibt sich nicht," sagte ich zu mir und trug meine Schülermütze ein zweites Jahr, obwohl ich sie gar nicht darauf eingerichtet hatte.

Aber mit der praktischen Nutzanwendung von Sprichwörtern war es seitdem bei mir vorbei. „Erfahrung ist fast immer die Parodie auf die Idee" — bravo, Herr von Goethe!

Tiere — Kameraden — Lebensretter

Sie lieben den Menschen mehr als ihr Leben! / Eine Artikelserie von Peter Paul Möbius

Ein Hund wartet auf seinen Herrn

Treue über den Tod hinaus

Wenn Tiere lieben, so ist diese Liebe ein Wesensbestandteil der allgewaltigen Natur, für deren Vorhandensein es keine Erklärung gibt, keine Vorbedingungen, keine Vorbehalte. Es ist eine Liebe, die nicht fragt, woher sie kommt, warum sie da ist, warum sie liebt — sie gibt sich aus, wenn es sein muß, bis zur Selbstvernichtung.

Der Hund liebt seinen Herrn, auch wenn dieser Herr ein Verbrecher ist. Er verteidigt ihn, läßt sich für ihn in Stücke reißen und trauert um ihn, wenn er ihn auf irgendwelche Weise verliert.

Diese Liebe füllt sein ganzes Dasein, sein ganzes Leben aus, beherrscht ihn, leitet ihn und zwingt ihn zu Handlungen, die die Menschen „rührend" nennen, für die ihnen aber jede Erklärung fehlt.

Die Geschichte des Schäferhundes Bolko in Starnberg ist der schönste Beweis einer solchen Tierliebe.

Der Ueberfall am Starnberger See

Bolko war ein prachtvoller Hund mit klugen Augen und einem wundervollen Kämpferherzen. Sein Besitzer, Wolfgang Schablenski, war Angestellter einer Münchener Bank.

Im September 1935 machte Schablenski, wie öfter am Abend, einen Spaziergang am Starnberger See. Bolko, der Hund, der ihn ständig begleitete, stromerte in der Gegend herum, war bald fünfzig Meter voraus, bald weit zurück, wenn er irgendwo einen interessanten Geruch gefunden hatte, den es zu ergründen galt.

Es war schon dunkel geworden. Links dehnte sich der See, in dessen leichtem Wellengang sich in langer violetter Lichtfahne der Mond spiegelte.

Weit und breit Stille. Kaum hörbar nur plätscherte das Wasser zu Füßen Schablenskis, der diese Spaziergänge liebte und sie manchmal vielleicht ein wenig zu lange ausdehnte. Er war gerade an einem mannshohen Felsblock vorbeigeschritten, als plötzlich eine dunkle Gestalt hinter dem Block hervorschnellte. Schablenski fühlte sich von hinten gepackt und zu Boden gerissen.

„Bolko!" konnte er noch schreien, dann wurde ihm die Kehle von einer harten Faust zugepreßt.

Der Mann, der den ahnungslosen Bankbeamten überfallen hatte, mußte über fast übermenschliche Körperkräfte verfügen. Schablenski wehrte sich verzweifelt . . . die Faust hielt ihn eisern fest, drückte ihm die Luft ab, nahm ihm den Atem. Vor Schablenskis Augen verschwamm alles.

Ein paar Sekunden noch, dann war's um ihn geschehen. Der Kerl, dessen Gesicht er in der Dunkelheit nur wie einen hellen Fleck sehen könnte, erwürgte ihn!

Da fegte es heran mit Riesensätzen. Lautlos fast.

Mit einem Sprung von ungeheurer Wucht saß Bolko auf dem Rücken des Unbekannten, ein drohendes Knurren zeigte dem so jäh Bedrohten, daß mit dem neuen Gegner nicht zu spaßen war.

Er ließ sein Opfer los und wandte sich dem Angreifer zu, mit dem er sehr schnell fertig zu werden meinte.

Mit einem Fußtritt versuchte er Bolko wegzuschleudern. Er erreichte aber nur das Gegenteil. Bolko war von dem Fuß des Gegners getroffen worden, taumelte aufheulend ein paar Schritte zurück und stürzte sich mit einem neuen Wutlaut auf den Straßenräuber.

Wenn der Verbrecher geglaubt hatte, er könnte den Hund abfangen, irrte er sich.

Bolko „durchschlug" die Abwehrdeckung des Gegners und hing ihm an der Kehle.

Einen Mörder zur Strecke gebracht

Mit beiden Fäusten packte der Verbrecher zu, versuchte den Hund abzuschütteln — Bolko hatte ihn fest und hätte sich nun eher totschlagen lassen, als den Gegner freizugeben!

Blut rann aus dem Halse des Verbrechers.

Er torkelte, wankte, fiel — Bolko hielt ihn fest.

Unterdessen hatte sich Schablenski einigermaßen erholt, konnte sich aufrichten und sah seinen Hund mit gespreizten Beinen über dem Gegner.

Noch bemühte sich der Verbrecher, des Hundes Herr zu werden, aber seine Bewegungen waren schon merkwürdig matt und flatternd.

Schablenski raffte sich auf.

„Volko!"

Es gab dem Hund einen Ruck, als er die Stimme seines Herrn hörte; aber die Wut in ihm war zu stark, als daß er den Gegner sofort losgelassen hätte.

Erst ein nochmaliger scharfer Ruf weckte den in Fleisch und Blut übergegangenen Zwang zum Gehorsam.

Knurrend, widerwillig ließ Volko sein Opfer los. Als der Verbrecher jedoch sich aufzurichten versuchte, schoß der Hund sofort wieder auf ihn los.

„Stehen Sie auf," sagte Schablenski, der inzwischen seine Ruhe wiedergefunden hatte.

Mühsam gelang es dem Straßenräuber. Schwankend stand er auf und warf dem Hund einen haßerfüllten Blick zu.

„Verdammter Köter!" knurrte er und preßte ein schmutziges Taschentuch auf die Wunden am Halse.

„Ich gebe Ihnen den guten Rat, sich manierlich zu benehmen!" meinte Schablenski. „Sie scheinen noch gut davongekommen zu sein. Wenn mein Hund Ihnen die Kehle durchgebissen hätte, könnten Sie nicht mehr fluchen! Sie gehen jetzt mit mir nach Starnberg — beim geringsten Fluchtversuch genügt ein Wort, und der Hund hat Sie wieder beim Wickel!"



Mit beiden Fäusten packte der Verbrecher zu, versuchte den Hund abzuschütteln — Volko hatte ihn fest und hätte sich nun eher totschlagen lassen, als den Gegner freizugeben!

Sie schlugen die Richtung nach Starnberg ein. Bevor sie es erreichten, brach der Mann zusammen.

Schablenski befahl seinem Hund, bei ihm Wache zu halten, lief in die Stadt und holte Hilfe.

Der Verbrecher wurde ins Spital eingeliefert, wo er noch am selben Abend starb.

Die Ueberraschung für Schablenski kam erst am nächsten Tage. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß es sich bei dem Verbrecher um einen in München gesuchten Mörder handelte, auf dessen Kopf eine Belohnung von 1000 RM ausgesetzt war.

Tag für Tag punkt vier Uhr

Volkos Leben verlief auch nach diesem Abenteuer wie bisher. Sein Tätigkeitsfeld war genau abgegrenzt: Morgens um 8 Uhr begleitete er seinen Herrn zum Bahnhof, wartete getreulich, bis Schablenski hinter der Sperre verschwunden war, und machte sich dann auf den Heimweg. Unterwegs besuchte er einige Fleischerläden, in denen er sich sein allmorgendliches Frühstück holte, stattete seinen vier „Bräuten" einen Besuch ab, wie sich das für einen besorgten „Bräutigam" gehörte, und trottete wieder nach Hause, allerdings nicht, bevor er sich noch mit einigen frechen Straßenkötern herumgebalgt hatte, denen er den notwendigen Respekt beibrachte.

Die Gartentür öffnete er sich selbst; vor der Haustür schlug er Lärm, bis Frauchen ihn einließ. Eine kurze Begrüßung nur, dann legte er sich an seinen Platz und verarbeitete, die Schnauze zwischen den Vorderpfoten, die Erlebnisse des Tages.

Fünf Minuten vor vier Uhr erhob er sich, ging zu Frauchen, zupfte sie am Kleid und ließ sich die Haustür öffnen. Punkt vier Uhr saß er vorm Bahnhof und wartete auf Herrchen.

Keine Macht der Welt hätte ihn daran gehindert, auf die Minute pünktlich zu sein. Während er morgens auf dem Rückweg einer Rauferei nicht ablehnend gegenüberstand, verjagte er rauflustige Geschlechtsgenossen auf dem Weg zum Bahnhof durch ein so wütendes Knurren, daß sie schleunigst Reißaus nahmen.

Daß Volko auch nur ein einziges Mal nach vier Uhr am Bahnhof gewesen wäre, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Tauchte Schablenski hinter der Sperre auf, stürzte er ihm mit einem Freudengeheul entgegen,

daß man meinen könnte, sein Herr wäre jahrelang fort gewesen.

Tag um Tag saß Volko punkt vier Uhr am Bahnhof und wartete auf die Rückkehr seines Herrn.

Tag für Tag begrüßte er ihn immer mit derselben Freude.

Herrchen kam nicht zurück

Dann kam ein Tag . . .

Volko hatte seinen Herrn wie stets zur Bahn begleitet, hatte wie immer seine Tagesarbeit erledigt und sich in seine Ecke gelegt, um die Stunde zu erwarten, in der er ihn wieder abholen konnte.

Gegen Mittag ereignete sich etwas Merkwürdiges. Ein Mann kam und sprach ein paar Worte mit Frauchen. Mit Frauchen ging eine eigenartige Veränderung vor: Es starrte erst den Mann an und brach dann in Tränen aus. Volko hob den Kopf und blickte den Mann mit leisem Knurren an. Erhob sich und näherte sich Frauchen, legte den Kopf in ihren Schoß und sah mit ernstfragenden Blicken zu ihr auf.

Frauchen bemerkte ihn gar nicht.

Wenige Minuten später verließ Frau Schablenski mit dem Mann das Haus.

Volko blieb allein zurück.

Mit der dumpfen Empfindung, daß irgendetwas nicht in Ordnung war, trottete er in seine Ecke zurück, legte sich nieder und lauschte. Nichts rührte sich. Es war still im Hause. Volko hatte keine Ruhe. Er erhob sich wieder und ging auf die Diele hinaus. Stand vor der Haustür, die verschlossen war.

Stunden vergingen. Frauchen kam nicht.

Die Zeit nahte, in der Volko seinen Weg zum Bahnhof antreten mußte. Je weiter die Uhr vorrückte, um so unruhiger war er.

Er versuchte die Tür zu öffnen. Es gelang ihm nicht. Zum Bahnhof mußte er, darüber herrschte in Volko nicht der geringste Zweifel. Die Tür war verschlossen, also verließ Volko das Haus durch ein offenstehendes Fenster. Mit einem Sprung war er im Garten, öffnete mit den Vorderpfoten die Gartentür und lief zum Bahnhof.

Rätselhaft blieb, was Volko bewog, den Weg an diesem Tage schneller als sonst zurückzulegen. Wußte er, daß er sich um einige Minuten verspätet hatte?

Wie seit Jahr und Tag saß Volko vorm Bahnhofsgebäude und wartete.

Wartete umsonst. Herrchen kam nicht. Herrchen lag in einem Münchener Krankenhaus, das Opfer eines Verkehrsunfalls: Schablenski war von einem Auto überfahren worden und hatte einen Schädelbruch davongetragen.

Menschen kamen und gingen.

Volko saß unbeweglich und starrte in die Bahnhofshalle. Eine Stunde verging und noch eine. Volko rührte sich nicht.

Der Beamte an der Sperre wurde abgelöst, sah den Hund und wollte ihn vorläufig mit zu sich nach Hause nehmen, da er durch Frau Schablenski erfahren hatte, was geschehen war. Volko ließ sich streicheln, aber als der Beamte Miene machte, ihn mit sich fortzuziehen, wurde er böse.

Hier war sein Platz, hier wartete er — Herrchen mußte kommen.

Spät am Abend kam Frau Schablenski zurück. Begleitet von einer Freundin, die sie am Münchener Hauptbahnhof getroffen hatte. 'Frau Schablenski war bleich und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Ihr Mann war im Laufe des Nachmittags an den Folgen des Unfalls gestorben.

Volko sah sie und lief ihr entgegen, um sie zu begrüßen.

Sie bemerkte ihn nicht sofort, erst als er sie anstieß, erblickte sie ihn und brach in Tränen aus.

Volko sah ratlos zu ihr empor.

Er wußte nicht, was das bedeuten sollte. Dann wandte sich sein Kopf, sein Blick glitt zur Bahnhofssperre, als erwarte er, daß nun auch Herrchen auftauche.

Ein lautes Aufheulen, Enttäuschung und Schmerz klang darin. Unlustig begleitete Volko Frauchen nach Hause.

Nach 7 Monaten . . .

Von diesem Tage an konnte man jeden Nachmittag punkt vier Uhr den Hund vorm Bahnhof sitzen sehen, mit brennenden Augen in die Halle starrend. Er wartete zwei, drei Stunden und trottete dann trübselig nach Hause, um am nächsten Nachmittag wieder da zu sein.

Sieben Monate lang hockte Volko Tag für Tag vorm Bahnhof. Hockte dort bei Regen und Sonnenschein. War weder in Güte, noch mit Gewalt fortzubringen.

Bis ihn eines Tages — es war im August des vorigen Jahres — das Schicksal ereilte, das dem seines Herrn seltsam verwandt war. Von einer ins Schleudern geratenen Kraftdroschke wurde er erfaßt und mitgeschleift.

Augenzeugen berichteten übereinstimmend, daß Volko sich auf seinen Platz zurückschleppte, sich aufzurichten versuchte und nach einigen vergeblichen Anstrengungen dort zusammenbrach, wo er seit Monaten vergeblich auf seinen Herrn gewartet hatte.

★

Grisly rettet den Dompteur

Gigantenkampf zwischen Bär und Tiger

Aber es sind nicht nur Hunde, die ihrem Besitzer bis zum Tode die Treue halten. Man findet dieses aus der Liebe geborene Merkmal auch bei anderen Tieren.

Am Abend des 23. März 1927 ließ sich ein Grisly-Bär nach der Vorstellung von seinem Herrn, dem Dompteur MacKinney, ruhig in seinen Käfig zurückführen, wie es Abend für Abend geschah.

Als Herr und Bär an diesem Abend — der Zirkus hatte seine Zelte vor den Toren von Edinburgh aufgeschlagen — die Manege verlassen hatten, um durch den schmalen Gang an den Ställen entlang den Käfig zu erreichen, standen sie plötzlich einem Tiger gegenüber!

Die Bestie gehörte zu einer Raubtiergruppe, die vor MacKinney arbeitete. Wie sich später herausstellte, hatte der Dompteur versehentlich die Tür des Tigerkäfigs nicht verschlossen.

Der Tiger hatte den Käfig verlassen können.

Einen Augenblick lang stand MacKinney regungslos. Er hatte keine Waffe bei sich . . .

Und schon sah er, wie sich der Tiger zum Sprung duckte — schon sah er das mordgierige Funkeln in den Augen der Bestie.

Den Grisly hinter MacKinney schien der Tiger nicht zu sehen — sein phosphoreszierender Blick saugte sich förmlich fest an MacKinney, der sich umsonst nach einem Fluchtweg umsah.

Zwei, drei Sekunden, die zur Ewigkeit wurden.

Ein Schrei hinter MacKinney ließ ihn einen Blick rückwärts werfen. Er sah nur noch einen rosa Schimmer, das Trikot einer Luftakrobatin, die in ihre Garderobe wollte, den Tiger erblickte und vor Schreck wieder in die Manege zurückstürzte.

Jetzt spannten sich die Muskeln des Tigers — jetzt . . .

MacKinney war nicht feige, sein Körper wies manche Schramme, manche Narbe auf, die er aus dem Kampf mit Bestien davongetragen hatte — aber waffenlos einem Tiger gegenüberstehen, der zum Sprung bereit liegt . . .

Ein leises Knurren hinter ihm, etwas Feuchtkühles berührte ihn . . .

Er blickte sich um.

Riesenhaft hatte sich hinter ihm der Bär erhoben. Der Bursche war 2,84 Meter lang!

Der Tiger schnellte durch die Luft, gerade auf MacKinney zu.

Der Grisly greift ein

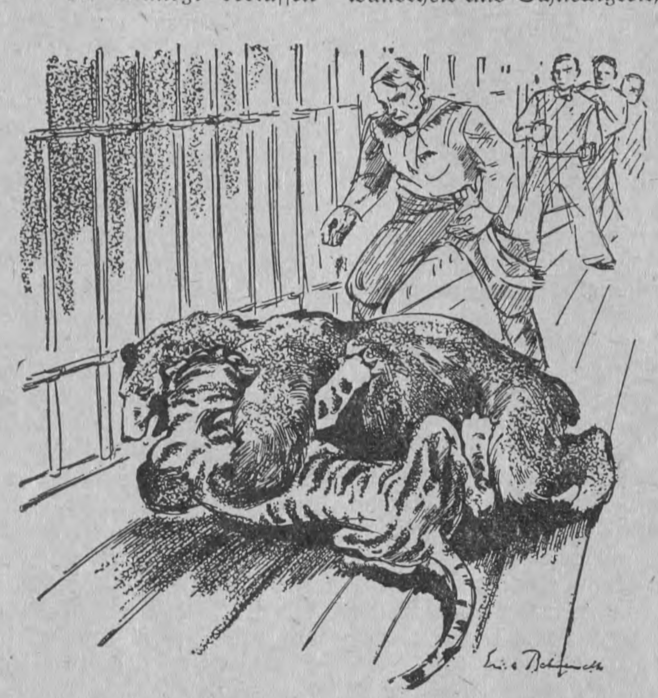
Im selben Augenblick warf sich mit einer Gewandtheit und Schnelligkeit, die MacKinney dem schwerfälligen Tier nie zugetraut hätte, der Bär nach vorn, drückte seinen Herrn zurück und fing den Sprung des Tigers auf.

Die Krallen der Raubkatze gruben sich in das zottige Fell des Bären.

Ein tiefes Grunzen — des Schmerzes oder des Zorns, war nicht festzustellen, — die Tatze des Bären krachte auf den Kopf des Tigers nieder, mit der anderen umfing er den schlanken Leib der Bestie und drückte ihn an sich.

MacKinney stand wie gebannt.

Artisten, welche, durch die Akrobatin alarmiert, kamen, rührten sich nicht von der Stelle.



Immer wieder krachte seine Pranke auf den Schädel des Tigers. Dann gelang es dem Bären abermals, die Bestie zu umklammern.

Ein Gigantenkampf war es, der sich vor ihren Augen abspielte. Der Tiger versuchte vergeblich, sich aus der Umklammerung des Bären zu befreien. Seine Rippen knackten, Schmerzens- und Wutgebrüll preßte sich aus seinem Rachen. Die Krallen rissen in dem Fell des Bären blutige Rinnsale. Nie zuvor hatte MacKinney die Augen eines Tieres so tückisch funkeln gesehen!

Der Tiger arbeitete mit aller Kraft.

Jetzt verlor der Bär das Gleichgewicht.

Beide Tiere stürzten zu Boden und wälzten sich in dem schmalen Gang.

Den Tiger erdrückt

Fauchend und brüllend bemühte sich der Tiger, des Gegners Herr zu werden. Der Bär aber war geschickter, gewandter als der aalglatte Tiger.

Immer wieder krachte seine Pranke auf den Schädel des Tigers. Dann gelang es dem Bären abermals, die Bestie zu umklammern.

Man hörte es krachen und knirschen, der Tiger zuckte und sperrte den Rachen weit auf und fiel dann kraftlos zusammen.

Der Bär richtete sich auf. Das Blut rann aus hundert Wunden aus seinem Fell; aber er war Sieger geblieben. Er hatte seinem Herrn das Leben gerettet.

Vier Tage später arbeitete der Bär bereits wieder in der Manege, als ob nichts geschehen wäre.

★

Affenliebe? — Ja, Affenliebe

Wie der Affe „Bunni" den Tod fand

Mit der gleichen Unbekümmertheit, wie hier der Bär sein Leben für seinen Herrn aufs Spiel setzte, warf sich ein Affe der Gefahr entgegen.

Ein Affe, dem man Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit, Unzuverlässigkeit und auch Falschheit nachsagte.

„Bunni" gehörte dem Farmer Voigt. Voigt war ein Plantagenbesitzer in Südafrika.

Die vorhin erwähnten schlechten Eigenschaften behaupteten Freunde Voigts an „Bunni" wahrgenommen zu haben.

Manchmal wich „Bunni", eine Schimpansenart, tagelang nicht von Voigts Seite, war nur mit Gewalt vom Schoß seines Herrn zu entfernen, starrte ihn aus seinen runden Kirschenaugen mit einem Ausdruck hündischer Treue unentwegt an — dann wieder war „Bunni" in der ganzen Farm nicht zu entdecken, tauchte erst nach Tagen wieder auf, stellte die tollsten Kapriolen an, als müsse er auf diese Weise die Verzeihung seines Herrn für die vorübergehende Untreue erbitten.

Voigt erklärte sich dieses zeitweilige Verschwinden nur so: Im nahen Busch mußte „Bunni" irgendeine Affengeliebte haben, der er von Zeit zu Zeit Besuche abstattete, um sich von ihrer ehelichen Treue zu überzeugen.

Hatte er diese Ueberzeugung gewonnen, kehrte er wieder auf die Farm zurück.

Voigt war nicht abzubringen von der Ansicht, daß ihn der Affe liebte.

Gewohnheit, Anhänglichkeit oder Liebe?

Freunde, die ihn besuchten und das hörten, lachten ihn aus. „Tiere lieben überhaupt nicht!" behauptete ein ehemaliger Wißman-Offizier namens Scharffenberg, der ebenfalls unter die Plantagenbesitzer gegangen war und in dieser Eigenschaft ebenso wertvolle Aufbauarbeit leistete, wie er in den Jahren des Kampfes das Land erwerben half. „Was wir beim Tier Liebe nennen, ist nichts weiter als eine gewisse Gewohnheit, die man Anhänglichkeit nennen kann, ist meistens nichts weiter als eine gewisse Berechnung. Der Hund zum Beispiel weiß, daß es ihm nirgendwo so gut geht als bei den Menschen, also hängt er sich an den Menschen, folgt ihm auf Schritt und Tritt, aus Angst, Angst, seinen Ernährer zu verlieren!"

Voigt widersprach.

„Sie meinen also: was wir beim Tier Liebe zum Menschen nennen, wäre für das Tier nichts weiter als eine Versorgungsfrage?"

„Genau das!" nickte Scharffenberg.

„Nehmen Sie also an, ein Hund wäre seit Jahren der Gefährte eines armen Mannes, bei dem er nichts weiter bekommt als dasselbe Stück trockenen Brotes, das sein Herr selbst ißt. Eines Tages erhält dieser arme Herr den Besuch eines reichen Mannes, der dem Bettler den Hund zu einem annehmbaren Preise abkauft und mitnimmt. Von nun an erhält der Hund jeden Tag eine Wurst, bei deren Geruch dem Hunde schon das Wasser in der Schnauze zusammenläuft. Nun wird also der Hund seinen neuen Herrn lieben und an den alten nicht mehr denken, bei dem er nur trockenes Brot bekam? Nein! Immer wieder kommt es vor, daß ein solcher Hund das — sagen wir: das Schloß verläßt und in die ärmliche Hütte zurückkehrt! Und wenn der reiche Herr ihm eine Hütte aus lauter wundervoll duftenden Würsten erbaut — der Hund verläßt diese Hütte und läuft kilometerweit, um zu seinem alten, armen Herrn zu gelangen."

Scharffenberg gab die Möglichkeit zu und fuhr fort: „Aber Sie wollen doch nicht behaupten, daß es bei einem Affen ebenso ist . . ."

„Bunni hat wahrscheinlich draußen im Busch eine Eheliebste. Er könnte sich in der Freiheit dieselben Genüsse verschaffen — vielleicht sogar bessere. Und doch kehrt er immer wieder zu mir zurück. Warum? Bunni liebt mich!" lächelt Voigt und kraulte Bunni, der auf seinem Schoß hockte, den Kopf.

Zwischenfall beim Erntedankfest

Einige Tage später schon trat ein Ereignis ein, das für die Behauptung Voigts den Beweis erbrachte.

Voigt feierte auch in Afrika, wie früher daheim in Deutschland, nach der Ernte ein Dankfest, an dem alle Arbeiter auf der Plantage teilnahmen.

Während er sonst streng darauf achtete, daß die Neger keinen Alkohol tranken, stellte er ihnen an diesem Tage ausnahmsweise soviel zur Ver-

fügung, daß sie das Fest genügend „begießen" konnten.

Sei es nun, daß zwei unter den Negern nicht soviel vertragen konnten oder sich mehr „darangehalten" hatten — jedenfalls begannen zwei Brüder — Mombo und Mnanga — Streit mit einigen anderen. Der Streit artete in eine wüste Schlägerei aus, bei der Mombo vom Messer Gebrauch machte. Ein Neger wurde getötet, zwei andere verletzt.

Voigt kam hinzu, als das Unglück bereits geschehen war. Er nahm den Messerhelden fest und ließ ihn in einen sicheren Raum einsperren.

Am anderen Morgen sollte er zur nächsten Station gebracht werden.

Voigt brach das Fest ab und befahl Ruhe.

Nächtliche Stille lag bald darauf über der Plantage. Wie allabendlich machte Voigt einen Rundgang, um sich davon zu überzeugen, daß alles in Ordnung war.

Er verließ das Haus, um hinüberzugehen zu den Stallungen. Mnanga hatte auf diesen Augenblick gewartet. Ungesehen hatte er sich in der Nähe des Hauses versteckt gehalten und schlich nun hinter dem ahnungslosen Voigt her. In seiner Faust blitzte ein Messer. Wollte er seinen Bruder rächen oder ihm durch Ausschaltung des Plantagenbesitzers zur Flucht verhelfen? Oder hatte der Alkohol in seinem Gehirn eine so große Verwirrung angerichtet, daß er nicht mehr wußte, was er tat?

Unhörbar schlich sich Mnanga an Voigt heran. War jetzt nur noch drei Meter etwa von ihm entfernt.

Duckte sich wie ein Panther zum Sprung.

Voigt schritt gerade unter der Tamarinde vorbei, die mitten auf dem Hofe stand.

Mnanga war mit zwei lautlosen Sprüngen heran, hob den Arm. Die Faust hielt das Messer umkrallt.

„Bunni" opfert sich für seinen Herrn

Im selben Augenblick schnellte etwas aus der breitästigen Tamarinde, flog über Voigts Kopf hinweg — ein erstickender Aufschrei — Voigt drehte sich blitzschnell herum und sah Bunni auf der Brust eines Negers.

Mit wütendem Gekreisch bearbeitete Bunni mit seinen Krallen das Gesicht des Schwarzen, der den ersten Schreck überwunden hatte und wie ein Wahnsinniger auf Bunni einstach.

Voigt war mit einem Satz heran, versetzte dem Neger einen wohlgezielten Hieb in die Magengegend und riß Bunni an sich. Das Tier zitterte am ganzen Körper. Der Neger lag am Boden und rührte sich nicht. Als Voigt sich zu ihm herniederbeugte, erkannte er Mnanga, dessen Gesicht von dem Affen völlig zerkratzt worden war.

Bevor Voigt noch irgend jemand herbeirufen konnte, fühlte er den bebenden Körper Bunnis erschlaffen.

Er ließ ihn zu Boden gleiten. Dort blieb er liegen, ohne sich zu bewegen.

Er war tot.

Bevor Mnanga wieder zu sich gekommen war, hatte Voigt Hilfe herbeigerufen.

Der Neger erwachte erst, als er bereits im selben Raum lag, in dem sein Bruder untergebracht gewesen war. Die Zusammenhänge waren nicht schwer zu erraten. Mnanga hatte einen Mordüberfall auf den Chef geplant. Bunni, der in dem Geäst der Tamarinde zu übernachten pflegte, hatte den Neger gesehen, mußte erfaßt haben, daß seinem Herrn Gefahr drohte, und hatte sich bedenkenlos dem Feinde entgegengestürzt.

Unter der Tamarinde grub Voigt seinem Lebensretter ein Grab.

Als er einige Tage danach mit Scharffenberg zusammentraf und ihm von Bunnis Opfertod erzählte, schüttelte der ehemalige Wißmann-Offizier nur verwundert den Kopf:

„Seltsam, was in so einem Tier alles steckt!"

★

Nero besiegt das Moor

Eine ganze Nacht ein Kind in der Schnauze gehalten

Seltsam, was in so einem Tier alles steckt . . .

Das sagten auch die Bauern von Wolmirstedt von Nero, dem Hofhund des Landwirts Busch.

Nero war ein Prachtexemplar. Stämmig, mit wundervollem Gebiß und allen Vorzügen seiner Rasse ausgestattet. Er war keiner jener Hofkläffer, die sich wie verrückt gebärden, wenn einmal ein Fremder den Hof betritt. Er lag vor seiner Hütte, nicht angekettet. Tauchte ein fremdes Gesicht auf, blieb Nero ruhig liegen und tat so, als sehe er es überhaupt nicht. Nur die Augen wachten und verfolgten jede Bewegung des Fremden.

Wehe dem, der es gewagt hätte, irgend etwas auf dem Hofe anzufassen!

Zwei unzertrennliche Spielkameraden

Meistens aber lag Nero am Tage nicht vor seiner Hütte, weil er eine andere, selbstgewählte Aufgabe zu erfüllen hatte: Er muß auf Riekchen achtgeben, die vierjährige Tochter des Bauern, die — sich selbst überlassen — auf dem Hofe herumschwirrte und einmal fast in die Mistgrube gefallen wäre, wenn Nero sie nicht zurückgerissen hätte.

Nero liebte Riekchen abgöttisch.

Jeden ihrer Schritte begleitete er.

Es war für einen Menschen nicht ratsam, Riekchen anzufassen. Nero, sonst die Gutmütigkeit selbst, wurde in solchem Falle fuchsteufelswild.

Eines Tages — es war im Frühsommer des Jahres 1906 — ging Riekchen wieder auf Entdeckungsfahrt aus.

Das Wolmirstedter Holz, das sich in seinen Ausläufern über Barleben bis nach Magdeburg heranzieht, bot so wunderbare Möglichkeiten dazu.

Riekchen kroch im Gebüsch herum, versteckte sich, Nero mußte sie suchen. Das war ein Jauchzen und Kreischen und Bellen!

Nero besaß mehr als Hundeverstand. Er wußte, welches Vergnügen es Riekchen bereitete, wenn er sie nicht sofort fand, also spielte er den Ratlosen, der nicht die geringste Ahnung hatte, wo er die Spielgefährtin finden könnte — oder er raste an dem Versteck vorbei, bellte, jaulte, indes Riekchen im Gebüsch saß und vor Vergnügen über den „dummen“ Nero ins Fäustchen biß.

Hatte er sie endlich entdeckt, ging die Jagd weiter. Stundenlang . . .

Wo ist Riekchen?

Am Abend herrschte auf dem Hofe des Bauern eine vorläufig noch gelinde Aufregung, die sich jedoch von Minute zu Minute steigerte.

Riekchen war nirgends zu entdecken. Und auch Nero ließ sich nirgends sehen.

Der Bauer, die Bäuerin, die Knechte und Mägde suchten jeden Winkel im Hofe ab, riefen immer wieder „Nero!“ und „Riekchen!“ — ohne eine Antwort zu erhalten.

Die Ställe, die Scheune, das Wohnhaus — kein Fleck blieb undurchstöbert.

Vergeblich.

Der Bauer stand auf dem Hofe.

„Dann können sie nur im Holz sein — und haben sich vielleicht verirrt!“ knurrte er, seine Angst um das Töchterchen hinter einer bärbeißigen Miene verbergend.

„Unsinn!“ antwortete die Bäuerin. „Nero verirrt sich nicht! Hoffentlich ist ihnen nichts passiert!“

„Ich gehe ins Holz!“ entschied sich der Bauer, nahm eine Stallaterne und machte sich auf den Weg. Begleitet von Knechten und einigen Bauern der Nachbarschaft, die unterdessen von dem Verschwinden des Kindes und des Hundes gehört hatten.

Was der Bauer unausgesprochen ließ, war seine größte Sorge: Hoffentlich war Riekchen nicht ins Moor geraten, das sich linksseitig im Holz hinzog bis nach Ebendorf hinüber. Die Männer durchstreiften den Wald nach allen Seiten. Riefen, pfiffen — unheimlich lag die Nacht über dem Holz und antwortete nur mit Schweigen.

Stunden vergingen.

Im Osten rötete sich der Himmel. Der Morgen stieg herauf. Die Männer riefen und pfiffen längst nicht mehr.

Stumm, verbissen, wanderten sie am Rande des Moores entlang. Keiner wagte auszusprechen, was er dachte.

Wo sonst sollten Kind und Hund sein, wenn nicht unter der zähen, breiigen, dunkelbraunen Masse dort?

Man würde sie nie mehr finden. Das Moor gab nicht mehr her, was es hielt.



Wenn Nero sie auch nicht befreien konnte, so hatte er doch ein völliges Versinken verhindert. Mit gegen den Boden gestemmten Beinen hatte er sie festgehalten, hatte sich, als er nicht mehr stehen konnte, niedergelegt, aber keinen Zentimeter nachgegeben!

Der Fund im Moor

Busch hatte schon alle Hoffnungen aufgegeben, als ihn plötzlich ein Schrei vorwärtsriß.

Er stürzte nach vorn und blieb ein paar Sekunden lang wie angewurzelt stehen.

Zuerst sah er Nero, den Hund. Nero lag auf dem Bauch, die Beine ausgestreckt. Er hielt etwas in der Schnauze. Eben beugte sich einer der Männer herab und versuchte, dies Etwas

aus den Zähnen des Hundes zu befreien. Es gelang ihm nicht. Es war unmöglich, die Schnauze des Hundes zu öffnen.

Busch kniete jetzt neben ihm.

Griff nach vorn und zog das kleine Riekchen aus dem Moor. Nichts in seinem Gesicht verriet etwas von dem, was in seinem Innern vorging. Einmal nur fuhr seine Hand über den Rücken des Hundes.

Nero versuchte sich aufzurichten. Es gelang ihm nicht sofort, er sackte zusammen, kraftlos, mit einem Zittern in den Schenkeln.

Nun erst ließ er den Stoff los, den er bis jetzt zwischen den Zähnen hielt.

Der Körper des Kindes war vollständig mit der zähen, dunkelbraunen Sumpfmasse bedeckt, nur der Kopf war unberührt davon geblieben.

Man konnte sich leicht zusammenreimen, was geschehen war: Riekchen und Nero hatten gespielt. In dem Bestreben, sich zu verstecken, war das Kind dem Moor zu nahe gekommen, hatte plötzlich den Boden unter sich weichen gefühlt, hatte wahrscheinlich zurückgewollt und war durch die Bewegung der Füße nur immer tiefer in den Sumpf geraten.

Vielleicht hatte Nero das Unglück zu spät bemerkt, jedenfalls war es ihm nicht mehr möglich, das Kind aus dem Moor herauszuziehen.

Kampf zwischen Natur und Tier

Die breiige Masse hielt den Körper wie mit Zangen umschlungen. Alle Anstrengungen des Tieres waren vergeblich. Bis zum Hals war Riekchen im Sumpf versunken.

Nicht weiter.

Wenn Nero sie auch nicht befreien konnte, so hatte er doch ein völliges Versinken verhindert. Mit gegen den Boden gestemmten Beinen hatte er sie festgehalten, hatte sich, als er nicht mehr stehen konnte, niedergelegt, aber keinen Zentimeter nachgegeben!

Die ganze Nacht hindurch hatte der Hund das Kind so festgehalten!

Stummer, zäher Kampf zwischen Natur und Tier! Kampf des Hundes um das Leben des Wesens, das er liebte!

Völlig ermattet sank er zusammen, als die Männer das Kind endlich aus dem Sumpf befreit hatten.

Riekchen war nichts geschehen. Es erwachte wenige Minuten nach seiner Rettung — und es war nicht einmal festzustellen, ob das Kind bewußtlos war oder nur — geschlafen hatte!

Nero erholte sich ziemlich schnell wieder von den Folgen der ungeheuren Anstrengungen. Er wich nicht von der Seite Buschs, als der Bauer, das Kind auf den Armen, nach Wolmirstedt zurückkehrte.

Von diesem Tage an war die Liebe zwischen Kind und Hund — wenn das überhaupt möglich war — noch größer.

Nero starb vier Jahre später. Riekchen hat heute ein gutgehendes Geschäft in der Stadt. In ihrem Wohnzimmer hängt an der Wand ein Bild Neros, der Kopf eines Hundes mit klugen, treuen Augen.

Drei Kinder hat Riekchen. Der Spielgefährte dieser Kinder ist ein Schäferhund, auf den sich Riekchen ebenso verlassen kann, wie vor fünfunddreißig Jahren auf Nero.

★

Die Rettung der Fohlen

Flucht aus der brennenden Prärie

Wie sehr Tiere, wenn sie lieben, jede Gefahr mißachten, zeigt ein Vorfall, der sich im Jahre 1935 in Texas abspielte.

Bill Cracker war ein in den Staaten berühmter Pferdezüchter. Was von seiner Weide kam, war erstklassig.

Bill Cracker hatte auch die besten Cowboys, Jungen, die mit dem Herzen dabei waren.

Es war eine Freude, das Pferdematerial zu sehen, das sich auf Bill Crackers Besitztum tummelte.

Der Sommer des Jahres 1935 war einer der heißesten, die es je in Texas gegeben hat. Die Bewässerungsanlagen, die Bill Cracker für sein Weideland angelegt hatte, Anlagen, die aus dem Colorado gespeist wurden, drohten zu versiegen, weil auch das Bett des Colorado fast ausgetrocknet war.

Dürr, verbrannt, braun dehnte sich die Prärie.

Bill Crackers Herde in Gefahr

Und dann geschah es eines Tages: Die Prärie brannte! Obwohl nur ein ganz leichter Wind wehte, pflanzte sich das Feuer mit rasender Geschwindigkeit fort. Das trockene Gras war eine vorzügliche Nahrung für die Flammen, die gierig über den Boden hinkrochen — vorwärts — immer nur vorwärts! Die brennende Prärie zum Erlöschen bringen zu wollen, wäre vergebliches Bemühen gewesen.

Alles, was sich den Flammen entgegenstellte, war verloren. Nur schnellste Flucht vermochte Rettung zu bringen.

Die Pferdeherde Bill Crackers jagte vor dem rasenden Flammenmeer her, angstgepeitscht, vorwärtsgetrieben von dem Drang der Selbsterhaltung.

Bei der Herde befanden sich zu dieser Zeit neun Fohlen. Tiere bester Zucht. Junge, einige Monate alte Füllen. Sie vermochten mit der wahnsinnigen Flucht der Herde nicht Schritt zu halten.

Das Feuer war schneller als sie.

Rettung war ausgeschlossen.

Die Mutterstuten, die genau wußten, daß das

näherkommende Feuermeer grauenvollen Tod bedeutete, wichen nicht von der Seite der Jungtiere. Sie rotteten sich zusammen zu einer Linie und trieben die Fohlen vor sich her. Wollte eines ausbrechen, war sofort eins der Mutterpferde da und brachte es in die Linie zurück.

Kamen die Flammen, würden sie zuerst die Mutterstuten erfassen!

Hätten sie sich der Herde angeschlossen, hätten sie sich retten können. Weit hinten lag der Colorado, der das Ende der Gefahr bedeutete. Der Fluß war so breit, daß die Flammen nie und nimmer das andere Ufer erreichen konnten. Am Colorado würde der Präriebrand zum Stillstand kommen! Die fliehende Herde würde den Fluß noch zur rechten Zeit erreichen.

Der Opfermut der Mutterstuten

Die Mutterstuten dachten nicht daran. Sie blieben bei den langsameren Fohlen, von denen wahrscheinlich früher oder später eins nach dem anderen zusammenbrechen würde . . . sie deckten die Jungtiere mit ihren eigenen Leibern, ihre Liebe zu ihren Jungen war stärker als die Angst vor dem Feuermeer, der Schrecken vor dem Tode.

Näher und näher kamen die Flammen.

Nicht mehr lange, dann hatten sie die kleine Gruppe von Mutterstuten und Fohlen erreicht.

Dann sprangen sie über die Tiere hinweg — weiter — immer weiter.

Die Stuten trieben die Jungtiere zur Eile an, halfen hier und da mit leisen oder derben Stupsen nach — Todesangst verriet der Blick ihrer Augen, Todesangst das antreibende Stampfen ihrer Hufe, Todesangst das furchtgeweckte Schnauben der fliegenden Nüstern.

Es war alles umsonst.

Mutterliebe allein vermochte die jungen Tiere nicht zu retten — Mutterliebe würde mit ihnen verlöschen.

Hitze stob über sie hinweg.

Der Feueratem der brennenden Prärie umglühte die achtzehn Tiere.

So nahe war das Flammenmeer schon, daß man hätte berechnen können, wann es die kleine Herde vernichten würde.

Da brauste es von der Seite heran wie ein Sturmgewitter. Buchstäblich wie ein Sturmgewitter. Brauste und donnerte dem Flammenmeer entgegen, auf die kleine Gruppe totgeweihter Pferde los.

Auf jedem Sattel ein Fohlen

Bill Crackers Cowboys!

Bill Cracker an ihrer Spitze!

Er hatte die Tragödie beobachtet.

„Boys!“ hatte er geschrien. „Wollen wir uns von den Stuten beschämen lassen, die lieber zugrunde gehen, als daß sie ihre Kinder verlassen?“

Sie rissen alle die Pferde herum wie auf Kommando.

Hatten jetzt die kleine Herde erreicht, waren wie der Blitz aus den Sätteln, packten jeder ein Fohlen. Legten es quer über den Pferderücken, saßen schon wieder auf und jagten davon.

Buchstäblich in der letzten Sekunde.

Bis auf zehn Meter war das Flammenmeer herangekommen!

Die Mutterstuten wieherten. Keine von ihnen hinderte die Cowboys. Es war, als begriffen sie, was vorging.

Die wilde Jagd donnerte über die Prärie.

Neben jedem Cowboy, der ein Fohlen vor sich im Sattel hatte, sprengte eine Mutterstute.

Bill Cracker trieb Cowboys und Pferde an.

Es war ein Rennen mit dem Tode, ein Rennen ums Leben!

Die Flammenglut im Nacken, die knisternde Flut des gierigen Feuermeeres wenige Meter hinter ihnen!

Würde es gelingen, den Colorado zu erreichen?

Würde die tollkühne Tat der Cowboys gelingen — oder würden sie ihr Grab finden in diesem rasenden Präriebrand?

Die große Herde war längst gerettet, hatte das andere Ufer des noch immer viel zu fernen Colorado gewonnen.

Weit drüben brannten die Gebäude der Farm.

Der Ritt vor dem Flammenmeer

Bill Cracker dachte jetzt nicht daran. Er wollte dem Flammenmeer ein Schnippchen schlagen . . . die Liebe der Stuten zu ihren Jungen wollte er belohnt sehen!

Er warf einen Blick nach rückwärts.

Einen Augenblick lang zweifelte er an dem Gelingen. Näher war die Glut herangekommen . . .

Aber ein Blick nach vorn zeigte ihm das Ufer!

Fünfhundert Meter noch entfernt!

Und sie schafften es!

Sie kamen hinüber!

Der Colorado gebot dem Feuermeer Halt! Drüben hoben die Cowboys die geretteten Fohlen herunter und setzten sie vorsichtig zu Boden. Man sah ihnen die Freude über das gelungene Husarenstückchen an.

Bill Cracker klatschte mit derbem Hieb seiner Lieblingsstute auf den Rücken. Die Stute sah ihn an.

Bill Cracker beschwor es später jederzeit. Mit dankbarem Blick sah sie ihn an!

„Zum Teufel!“ lachte er. „Es fehlte nur noch, daß sie mich umarmt hätte! Verdammt, glaubt mir's oder glaubt mir's nicht: Sie wartet nur auf die Gelegenheit, bei der sie ihre Dankesschuld abtragen kann! Das Biest liebt mich, da könnt ihr machen, was ihr wollt!“

Nachtwächter Harms

Von Johan Brüdt

Eggert Harms hält zwei Dinge für durchaus zuverlässig. Auf seinen Eichenstock, den er im Süderholz geschnitten und an der eigenen Leiter zurechtgebogen hat, verläßt er sich in seinen körperlichen Nöten. Geistig fühlt er sich allen Lebenslagen gewachsen, wenn er seinen „Schrot" in Form eines gesunden Rolltabakknotens hinter der Backe spürt.

Er ist niemals ein hübscher Kerl gewesen, hat das auch nie sein wollen. Als Knecht wusch er sich alle Tage ohne Seife im Pferdeeimer, der gleichzeitig sein Spiegel war. Als junger Ehemann hatte er am Alltage auch nicht viel Zeit zum Spiegeln und Schöntun mit der oberen Vorderansicht. Wie er dann die Vierzig überschritt, wurden die Haare seines Hauptes dünner, und am Ende der Vierziger mußte er den spärlichen Rest schon mit einer gewissen Zärtlichkeit behandeln. Da wußte seine Frau es durchzusetzen, daß er wenigstens am Sonntag einmal vor den Spiegel trat. Daß ihn dann ein eckiger, struppiger Nachtwächterkopf ansah, hat ihn niemals beunruhigt.

Eggert Harms ist auch niemals, wie man so sagt, ein kluger Mann gewesen, will das auch gar nicht sein. Er kann ehrlich seinen Namen schreiben und damit genug. Beim kleinsten Schriftsatz wird er schwitzen, und er will lieber, statt einen kurzen Brief zu schreiben, drei Tage Gras mähen oder einen ganzen Monat lang jeden Abend von sieben bis neun Uhr Wurstpfriemen schneiden.

Er schreibt aber mit seinem Eichenstock eine saubere und sichere Handschrift, die alle radaulustigen jungen Leute in Ladendorf und Umgegend kennen und achten.

Aber er ist stets ein fleißiger Mann gewesen. Wer ihm über seine Arbeit einen Vorwurf machen wollte, dem könnte er sein härtestes Scheltwort, den Ruppsack, an die Ohren hängen und liefe nicht Gefahr, deswegen vom Gericht verurteilt zu werden.

Und ein gesunder, starker Mann ist er auch stets gewesen. Doktor Neuberg in Bergfeld hat noch niemals etwas an ihm zu flicken gehabt, wie er sich ausdrückt. Wenn man in Ladendorf davon spricht, wer die schwersten Kornsäcke tragen oder am sichersten die Sense führen kann, dann wird sein Name immer zuerst genannt.

Kantor Kühl befragte ihn auf einer Kindtaufe einmal wegen seiner guten Zähne und sprach im Anschluß daran von Zahnbürsten und dergleichen Dingen. Da lachte er den Kantor aus und sagte: „Ich bin nicht für solchen Hokuspokus. Wer sich jeden Tag mit seinen Zähnen durch daumendicke Schwarzbrotscheiben hindurcharbeiten muß, braucht sie nicht zu wichsen und zu putzen. Und Bürsten stecke ich erst recht nicht in den Mund; dafür braucht unsereiner einen gesunden ‚Schrot', dann ist die Geschichte in Ordnung."

Und nun muß ich noch auf eine Eigenart hinweisen, die ich vorhin schon leise andeutete. Eggert Harms ist unter Umständen ein harter Mann, hart wie sein Eichenstock aus dem Süderholz und hart wie die Pike, die ihm Schmied Meier genau nach Vorschrift hat draufsetzen müssen. Wer von den Halbstarken in Ladendorf und Umgegend ihn und seinen Handstock vom Standpunkt der Härte hat kennen gelernt, der trägt auf beide einen tiefen Groll in der unruhigen Jünglingsbrust.

Eggert Harms hat in seinem Leben auch selbstverständlich keinen Roman erlebt. Wenn er von Liebe sprechen hört, denkt er immer an flauen, süßen Grog, und damit kann man ihn aus dem Hause jagen.

Als er dreißig Jahre alt war, hatte er das Leben eines Bauernknechtes satt und wollte auf die höhere Stufe eines selbständigen Tagelöhners steigen. Dazu gehörte aber nach altem Ladendorfer Herkommen eine Hausfrau.

Am Sonnabendabend hatte ihn noch Thies Hennings mit seinem Junggesellentum gehänselt. Am Sonntagmorgen machte er sich kurz entschlossen auf den Weg zu Trina Treede, drückte ihr einen preußischen Taler in die Hand und verlangte binnen acht Tagen Vorschläge für eine Heirat.

Trina Treede war auf diesem Gebiet geschäftskundig und konnte ihm schon am dritten Tag einen Richtungspunkt angeben. Da zog er am folgenden Sonntag seinen Abendmahlsrock an und trat, kantig und eckig, wie er nun einmal war, vor seine Zukünftige hin. Schöne Worte, wie sie der Augenblick von Rechts wegen verlangte, standen ihm nicht zur Verfügung. Seine Auserwählte wusch in aller Seelenruhe bei der abseits stehenden Pumpe die Milchfässer. „Gu-

ten Morgen, Abel," sagte er. „Guten Morgen, Eggert," erwiderte sie scheinbar verwundert. „Schönes Wetter, nicht wahr?" fuhr er fort. „Das ist man gut fürs Heu," sagte sie ganz freundlich.

Und nun kratzte er sich doch etwas kräftiger hinter dem rechten Ohr, verstaute mit der Zunge ganz sicher seinen ‚Schrot' und fragte sie: „Wollen wir beide unsere Kledasche nicht lieber zusammenwerfen?" — „Wenn du es meinst, Eggert, ist es wohl so am besten," antwortete sie mit derselben Freundlichkeit. Damit war alles in Ordnung gebracht, was Trina Treede in der Stille eingefädelt hatte.

Eggert Harms ging nach Hause, legte seinen schwarzen Rock wieder mit der größten Sorgfalt in die Lade, zog dann seine verschwiegene Dose aus der rechten Westentasche und biß zur Feier des Tags das Stück Rolltabak recht viel länger ab.

Seine Ehe ist also nicht im Himmel, sondern ganz geschäftsmäßig für einen preußischen Taler von Trina Treede in Ladendorf geschlossen worden. Und dieses eigenartige Geschäft hat sich gar nicht schlecht bewährt; denn die beiden Eheleute sind nun schon über dreißig Jahre treue Kameraden gewesen. Kantor Kühl, der seine Ladendorfer wie einen Groschen kennt, hat ihnen auf ihrer silbernen Hochzeit eine Rede gehalten, die sich gekämmt und gewaschen hatte, wie Thies Hennings sagte. Der harte Eggert Harms mußte während der Rede seine Füße fest auf den Fußboden setzen und wiederholt einmal ordentlich durchhusten, weil es ihm kribbelig wurde in den Augenwinkeln.

Es ist eine eigentümliche Geschichte, wie der Tagelöhner Eggert Harms zu dem Amt eines Nachtwächters in Ladendorf gekommen ist. Hier kennt sie natürlich jedermann, und sie wird mit Behagen jedem Fremden beim Kaffee oder Grog aufgetischt.

Seinen Vorgänger hatte man nach dem Kirchhof gebracht, und nun sollte die Stelle wieder mit einem Ladendorfer besetzt werden. Das Amt nährte schon seinen Mann; denn der Nachtwächter war gleichzeitig Gemeindebote und Feldhüter und konnte durch diese Nebenämter mit allerlei Nebenverdienst rechnen.

Aber Arbeiter und Handwerker mit gesunden Gliedmaßen hielten die Nachtwache bisher doch nicht für ganz standesgemäß. Trotzdem waren bei dem Gemeindevorsteher verschiedene Meldungen eingegangen; das waren wieder Bewerber, die irgend einen körperlichen Schönheitsfehler hatten. Man pflegte in Ladendorf damit zu rechnen, weil sich die Sache dadurch verbilligte.

Eggert Harms, der gesunde, starke Tagelöhner, hatte sich natürlich nicht gemeldet, und an ihn hatte auch kein Ladendorfer gedacht, am wenigsten er selbst.

Da ging er an einem Sonntagabend einmal mit der Schiebkarre nach dem Süderholz, um etwas Wallheu für seine Ziegen zu mähen. Aus der Wasserecke schien ein Gewitter heranzuziehen und er nahm vorsichtshalber einen alten Rock mit.

Als er um die Straßenbiegung fuhr, kam Thies Hennings mit seiner Familie die Niendorfer Höhe heruntergefahren. Da fiel im Vorgelände des Süderholzes ein Schuß. Bläß und Weißfuß, die mit ihren Gedanken schon bei der vollen Krippe waren, zuckten zusammen und legten sich in ihrer Angst plötzlich mit aller Gewalt in die Sielen. Ihr Herr stemmte die Füße gegen die Wagenkante und hielt das Seil mit übermenschlicher Kraft; aber Menschensehnen versagten gegen die Wucht der Tiere, und der Wagen raste in wilder Fahrt herunter.

Eggert Harms erkannte sofort die Schwere des Augenblicks, weil am Ende der Anhöhe die Landstraße eine starke Biegung machte. Er schob schnell die Karre in den Graben und nahm unwillkürlich seinen Rolltabakknoten zwischen die Zähne.

Auf gerader, ebener Bahn wäre er ohne Besinnen den Pferden in die Zügel gefallen, hier am Abhang der Anhöhe war es einfach zwecklos.

Was tat nun der starke, sonst nicht aus seiner Ruhe herauszubringende Eggert Harms? Blitzschnell zog er seinen alten Rock über die Ohren und sprang auf allen Vieren, bellend wie ein Hund, den rasenden Tieren entgegen. Er wäre trotz seiner Kraft und Ruhe beiseite geschleudert oder unter die Räder gestampft worden, wenn er den Pferden aufrecht in den Weg getreten wäre; aber sein schneller Entschluß, den verkappten Hund zu spielen, brachte sie wieder in die Gewalt des Führers.

Nun zog er den Rock wieder zurück und richtete sich auf, mitten auf der Landstraße. Die beiden Pferde schäumten und zitterten und wollten beiseite fahren, als er sich nahte.

„Das bin ich ja man bloß, mein lieber Weißfuß," sagte er in aller Ruhe, klopfte den Tieren die Hälse und schalt auf den Ruppsack, der hier am Sonntagabend mit seiner Schießerei die Pferde bange machte.

Wahrhaftig, das war ja nur der Tagelöhner Eggert Harms aus Ladendorf, der ein bißchen Wallheu für seine Ziegen mähen wollte und bei der Gelegenheit eine ganze Familie vor dem größten Unglück bewahrte.

Frau Hennings konnte der Dankesworte nicht genug finden. Sie schüttelte ihm die Hand und sagte, daß sie seine Frau am nächsten Abend besuchen werde. Als sie weiter fuhren, sagte der Sohn: „Vater, Eggert Harms ist doch ein flin-

fer Kerl, den solltet ihr man zum Nachtwächter machen, der könnte die „Monarchen" mal ordentlich auf den Schwung bringen."

Eggert Harms ging in aller Ruhe wieder nach seiner Karre. Da lächelte er plötzlich und sagte vor sich hin: „Wo ist denn mein ‚Schrot' geblieben? Habe ich den beim Bellen verschluckt? Na, laß ihn reisen, er wird seinen Weg wohl finden." Damit zog er seine Dose aus der Westentasche und schob einen neuen Knoten hinter die Backe.

Am Montagabend gingen der Gemeindevorsteher und seine Frau mit froher Miene in die Tür der Tagelöhnerkate, und da saß nun der Vertreter der stattlichen Dorfgemeinschaft in vertraulichem Gespräch neben dem einfachen Arbeiter.

„Du kennst ja unsern Franz," sagte Thies Hennings; „der ist manchmal ein kleiner Schlauberger, und er brachte mich gestern auf den Gedanken, daß wir dich zum Nachtwächter wählen müßten. Hast du Lust dazu? Ich will dafür sorgen, daß du dein Auskommen dabei findest."

„Nein, dazu habe ich keine Lust," sagte er; „ich habe meine gesunden Glieder und muß etwas Festes in den Händen haben. Nachts die Knarre schwingen und die Stunden ausrufen und tags die Steuerzettel austragen oder ausgebrochenes Vieh verschütten, das ist nichts für einen gesunden Mann in meinem Alter."

„Du mußt die Sache von einer anderen Seite ansehen," fuhr der Gemeindevorsteher fort. „Unsere Bevölkerung wird in den letzten Jahren immer beweglicher. Die einheimische Jugend drängt sich in das Handwerk und in die Stadt. Keiner will mehr Knecht oder Tagelöhner werden, und wir Bauern müssen uns schon oft mit Fremden behelfen. Du weißt ja, wie es zur Zeit der Ernte auf der Landstraße und in Anton Dreiers Herberge hergeht. Da muß eine tüchtige Nachtpolizei walten und einmal eine starke Hand dazwischenfahren. Einem Krüppel spielen die Kerle an der Nase herum."

Eggert Harms nahm einen neuen ‚Schrot', ein Zeichen, daß die Gedanken unter seinem struppigen Haar nach einer bestimmten Richtung drängten. „Ich nehme das Amt an," sagte er nach kurzem Besinnen, „nicht wegen des leichteren Lebens, sondern wegen der ruppigen ‚Monarchen' und der tüchtigen Nachtpolizei." Dabei machte er eine entsprechende Armbewegung. Der erste und zukünftige letzte Beamte von Ladendorf schieden in bestem Einvernehmen voneinander, beide mit dem Gedanken, wo es sein müsse, ein unerbittliches Herrscheramt auszuüben.

Die Gemeindeversammlung stimmte dem Vorschlag ihres Oberhauptes zu, und so war denn Eggert Harms wohlbestallter Nachtwächter, Gemeindebote und Feldhüter von Ladendorf.

Und nun will ich meine Leser einladen, im Geiste einmal seine stillen Begleiter in einer Sommernacht zu sein.

Gegen zehn Uhr dampft der Kaffee auf dem Tisch. Eggert Harms weiß, daß zur Zeit der Ernte der Nachtwächter unter keinen Umständen das Gleichgewicht verlieren darf. Dafür ist nach seiner Meinung die völlige Ruhe des Magens die erste Vorbedingung. Während seine Frau hierfür die letzten Vorbereitungen trifft, zieht er bedächtig seine Taschenuhr auf und prüft die Kautabaksdose auf ihren Inhalt.

Nach der üblichen Magenberuhigung nimmt er seinen Regenrock über den Arm, den ihm Frau Hennings beim Antritt seines Amtes für den Dienst an der Niendorfer Höhe geschenkt hat. Früher hielt er einen solchen Rock für ein überflüssiges Stück Möbel; seit er aber die langen Nächte in gleichmäßigem Schritt die Dorfstraßen abmessen muß, fühlt er sich bei Sturm und Regen doch recht wohl in dieser Umhüllung.

Nun setzt er mit gewissem Behagen seine Dienstmütze auf, die erst seit seinem Amtsantritt Vorschrift ist. Dann sagte er seiner Frau gute Nacht, holt seinen Eichenstock aus der Ecke, und dabei überkommt ihn ein Gefühl der Sicherheit und Unnahbarkeit, als habe er jetzt das ganze Reich hinter sich stehen.

Nach reichlich hundert Schritten ist die Landstraße erreicht. Beim Hause seines Freundes Klaus Brandt bleibt er stehen. Die Einsamkeit zwingt den Menschen vielfach zum Selbstgespräch. „Schlaf man gut," sprichf er vor sich hin; „ich will dich morgen früh schon zur rechten Zeit hochkriegen." Klaus Brandt in der Pappelnkate will am nächsten Tag eine Reise machen und hat seinen Freund beauftragt, ihn rechtzeitig zu wecken.

Von hier aus kann er die letzten Häuser an der Landstraße übersehen und macht kehrt. Bald biegt die Dorfstraße links ab und schlängelt sich in sanfter Steigung zwischen den Strohdächern entlang. Wo sich Landstraße und Dorfstraße kreuzen, liegt die Herberge von Anton Dreier. Wanderndes Volk schläft dort im Heu, und muß unter Umständen einmal ein kräftiges Wort hören und einen starken Arm sehen.

Eggert Harms geht langsam und schweren Schrittes um das Haus herum. Das ist nicht seine Vorschrift, aber er hält diesen Gang für nötig. Anton Dreier kennt diesen Tritt und den ihn begleitenden Stoß des Stockes ganz genau und dreht sich beruhigt auf die andere Seite. Auch seine Frau weiß, was Tritt und Stoß bedeuten und denkt wohl darüber nach, was sie dem Wächter zum Schweineschlachten für diese Aufmerksamkeit schenken will.

Die Straße in das eigentliche Dorf hinauf kann er nun ungestört seinen Gedanken nachgehen. Und das sind einfache, klare Gedanken, die sich auf einer geraden Linie bewegen. Und auf dieser Linie stehen Frau und Kinder und die Arbeit und Ruhe seines Dorfes. Seine Scholle ist seine Welt, an ihr klebt er mit seinem ganzen Sein.

In dieser Nacht denkt er an seinen Sohn, der bei den Fünfundachtzigern in Rendsburg steht und Landjäger werden will. Das ist ihm ganz recht; denn Wachtmeister Bruhn in Bergfeld, der sich von den ‚Monarchen' auch nicht bange machen läßt, ist für ihn der Gipfel aller menschlichen Achtung.

Aber gestern hat sein Sohn von einer späteren Prüfung geschrieben und das ist ihm nicht recht. Nun steht er inmitten des Dorfes einen Augenblick still und läßt vor der alten Kastanie seinen Stock durch den Sand gleiten. Es ist ein Plätzchen, das zum Selbstgespräch wie geschaffen ist. „Prüfung," brummt er vor sich hin, „etwas zum Schwitzen, verdammte Geschichte!"

Kantor Kühl soll kürzlich in einer Abendgesellschaft, als von den vielen Prüfungen die Rede war, gesagt haben, daß auch wohl noch Nachtwächterprüfungen eingeführt würden. Er muß über diese Möglichkeit lachen und will dann den Ladendorfern die Nachtwächterei wieder vor die Füße werfen.

So ist er in Gedanken rund um die Kastanie gegangen. Er lacht über sich selbst, weil er hier sonst nur einen Augenblick still steht und seinen Blick auf die Weltuhr richtet. Und da steht nun am südwestlichen Horizont mit seinem hellen, ruhigen Licht der Jupiter. Er nennt ihn seinen Amtsgenossen am Himmel, und der steht nun richtig, wie es nach seiner Erfahrung der Fall sein muß, über Peter Thießens Pappel.

Da zuckt ein Lächeln der Zufriedenheit um seinen Mund; denn nun weiß er, daß die Weltuhr richtig geht. Er schreitet weiter und stellt sich die Frage, wie unser Herrgott es doch wohl mit all den großen und kleinen Sternen zurechtbringt. Aber er ist nicht als Grübler geboren und macht sich darüber keine schweren Gedanken.

Und nun hat er die Schule erreicht. Was will der Kantor im Sommer Licht brennen? Der könnte nun doch im weichen Bett liegen und die Glieder strecken. Richtig, es ist Freitag, da strichelt er mit der roten Tinte in den Aufsatzbüchern herum. Am Sonnabend brachten ja auch seine Buben immer die vielen roten Striche mit nach Hause.

In dem gegenüberliegenden Winkel des Kreuzwegs liegt ein mächtiges Bauernhaus; zwei weiße Säulen am Eingang heben sich deutlich von der Mauer ab. Dort wohnt inmitten seiner Gemeinde der Dorfgewaltige Thies Hennings.

Auch um sein Haus geht Eggert Harms und erhält dafür zu Weihnachten ein ansehnliches Geschenk an Lebensmitteln.

Hermann Kröger, Peter Thießen und andere Bauern haben einen ähnlichen Vertrag mit ihm geschlossen und kennen seinen Tritt ebenso genau wie Anton Dreier in der Herberge.

Bei Peter Thießen hat er heute noch einen besonderen Auftrag. Die Bewohner seiner Scheune haben sich um dreizehn junge Schweine vermehrt, und weil die Mutter dieser angehenden Wurstspender etwas kratzbürstig ist, muß Eggert Harms als Sachverständiger in solchen Angelegenheiten bei jeder Stunde einmal durch die Scheune gehen. Dafür hat ihm die Tochter des Hauses ein würdiges Butterbrot und einen kräftigen Schnaps zurechtgestellt. Das sind Aufmerksamkeiten, die er wegen des inneren Gleichgewichtes zu schätzen weiß.

Ganz am Ende von Ladendorf, in einem Erlengebüsch versteckt, liegt eine halbverfallene Kate, die der Gemeindevorsteher seiner besonderen Obhut empfohlen hat. Aber mit dieser Kate ist es bei Nachtzeiten eine kitzliche Sache. Dort wohnt nämlich Wieten Witt, die Hexe des Dorfes, wie sie Kinder und Klatschbasen nennen. Sie kommt aus ihrer Behausung nur selten heraus und spricht eigentlich nur mit Thies Hennings; aber auch nur dann, wenn er als Gemeindevorsteher mit ihr sprechen muß.

Wieten Witt soll etwas Geld haben und dies im Stroh ihres Bettes versteckt halten. Die Fenster einer Stube, die an der Erlenwiese liegt, sind buchstäblich mit Spinnengewebe verhängt. Dort soll einmal ein verzweifelndes Menschenkind den Lebensfaden selbst zerschnitten haben, und seitdem spukt es dort, wie Kinder und alte Weiber sagen.

Und Eggert Harms, der starke, furchtlose Mann, steht in dieser Frage trotz Eichenstock und Rolltabakknoten auf der Seite der Unmündigen. Er geht nur auf eine bestimmte Entfernung an die Kate heran, bleibt einen Augenblick stehen und geht wieder zurück ins Dorf.

In dieser Nacht bleibt er etwas länger stehen. Es kommt ihm nämlich vor, als habe er einen unterdrückten Hilferuf gehört.

Da ist die Pflicht doch stärker als Spinngewebe und Spukerei. Er ist wieder der Eggert Harms von der Niendorfer Höhe. In einigen raschen Sätzen ist er bei der Tür, die angelehnt ist. Aber seine schweren Schritte sind im Hause gehört worden, und es springt ein Einbrecher heraus, während Wieten Witt ihre Hilferufe noch verstärkt.

Aber der Einbrecher war sofort Herr seiner schwierigen Lage. Er kannte Eggert Harms und seinen treuen Begleiter aus den Tuscheleien in der Herberge und war auf Ueberraschungen vorbereitet. Er holte mit dem Bein aus, um den Wächter durch einen Fußtritt vor den Magen wehrlos zu machen. Allein in der Dunkelheit ging der Stoß fehl und traf nur den Oberschenkel.

So stolperte zwar der Wächter; aber er faßte mit der linken Hand noch eben die Hose und dann mit ehernem Griff den Unterschenkel des Gauners, so daß er zu Fall kam. Aber er war jung und rasch wie ein Raubtier und biß den Wächter in die Hand. Das wäre vielleicht seine Rettung gewesen, wenn nicht in dem Augenblick Wieten Witt dem Uebeltäter ihre hageren Finger in die Haare gekrallt hätte.

Da hatte ihm auch schon Eggert Harms die linke Hand fest um das Genick gelegt und ihn mit der Nase in den Sand gedrückt. „Du Ruppsack!" sagte er bloß, und dann ließ er seinen treuen Begleiter in flottem Takt auf der Rückenverlängerung des Gauners tanzen.

„Ich bin tot! Ich bin tot!" stöhnte der. „Du Ruppsack, ich will dich lebendig machen!" knirschte der Vertreter von Gesetz und Ordnung, und es folgte derselbe Tanz noch einmal.

Dann schob er den Gefangenen vor sich her und brachte ihn zum Gemeindevorsteher, der den Schlüssel zum Spritzenhaus hatte. Wieten Witt wollte er nicht mithaben, aber sie ging nicht von seiner Seite.

Thies Hennings war sofort mit der Stallaterne draußen und hielt dem Gefangenen das Licht vor die Augen.

„Hast du den Jammerlappen ordentlich verhört?" fragte er mit einem Blick auf den Stock den Wächter. „Wieten Witt hat geholfen," sagte er, und damit war die Sache vorläufig erledigt.

Wieten Witt mußte nun wieder nach Hause gehen, und die beiden Vertreter des Gesetzes sperrten den Strolch in das Spritzenhaus.

Auf dem Heimweg fiel das Licht der Laterne auf die blutige Hand des Wächters. Als das Thies Hennings sah, blieb er stehen und faßte ihn beim Rockkragen. „Der verdammte Kerl hat dich ja fürchterlich gekratzt," sagte er. „Nein, er macht es wie die Hunde und beißt," sagte Eggert Harms.

Da sann der Gemeindevorsteher einen Augenblick. „Weißt du was?" sagte er dann; „morgen müssen wir den Kerl hübsch nach Bergfeld fahren. Paß man auf, der ist morgen früh bockbeinig und stellt sich, als ob er nicht gehen könne. Dann gibt es noch viele Schreibereien und Kosten, und das alles ist der Kerl gar nicht wert. Bleibe hier mal einen Augenblick stehen; ich will mein Schreibgeschirr holen, und wir wollen die Sache gleich in Ordnung machen. Wieten Witt will ich beruhigen, und wenn die Ladendorfer etwas merken, mögen sie einige Tage darüber schwatzen; sie wissen ja, daß wir unser Geschäft verstehen."

Bald knarrte die Tür des Spritzenhauses wieder in den Angeln. Als der Gefangene die beiden sah, mochte ihm nichts Gutes ahnen, denn er jammerte zum Erbarmen.

„Wenn du Lump nicht gleich den Schnabel zuklappst, dann will ich dir noch einen aufspielen," sagte Thies Hennings. Damit zog er die Reitpeitsche hervor, und als der Gefangene noch kläglich winselte, sagte er: „Du Schweinigel, bei alten Weibern stehlen und einem ordentlichen Kerl in die Hände beißen, das könnt ihr; aber arbeiten mögt ihr nicht. Dann laßt ihr euch eine Zeitlang im Gefängnis durchfüttern, und die Geschichte geht wieder von vorn an. Wir haben dafür in Ladendorf allerdings ein besseres Mittel; aber meine Reitpeitsche ist eigentlich zu gut für deine schlechten Hosen. Ich erwarte, daß du morgen früh zwei Meilen von unserer Grenze bist und dich hier nicht wieder sehen läßt, sonst soll dich der Teufel holen."

Damit packte er ihn am Kragen, schüttelte ihn, daß die Zähne klapperten und beförderte ihn mit einem kräftigen Ruck an die frische Luft.

Als die beiden nach Hause gingen und Eggert Harms von seinem Kampf mit dem Gauner erzählte, sagte er plötzlich: „Alle Wetter noch einmal, da habe ich bei dem Verhör ja wohl wieder mal meinen ‚Schrot' verschluckt." Dann schob er in aller Ruhe einen neuen Knoten hinter die Backe.

Thies Hennings lachte. „Den wirst du schon wieder los werden," sagte er; „aber komm' man mit nach meinem Hause, wir wollen vorsichtshalber doch ein bißchen nachspülen."

Frau Hennings mußte dann schon in aller Herrgottsfrühe einen steifen Grog brauen, um die Nerven zu beruhigen, wie ihr Mann sagte. Das war allerdings nicht nötig; denn die beiden, die jetzt ohne viele Worte miteinander anstießen, hatten Nerven wie Peitschenbänder.

Als Eggert Harms wieder auf die Straße trat, graute im Osten der Tag. Da fiel ihm ein, daß er seinen Freund Klaus Brandt vergessen hatte. Nun ging es im Trab die Dorfstraße hinab und dann die Landstraße entlang. Erst hier konnte er seine Schritte mäßigen; denn aus dem Schornstein der Pappelnkate zog der Rauch so ruhig in die Höhe, als herrsche eitel Friede auf Erden.

Eggert Harms hat nun auch Gnade gefunden vor Wieten Witt. Wenn er ihr begegnet, spricht sie ihn immer an und sagt regelmäßig: „Du bist ein tüchtiger Kerl, Eggert, wirklich ein tüchtiger Kerl!“ Er hat es auch erreicht, daß sie die Spinnennester vor dem Fenster an der Erlenwiese weggestrichen hat. Nun leuchtet und lacht die Sonne in alle Winkel, und des Nachts schreitet mit sicherem Tritt der Wächter um die alte Kate.

Die Ladendorfer aber mögen ruhig schlafen; denn das Auge des Gesetzes wacht. Zwei Dinge hält Eggert Harms noch immer für zuverlässig, seinen getreuen Begleiter aus dem Süderholz und seine verschwiegene Dose in der rechten Westentasche.

Zähne werden auch drahtlos gezogen

Aus London wird berichtet: Auf einer englischen Weltflugstrecke begab sich folgende wahre Geschichte: Ein Fluggast wurde unterwegs von unerträglichen Zahnschmerzen befallen. Der Aermste litt um so mehr, als ihm seine dringenden Geschäfte nicht die Möglichkeit ließen, unterwegs Station zu machen und sich in Behandlung zu begeben. Doch die Stewardeß wußte Rat: Man forderte durch Funkspruch den nächsten Flughafen auf, einen Zahnarzt heranzuholen. Als das Flugzeug eine halbe Stunde später landete, war der im Auto herbeigeeilte Arzt mit der Zange bereits zur Stelle, besah sich den Schaden, machte eine kleine, schmerzlose Extraktion, und eine Viertelstunde später konnte der über die schnelle Bedienung hocherfreute Fluggast seine Reise programmgemäß fortsetzen. Man sieht: der Kundendienst im Luftverkehr ist — im wahrsten Sinne des Wortes — auf der Höhe!

Tintenflecke entfernt man, wenn sie frisch sind, mit Wasser, nach 24 Stunden mit Milch, Salz, Zitronensaft. Vor allem zieht die Sonne die Flecke heraus. Bei roten Tintenflecken nehme man kaltes Wasser, dem Salmiakgeist folgen muß.

Des Volkes Geschäft

Von HON. J. S. McDIARMID

Minister für Bergbau und Naturschätze der Provinz Manitoba

Manitoba liegt auf dem Boden einer riesigen Wasserscheide und ist abhängig von den Niederschlägen in dem gewaltigen Gebiet von den Großen Seen bis an die Felsengebirge. Wasser ist das Lebensblut vieler unserer großen Industrien: Landwirtschaft, Fischfang, Pelztierzucht und Wasserkraft. Der Wasserspiegel unserer Seen und Ströme steht stetig unter Beobachtung. Hunderte von Dämmen, Deichen und Wasserlöchern und Kanälen sind seit 1935 gebaut worden, um den Frühjahrswasserzufluß zu erhalten für Verwendung während des ganzen Jahres.



HON. J. S. McDIARMID

Der Winnipeg River, einer der großen natürlichen Flüsse für Wasserkräfte auf dem Kontinent, schafft Licht und Kraft zur Verteilung über den größten Teil des bewohnten Gebiets von Manitoba. Er produziert jetzt 400,000 Pferdekräfte und ist imstande, 650,000 zu produzieren. Durch Einspannung dieses großen Flusses wird Hydro-Elektrokraft für die Industrie und den Hausgebrauch im Gebiet von Größer Winnipeg geliefert zu Raten, die mit den niedrigsten auf dem Kontinent vergleichbar sind.

Vierzig Prozent des Landgebiets unserer Provinz ist mit Bäumen bestanden. Diese Wälder liefern Holz für die Zeitungspapierindustrie und dazu für eine große Anzahl Sägemühlen, welche die Bedürfnisse unserer Bewohner für den Hausbau und industrielle Konstruktion befriedigen.

Wir sind heute reicher an Holz als wir gewesen sind zu irgend einer Zeit der letzten 25 Jahre. Die jährliche Ausnutzung unserer Wälder, einschließlich des verbrauchten und verlorenen Holzes, ist nur ein Bruchteil der jährlichen Zunahme. Forstkonservierungsarbeit wird stetig in sechs provinzialen Forstreserven durchgeführt; in vier von diesen werden Baumschulen erhalten, von welchen wir in den letzten paar Jahren eine Billion Bäume jährlich ausgepflanzt haben. Im ganzen bewaldeten Gebiet der Provinz werden die neuesten Schutzmethoden und Feuerbekämpfungs-Ausrüstungen verwendet, mit Flugzeugen für Beobachtung. Solcher Waldschutz ist lebenswichtig für die Provinz, denn Wälder bedeuten mehr als Bäume und schaffen die landschaftliche Schönheit, welche unsere Touristen anzieht.

In 1939 nahmen viertausend Manitoba Fischer aus den provinzialen Gewässern 34 Millionen Pfund Fische; 20,000 unserer Bürger gewannen einen wichtigen Teil ihrer Nahrung von diesen 2 Millionen Dollars werten Weißfischen, Pickerel und unseren berühmten Goldaugen. Unsere großen Inlandseen sind voll mit Süßwasserfischen für unsere Sportsmänner und kommerziellen Fischer.

Das Departement verwaltet verschiedene Millionen Acker Kronländereien. Während der letzten zehn Jahre haben 1000 Familien neue Heime auf mehr als 100,000 Acker Provinzialländereien angefangen. Sie bekommen dies Land zu mäßigen Preisen unter weitherzigen Bedingungen. Die Besiedlung wird aber nicht ermutigt, wo Wege, Schulen und andere munizipalen Fazilitäten nicht vorhanden sind.

Große Schritte nach vorwärts sind in den letzten paar Jahren in der Bergwerksindustrie gemacht worden. Von einer gesamten Produktion von weniger als $100,000 im Jahre 1925 wird unsere metallische Bergindustrie 15½ Millionen Dollars in 1940 produzieren. Die Bergwerke Manitobas haben ein Anlagefeld für 75 Millionen Dollars Kapital geliefert, mit einer jährlichen Lohnliste von 5½ Millionen Dollars. Zwanzigtausend Menschen haben neue Heime in Bergwerksgebieten gefunden und diese Leute verkonsumieren an Nahrungsmitteln soviel wie 2000 Durchschnittsfarmen Manitobas produzieren. Diese junge Industrie übernimmt auch ihren vollen Teil der industriellen Kriegsverantwortlichkeiten Canadas und liefert Großbritannien sozusagen die ganze Produktion von nichtedlen Metallen zu weniger als Vorkriegskosten oder zu Preisen, die weniger sind als ein Drittel derjenigen, die Großbritannien während des Krieges vor 25 Jahren zahlen mußte.

Winnipeg ist der zweitgrößte Pelzverteilungspunkt in Canada und ein Drittel der jährlich in Winnipeg verkauften Rohpelze sind in Manitoba selbst produziert. Drei Millionen Dollars wert feiner Rohpelze wurden letztes Jahr auf dem Winnipeger Markt verkauft und das Departement bestrebt sich, diese große Pelzindustrie zu konservieren und aufzubauen.

Große Projekte und die rapide Ausdehnung der Pelztierfarmerei rehabilitieren die Pelzindustrie, und, was wichtiger ist, rehabilitieren auch Menschen.

Das Departement hat hauptsächlich zu tun mit der Verwaltung der Naturschätze im nördlichen Teil der Provinz. Und es ist gewiß interessant, daß in den verflossenen paar Jahren der Depression 25,000 unserer Bürger neue Heime, neue Hoffnungen, neue Bestrebungen im nördlichen Teil unserer Provinz gefunden haben.

Wir bereiten uns vor auf eine größere Mannigfaltigkeit der Industrie; eine neue Industrie, die eine Million Dollars das Jahr bringt, ist aus Zuckerrüben entstanden. Neue chemische Anlagen entstehen. Wie wir den Reichtum entwickeln, so kommen mehr Fabriken

nach Manitoba und wir sind sehr bemüht, um die Notwendigkeiten West-Canadas vor die Welt zu bringen.
Diese natürlichen Guthaben: Bergwerke, Wasser, Wälder, Wild, Fische und Pelztiere sind sehr mächtig in Kriegszeiten und jetzt, wo Großbritannien unsere Hilfe braucht, sind wir zu dienen bereit und wir werden unsere Aufgabe zu erfüllen wissen. Jeder Schritt zur besseren Benutzung und Entwicklung von Manitobas natürlichen, gottgegebenen Reichtümern ist ein Schritt weiter zum Ziel.

Der Schlaucherl vom Berg

Von Peter Rosegger

In einer Fürstenstadt gibt's allerhand seltsame Sachen — und jeden Tag etwas anderes. Und doch bewahren sich die Einwohner ihre kindische Neugierde bis ins graueste Alter hinein. Die Gesetztesten noch bleiben auf der Gasse stehen, schauen um, andere laufen gar der erstbesten Gestalt nach, die irgendwie auffällt. Was wunder, daß der Dunnererbum seine vielen Neugierigen besaß, so oft er sich in der Stadt zeigte.

Freilich war er schön, der Dunnererbum! Er hatte niedere Bundschuhe mit breiten Messingschnallen; er hatte eine Bocklederne, an allen Nähten und Ecken weiß ausgesteppt; er hatte um den ziegelroten Brustfleck einen breiten Ledergurt, der mit allerhand Figuren geziert war und Haftlein hatte, in denen Messer, Gabel und Löffel staken. Dann hatte er einen langen, braunen Lodenrock an, dessen aufstehender Kragen wie eine Ringmauer das kleine, mitten drin steckende Köpfl umgab und dessen zwei große Seitentaschen schwer und wanstig niederhingen, weil der Mann sein Hab und Gut drin herumtrug. Dann hatte er einen schwarzen, schwammigen Filz auf, der gleich einem Zuckerhut wolkenwärts strebte, der stets von Alpenblumen und Kräutern umkränzt war und dessen Krämpen breit wie ein Riesenrad den ganzen Kerl eindeckten. Den ganzen breitschultrigen Kerl samt seinem Buckelkorb. In diesem Korbe hatte er seine Warenniederlagen; zugedeckt mit dem blauen Bettzeuge, aus dem er sich für die Nächte in irgendeinem Wagenschuppen eine prächtige Lagerstatt zu bereiten wußte. In der braunen knochigen Hand hatte er einen langen Hirtenstab, an dessen oberem Ende ein bunter, aber zumeist schon welker Strauß gebunden war. Vom Angesicht dieses Mannes sah man aber vor lauter Rockfragen und Hut blutwenig. Man sah nur eine sehr stattliche rote Adlernase und dann und wann einen Blitzer aus den springenden Augen. Aber hören tat man es, dieses verborgene Menschenangesicht: Wacholderzweige, Kranabetbeeren, Waldrauch, Ameiseier schrie es aus, mit einer Stimme, die, allen Straßenlärm übertönend, hell und grell an die Häuser schlug. Jeder Ausruf ging in ein Jodeln über, das mit einem lustigen Juchzer endete.

Also marschierte er mit langen, schweren Schritten würdig durch die Gassen und hinter sich hatte er stets eine Rotte von Gassenbuben, zufällig müßigen Dienstmädchen und anderen Leuten, die sich an solcher Erscheinung nicht sattsehen, satthören und sattlachen konnten. Böse Buben begnügten sich natürlich nicht mit dem, sondern bezupften seine Kleider, warfen Steinchen auf seinen Hut und ergötzten sich, wenn die auf den Krämpen liegen blieben.

Jetzt unter solchen Neckereien hörte beim Dunnererbum manchesmal die Gemütlichkeit auf. Da begann er die Arme auszuwerfen, mit dem Stab herumzufuchteln, wild und zornig, aber immer achtend, niemand zu treffend, höchstens, daß er dem keckstten Zudringling mit dem Almbuschen die Wange scheuerte. Er hub in solchen Augenblicken auch ein schauderliches Geschrei an über die Belästigung und Verfolgung, der ein armer anständiger Mensch bei den dummen Stadtleuten ausgesetzt sei. Zum Dunnerer! Sie sollen, wenn sie ‚gebültete' Leute sein wollten, ihm lieber Wacholderstauden abkaufen, um ihre schmeckenden Nester auszuräuchern, oder Kranabetbeeren, um dem Magen Luft zu machen! Abfahren sollten sie! Zum Teuxel sollten sie sich scheren, oder was arbeiten, oder einen Rosenkranz beten — sei gescheiter, als einen ehrlichen Mann auszuspotten! — Mit solcher Art von Vorstellung machte er es allerdings nicht besser; der Schwarm wurde nur immer noch dreister und wollte ihm auf die Bude. Da rief er himmelan: „Dunnerer! Dunnerer!" Und schrie es dem Pöbel zu: „Der Dunnerer soll euch stäupen!" und sagte offen heraus, was sie nach seiner Meinung wären: Lauter Hirschen und Ochsen und Gimpel! Und rief schreckbar laut den Herrgott an, daß er glühendes Schusterpech sollte regnen lassen über die lasterhafte Stadt.

Sie gröhlten vor Lachen, er verkaufte Ware. Aber siehe, das glühende Schusterpech war der Polizei nicht recht. Der Dunnererbumm, wie man ihn nannte, ward abgeschafft. Als er zwischen den Wachleuten mächtig dahinstiefelte, schwang er seinen Stock hoch in die Luft und jauchzte so durchdringend, daß die Wagenrösser

scheuten. Also ein gemeingefährlicher Kerl. Na, und ob! In den Kotter bockte er mit vorgehaltenem Haupt so scharf hinein, daß er mit seinem Spitzhut dem Gefängniswärter schier den Bauch eingerannt hätte. Zur Stunde war just die Fürstin vorübergefahren und als sie die wunderliche Gestalt so in den Händen der Häscher sah, fragte sie die Kammerfrau: „Was sie nur dort mit dem alten Mann haben?"

„Hoheit," antwortete diese, „wie der Mann so hell schreit und singt, kann er noch nicht alt sein."

Weil ihm bei dem unsanften Gehaben der Wachleute der Hut vom Kopf gefallen war, so zeigte es sich, daß die Zofe sehr richtig geurteilt hatte. Es war ein verwilderter, aber ein junger, frischer Blondkopf.

„Dann sollen sie ihn zu den Soldaten nehmen," sagte die Fürstin.

„Sehr richtig, Hoheit!"

Am nächsten Tage dachte kein Mensch mehr an den Dunnererbum. Vielleicht mit Ausnahme von ein paar Köchinnen und Vogelinhabern, die den Zündholz- und Ameiseiermann vermißten. Man hätte ihn ganz ruhig köpfen können, falls eine Machtperson an seinem Jodeln und Jauchzen ein Staatsverbrechen gefunden haben würde. Kein Hahn wäre darob krähend geworden.

Ein halbes Jahr später, im Mai war's. Ein sommerlich heißer Sonntag. Die Hoheiten waren ausgefahren, die Dienerschaft ausgegangen. Nur die Kammerfrau war im Schlosse auf dem Zimmer geblieben, um einen Brief zu schreiben an ihren Ritter, der auf einem Landgute in fürstlichen Diensten stand. Schwül war es überhaupt; bei dem Briefschreiben war es ihr sehr warm geworden. Am offenen Fenster stand sie und wedelte mit einem taubengrauen Seidenfächer ihrem drallen, geröteten Gesichte Kühlung zu. Da hörte sie plötzlich unten auf dem Schloßplatze jodeln. Aber der weite Platz war fast menschenleer, auch die breit sich hinziehenden Straßen. Alles war in den kühlen Häusern oder draußen in den Gärten und Wäldern der Umgebung. Auf dem Kies brütete die Sonne. Das Jodeln wirbelte in ein Getriller aus. Ist denn — sollte denn jener Bergmensch wieder vorhanden sein, den sie so drollig den Dunnererbum nennen? Die forschende Kammerzofe merkte nun auch, woher es kam. Am Haupttor des Schlosses, über das sich der Schatten des plumpen Turmdaches legte, stand der wachehabende Soldat. Die weißen Riemen kreuzweise über der breiten Brust, die Pickelhaube mit dem funkelnden Knauf stramm an die Backen geschnallt, das aufgemesserte Gewehr über der Schulter — so stand der Kerl da und jodelte. Die Dame nahm ihre Zuflucht zum Operngucker. Der wußte schon mehr. Es war ein junger Mensch mit stattlicher Nase und einem hellblonden Schnurrbart, so buschig, daß ein Dutzend Kadetten damit hätten ausgestattet werden können. Und kein anderer war's. Der Dunnererbum war's. Sie stieß ein wenig das Fenster an die Mauer, daß es klirrte. Sie mußte es zwei- oder dreimal tun, bis er heraufblickte. Da hat sie mit dem Fächer gewinkt. Das konnte aber ein gewöhnliches Weiberflügelflattern gewesen sein, der Soldat legte kein Gewicht darauf. Erst als sie sehr gegen ihn niederfächelte und winkte, merkte er, daß es ein außergewöhnliches Weiberflügelflattern war. Er sollte ein bißchen heraufkommen!

Ja, was denn nicht noch! Jetzt hatte er keine Zeit. Als jedoch die Glocke vier Uhr schlug und der Wachtsoldat abgelöst wurde, dachte er: Der Sonntag ist jetzt sowieso schon verpatzt, warum soll ich mir das schöne G'schloß nicht auch einmal inwendig anschauen? Heißt's halt, das einfältigste Gesicht aufstecken, das wir besonders für den Stadtgebrauch mithaben. Damit kommt man überall durch. — Die breiten Seitentreppen mit den weißen Bildsäulen gefielen ihm sehr gut. Daß nur die hohen Herrschaften gar so eine Freud' haben mögen mit so nackenden Figuren da! Die weiten Gänge sind mit Teppichen belegt, daß man hübsch heimlich dahinschleichen kann. Wie ausgestorben. Nur eine Schwalbe schwirrt unter den Stukdecken hin und her und kann das Loch nicht finden, wo sie hereingekommen.

„Was suchen Sie denn?" fragte plötzlich im Vorsaal eine schmiegsame Stimme.

„Nix, nix, nix!" antwortete der Soldat und wollte eilig davon.

„Aber so ist's nicht gemeint!" lachte die Kammerfrau. „Sie können unbesorgt das Schloß besehen. Die Hoheiten sind ausgefahren."

„Weiß es eh," sagte der Soldat, „haben uns eh begrüßt beim Tor. — Aber fein ist's da!"

„Gefällt's Ihnen? Ich will Sie herumführen."

„Gut ist's. Bist ein wohlgefälliges Frauenzimmer, du!"

Na, das war stark. Aber sie hat es ausgehalten. Schließlich, warum soll er nicht du zu ihr sagen. Wir sind alle Menschen. Auch die Tiroler. — Daß die Dame zurückhaltend blieb, versteht sich aber.

„Haben Sie so hell gesungen — vorhin?" fragte die Kammerfrau.

Der Soldat zuckte mit den tief in den Knochen liegenden Augen und kicherte sich selber zu: „Natürlich. Auch schon wieder nit recht?"

„Mir? Nicht recht — sagen Sie? Das lustige Singen?"

„Der Hauptmann wird mich einsperren lassen,

denk' ich. O, das verschwefelte Singen! Meine Mutter hat mir's gelernt, schon in der Heidel. Im Wald hab' ich gesungen, da hat mich der Jäger gejagt, weil ihm das Jodeln die Hahner und Hirschen verscheucht hat. In der Stadt hab' ich gesungen, da haben's mich gut aufg'hebt. Und vor dem G'schloß, auf der Wacht, wo der Mensch Zeit hat zum Singen — mir scheint, da ist's auch nicht recht. Hopsa! Jetzt wär' ich bald gefallen!"

Auf dem glatten Marmorpflaster ausgeglitten, lag er nach allerlängs da, und die erschrockene Schloßdame wollte ihm aufhelfen.

Er blieb ruhig liegen, lachte aus voller Brust und sagte: „Nein, von einem Weibsbild nit, daß ich mich heben lasse. Es wird schon auch so gehen, wenn's sein muß." Ein flinker Sprung, und er stand wieder aufrecht.

Als sie ihn in das Zimmer des Fürsten führte, das er zu sehen gewünscht, stand er an der Tür still und wollte nicht weiter. „Da schaugt's aus," sagte er.

Auf den Ruhekissen kauerten Bären und Wildkatzen, auf dem Fußboden lagen Wölfe und Eber, die ihre Zähne fletschten; es waren aber nur die Felle mit den Köpfen und Pranken. In den Winkeln waren ausgestopfte Adler und Geier, an den Wänden Hirschfänger, Flinten, Revolver und sonstiges Mordzeug.

„Gefällt Ihnen das nicht?" fragte sie.

„Da geht mich der Schiach an."

„Was geht Sie an?"

„Dudl, verstehst nit deutsch?" sagte er mit gutmütigem Gebrumme.

Sie lachte und führte ihn in ein Frauengemach.

„Aha, das ist der Seinigen ihres."

„Nein, Kind, das ist meines."

„Waas?" rief er, duckte sich zusammen und klatschte auf seine Oberschenkel. „In ihr Stübel führt sie mich?"

Artig eingeladen, setzte er sich rasch in einen Kissenstuhl, zuckte dabei mit den Armen auf, wie ein im Wasser Untergehender. Als er merkte, daß er doch nicht versunken war, streckte er behaglich Arme und Beine aus und sagte: „Jetzt sollen wir leicht ein bissel herzen und scherzen miteinand?"

„Aber Mensch!" hauchte sie verweisend und ließ sich bei ihm nieder.

„Beim Busseln — um's G'mal ist's schad."

„Nein, Lieber. Vermählt bin ich noch nicht."

„Ah, das ist gut!" rief er, in die Hände klatschend, „jetzt ist die noch ledig! — Aber verstanden hast mich wieder nit, Kammerkatz! Das G'mal auf deinem Gesicht mein' ich. Schau, die Tirolerinnen brauchen sich nicht zu farbeln. Bei denen Drutscherln spielt sich alles von selber. Zuerst, wenn man bitteln kommt, werden sie rot. Nachher, wenn sie was Besunderes wissen, werden sie weiß. Endlich, wenn man sie sitzen laßt, werden sie grün und gelb. — Da hab' ich ehezeit zu jeder gesagt: Mögen tu ich dich schon, aber heiraten tu ich dich nit."

„Nicht wahr?" sagte die Dame, „es muß auch nicht immer geheiratet sein."

Jetzt faßte er ihre grau behandschuhten Hände, schaute ihr treuherzig in das breite Gesicht und lispelte fast schämig: „Dich möcht ich auch gar nit."

„Flegel!" rief sie und sprang heftig auf. Lichterloh brannte ihr Antlitz an den Stellen, die nicht mit dem zarten Puder getüncht waren.

„Mit welchem Recht beleidigt man mich," sprach sie, „dafür, daß ich Ihm freundlich entgegengekommen bin! Wo Er etwas ganz anderes verdient hätte. Für Sein pflichtvergessenes Lärmen auf dem Posten! Der Hauptmann wird hoffentlich das Weitere verfügen!"

Jetzt nahm er sogar die Pickelhaube ab, verneigte sich und sagte sehr lind: „Recht hast, Frauenzimmer! Verklagen mußt mich. Kriegst zum Lohn ein rotes Röckel! Und gelbe Strüpfeln! Schergfist! Schergfist!"

„Mir aus den Augen!"

Er schulterte das Gewehr und marschierte die Treppe hinab. Die Schloßdame brach in ihrem

Zimmer auf einen Polsterstuhl nieder. „Recht geschieht mir!" wimmerte sie kläglich.

Und recht geschah ihr. Gesagt hat sie nichts. Von ihr aus ging es nicht, als bald darauf der Bursche seinen vorzeitigen Abschied erhielt. Es sei mit ihm durchaus nichts anzufangen. Er sei so dumm, so tölpelhaft und so verschlagen, ganz und gar unerziehlich, man müsse ihn hinschicken, woher er gekommen.

So gelangte der Dunnererbum wieder heim auf seine Almen. Er war im Stockhaus gewesen, er war krummgeschlossen gewesen, aber er versicherte daheim, bei den Soldaten sei es ganz nett, es hocke sich so gemütlich. Die Offiziere seien sehr lustige Leute und hätten ihn immer geneckt. Mit den Stadtleuten sei es überhaupt ein Spaß, und wenn er gejodelt, so wären sie aus den Häusern gerannt und ihm nachgelaufen vor lauter Freud. Auch die Frauenzimmer! Im Fürstenschloß sei er aus- und eingegangen, wie daheim. — Es war ja alles wahr, was er sagte; nur sagte er nicht ganz alles, was wahr war — und das darf man doch! Und denken kann man, was man will, nur machen muß man's so wie andere. Das „Du" gleich mit jedem und jeder ist so treuherzig, so tirolerisch. Daß er ein Salzburger ist, brauchen sie nicht zu wissen. Daheim hatten sie ihn den Schlaucherl von Berg genannt. Aber wenn die Schlauheit aufkommt, dann ist's keine Schlauheit mehr. „Klugheit von Fall zu Fall" hatte er einmal gelesen. Aber er behauptete mit tölpischer Miene, daß er keine Buchstaben kenne. — Na, halt so: Unter feinen Leuten spielt man den Einfaltspinsel, damit man ihnen die Wahrheit ins Gesicht sagen kann. Frotzeln und necken sie einen zu arg, so kann man ja zornig werden. — Der Dunnererbum! Das macht Aufsehen. Obschon es sich gar nicht auszahlt, daß man sich auseinandertut. So bleibt man, was man ist und geht als Sieger durchs Leben. — Dieweilen blieb er nun in der Wildnis, wo ihm ein struppiger roter Bart wuchs. Er hoffte noch so weit herunterzukommen, daß seine Höhle aussah, wie jenes Fürstenzimmer — voll wilder Tiere und Mordwaffen.

Da geschah es — ich kann nichts für diese Wendung —, daß der Fürst eines Tages auf der Jagd sein Gefolge verlor, sich im Bergwald verirrte und in die Hütte unseres Schlaumeiers geriet, wo er eines Wettersturmes wegen eine Stunde lang Unterstand nehmen mußte.

„Ei ja," sagte der Dunnererbum, als er den Fremden am Herdfeuer aufgespeichert hatte, „Jäger sein ist eh eine harte Sach! Muß im Gebirg herumtrollen, sich fetznaß schwitzen und krank keuchen, muß arme Tierlein totschießen, oder, wenn man nichts trifft, sich auslachen lassen. Da haben es die hohen Herren gut, mein Seel. Die dürfen fehlen, wie sie wollen, so werden sie gelobt — so ein gutes Herz, nit einmal ein Reherl umbringen! Sie dürfen treffen, was sie wollen, die Geiß oder das Kitz, es sind doch die schönsten Böcke! Wirklich wahr, so ein Graf oder Fürst, oder was, möcht ich sein. Da wollt ich mir die Welt herrichten, saggra noch einmal! Erzählen tät ich mir nur lassen, was sich gut anhört, das andere ist nit. Ist nit! Wer mir angenehm' Sach' erzählt, der kriegt so ein Dingerl ins Knopfloch, ein sauberes; wer mir die Wahrheit sagt, der kriegt eine Nasen. — Ist ein Tröpfel Milch gefällig?"

Der Fürst machte einen Schluck aus seiner Kognakflasche, blickte den Waldmenschen schmunzelnd an und sagte: „Da wäret Ihr ja ein sehr schlechter Fürst, lieber Freund!"

„Wieso, Herr? — Just die guten Fürsten müssen der Wahrheit ausweichen. Wissen sie's, wie's zugeht im Land und sie bleiben doch, der sie sind — na, gute Nacht, vor so einem ruck ich kein Hütel, geschweige einen Hut. Wenn du ein Fürst wärest, Jager, das heißt ein guter, so wollt ich dir ins Gesicht sagen: Hoheit, dank ab! Wenn du dir einbildst, daß herrschest über die Leut, so bist ein Narr. Sie beherrschen dich. Und recht so. Einer richtet sich leichter nach vielen, wie viele nach einem."

„Und wozu, mit Gestattung, wäre denn nach Eurer Meinung ein Fürst gut, der sich von seinem Volke beherrschen ließe?" Der Jäger fragte das.

„Zum Gesetzsiegeln. Ein Petschierstöckel ist er, ein Siegelring. Hast ja auch einen am Finger, Jager. Zum Dunnerer, das blitzt wie ein Karfunkelstein!"

Das Wetter hatte sich aufgeheitert.

„Es hat mich gefreut!" sagte der Jäger, „nehmt das. Wenn Ihr in Eurem Einsiedlerleben dafür Verwendung habt. Und sonst behaltet es als Andenken."

Der Waldmensch glotzte das glänzende Scheiblein in der hohlen Hand an und schnalzte mit der Zunge:

„Zum Dunnerer hinein! Ein Kreuzer, ein goldener! Na, hörst, Jager, wer so viel Geld hat, der sollt sich doch nit mit dem notigen Wildbretschießen abgeben!"

„Schon gut, lieber Waldbruder. Und wenn Ihr einmal in die Stadt kommt, so besucht mich. Haus Nummer eins!"

Der Dunnerer riß wie erschrocken sein Gesicht in die Höhe. „Haus — Nummer eins?" fragte er verblüfft. „Man hört, daß — dort unser allergnädigster Herr wohnt!"

„Das stimmt."

Sprang der Dunnererbum zwei Schritte rücklings, als hätte ihm einer einen Schlag ins Gesicht versetzt. Einen angenehmen natürlich. Denn dieses Gesicht tat sich jetzt in allersüßester Breite

auseinander. „Du wärst zuletzt — der Fürst!" rief er aus, „na, aber da schaut's her! — Und ich hab' so dumm dahergeredt!"

„Hat nichts zu sagen. War vielleicht klüger, als was ich seit langem gehört!"

„Geh! Im G'schloß bei den gescheiten Herrschaften! — Nachher wüßt ich dir auch einen guten G'spaß, gnädigster Herr Fürst. Mich zum Minister machen — gelt ja! — Sollst mit mir keine Schand aufheben, ich laß mich im G'sicht schön abputzen."

Der Fürst stieg herab in die herrliche Kultur. Der Dunnererbum, oder wie er eigentlich heißt, blieb oben auf dem Berge. Den Berg nenne ich nicht, er steht zwischen der Salzach und dem Bodensee. Wenn es einem der europäischen Herrscher doch am Ende einfiele, den Mann zum Minister zu machen, so teile ich seine Wohnung mit. Staatsmann ist er genug dazu. Leute, die sich zu rechter Zeit dumm stellen, kriegen die Klügsten unter.

Der Feuersalamander

Von Heinrich Tiaden

Ich habe in meiner Jugend nicht viele Prügel bekommen — nach gewissen, altbewährten erzieherischen Anschauungen bei weitem zu wenig. Und wenn ich trotz ‚zu wenig Erziehung' — wie Tante Julchen sagte — dennoch ein halbwegs brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden bin, so ist eben mit mir ein Wunder geschehen — wie Tante Julchen sagte.

Einmal aber habe ich nachts um zwei Uhr, aus so gutem Schlaf erwachend, wie ein im Walde verlebter, sonniger Ferientag ihn einem harmlosen Buben nur bescheren kann, auf eigenartige Weise ganz ernsthafte Prügel bekommen. Und zwar wegen meiner Leidenschaft.

Was, die Neigungen und Abneigungen vererben sich von den Eltern auf die Kinder? Dummes Zeug! Wie wäre es denn sonst möglich, daß meiner Mutter Abscheu gegen Frösche, Lurche, Kröten und Salamander ebenso groß, ebenso ausgebildet war, wie meine Leidenschaft für Tierlein dieser Art? Nein, nein, das sind nur Annahmen.

Also: die Seele meiner Mutter war von einem ebenso großen Haß erfüllt, wie die meinige von Liebe — wohlgemerkt, nur was die Amphibien betraf. Ganz und gar fraglos aber ist, daß die Gefühle meiner Mutter zu Hause die maßgebenden waren; es war klipp und klar entschieden und selbstverständlich, daß ihr Wille berücksichtigt wurde — ihr Wille nämlich, daß unser Heim weder zu einem Behälter für Wassertiere, noch für Landtiere gemacht werde, was ich, der ‚Krötenheinrich', bei uneingeschränktem Schalten und Walten wohl fertigbekommen hätte.

Mein Vater vertrat in dieser Angelegenheit einen, meinen unreifen Ansichten nach ganz verkehrten Standpunkt. Insofern nämlich, daß er sich entschieden des Hasses meiner Mutter annahm, obwohl ich ihn im Verdacht hatte, daß er als Junge ebenfalls mit Begeisterung Kröten gefangen hatte.

Hin wie her — es stand unumstößlich fest, ich durfte ein- für allemal kein kriechendes Getier mit nach Hause bringen. Frühstücksentziehung und Prügel waren zur Sühne gesetzt, beides gleich schreckliche Strafen, wie man sich denken kann.

Aber ach, man weiß, wohin die Leidenschaft den Menschen treiben kann; Throne hat sie gestürzt, Staaten verändert — und wo ist der Mensch, dem nicht schon mal eine Leidenschaft ein Leiden geschafft!

Ach, meine unglückliche Krötenliebe! Wie schwer sollte ich darunter leiden — und nicht nur ich. —

Ich hatte den ganzen Morgen gefischt und nichts gefangen. Unmutig warf ich mein Netz zur Seite und legte mich ins Gras. Ich ließ mich von der Sonne bescheinen, sie schien hübsch heiß auf mich hernieder, und das tat mir sehr wohl. Ich darf sagen, ich schmorte.

Ich begann zu sinnen, dachte darüber nach, wie schön es doch sei, wenn man sich alle Tage nur von der Sonne bescheinen zu lassen brauchte, um sich wohl zu fühlen, wie ich mich jetzt fühlte. Und wie gut es doch so ein Sonnenbruder hatte, und ob ein Sonnenbruder wohl die unregelmäßigen Zeitwörter wüßte? Und ich kam zu der Gewißheit, daß zum mindesten nicht jeder Sonnenbruder die unregelmäßigen Zeitwörter wüßte — ein Grund mehr für mich, die ganze Sonnenbruderschaft zu beneiden.

Wer weiß, wohin ich mich in meinen Gedanken verstiegen hätte, wenn nicht plötzlich ein Ding meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Und dieses Ding kam langsam durch das Gras zu mir herangekrochen, hatte einen Kopf mit zwei hellen schwarzen Aeuglein, sechs zierliche Beinchen, und einen geschmeidigen Leib, der sich

nach hinten zu immer mehr verdünnte und in einem allerliebsten beweglichen Schwänzchen endete. Das ganze reizende Geschöpfchen leuchtete in einer prachtvollen, feurigen gelben Farbe und war mit dunklen Flecken besprenkelt, kurz, es war ein Feuersalamander, so schön, so verlockend, so meine Leidenschaft aufreizend, wie ich nie einen andern gesehen hatte.

O Mutter — wenn du ihn sehen könntest! O Mutter! — dieses herrliche Tier! Wahrhaftig, du würdest es lieben, du würdest mir erlauben, es nach Hause zu bringen, es zu hegen und zu pflegen — o Mutter — —.

Nein, — man kann sich bezwingen, man kann Versuchungen widerstehen, so lange sie noch menschlich sind. Diese aber war übermenschlich. Ich fing den Salamander, tat ihn in meine Mütze, betrachtete ihn — ach, kein Kind kann seine erste Puppe, und wenn sie echte Haare hat und wirklich schlafen kann, mit größerem Entzücken betrachten.

Und ich sollte ihn wieder lassen? Nein — unmöglich, lieber das — — Frühstück.

★

An diesem Abend ging ich umher wie ein armer Sünder. Mir war ganz bange, denn ich dachte daran, wie wohl dem Feuersalamander zumute sein müsse. Der stak nämlich in meiner Hosentasche. Wie gerne hätte ich ihm sein gewiß nicht sehr angenehmes Los erleichtert. Ich überlegte, ob ich ihn während der Nacht in die große Regentonne, die auf dem Hofe stand, tun könnte. Doch das war nichts. Erstens: war mein schöner Salamander einmal in diesem schrecklich großen Gefäß, dann hatte es gute Wege, ihn wiederzukriegen, und zweitens: mit dieser Regentonne hatte ich bereits trübe Erfahrungen gemacht. In meiner Not hatte ich einst eine große Flasche voll Fischlaich, mit der ich nirgendwo hinwußte, in besagte Regentonne ausgeleert. Vierzehn Tage lang brannte die Sonne darauf. Dann hatte meine Mutter den ganzen großen Rasenplatz unseres Gartens mit blendend weißer Wäsche vollgelegt; aus der Regentonne schöpfte sie eine Gießkanne voll Wasser, um ihre Wäsche zu bespritzen — und spritzte unzählige kleine, hüpfende und kriechende dunkle Geschöpfchen auf den weißen Plan. Eine Viertelstunde später konnte ich Betrachtungen darüber anstellen, welch große Schwungkraft in einem aufgerollten, ausgewrungenen Bettuch stecken kann.

Also fort mit der Regentonne. Es blieb beim besten Willen nichts übrig als meine Hosentasche. Und da man, wenn man eine Sache einmal nicht ändern kann, sehr geneigt ist, zu hoffen, daß sie ein gutes Ende nehme, so hoffte ich auch, daß mein Feuersalamander die Nacht in meiner Tasche leidlich gut überstehen möge.

Und ich schlief in dieser Hoffnung sanft und selig ein.

Jedem, der da annimmt, daß man traurige Dinge immer vorausahnt, den versichere ich auf das bestimmteste, daß ich an diesem Abend nichts Böses ahnte, aber auch rein gar nichts. Selbst als ich in tiefer Nacht an einem gellenden Schrei erwachte, ahnte ich durchaus noch nicht, daß dieser Schrei mit mir Unglückswurm in Verbindung stände.

Ich rieb mir die Augen; die ganze Familie, plötzlich erwacht, rieb sich die Augen — und da sahen wir im Nebenzimmer ein großes weißes Gespenst, das stand starr, in der einen Hand ein Licht. Das Gespenst war in ein langes weißes Gewand gehüllt; es sah in dem flackernden Kerzenschein sehr unheimlich aus. Nebenbei, dieses Licht kannte ich sehr genau, es war ganz einfach unsere Nachtlampe.

Ich hatte natürlich schon viel von Gespenstern gelesen, doch noch nie eines gesehen. Merkwürdigerweise fürchtete ich mich kein bißchen, und als ich sah, daß mein Vater sofort auf den Füßen war, da wollte auch ich, sein Aeltester, nicht zurückstehen. Dicht hinter ihm schlüpfte ich in das Nebenzimmer.

Da war die starre weiße Erscheinung auf einmal gar kein Gespenst mehr, sondern nur meine Mutter. Ihre weit geöffneten Augen starrten entsetzt auf eine Stelle des Teppichs, ‚mit bleichem Finger' deutete sie auf den Punkt.

Ich folgte mit meinen Augen der Richtung ihres Fingers. Und beinahe hätte ich gerade so aufgeschrien, wie vorhin meine Mutter — da auf dem Teppich saß still und regungslos, ganz friedlich, mein lieber Feuersalamander. Nur die kleinen, dunklen Aeuglein glitzerten ein wenig in dem Flackerlicht der Kerze. „O, mein Salamander!" stammelte ich.

Es war, als wenn dieses Wort meine arme Mutter aus ihrer Erstarrung erlöst hätte.

Langsam zog sie ihren Pantoffel vom Fuß, erhob ihn zu zielsicherem Schlag und wollte sich auf das arme unschuldige Tierchen stürzen. — —

Da aber warf ich mich darüber, bereit, meinen Schützling mit meinem Körper zu decken.

Aber — wie die Dinge doch oft merkwürdig zusammentreffen! — ich griff und erwischte den Salamander nicht, und meine Mutter schlug und traf den Salamander nicht — statt dessen aber traf ihr schneidiger Schlag mit der dünnen, geschmeidigen Schuhsohle so genau mitten auf meine Backe, als wenn meine Backe ein Apfel und meine Mutter Tell gewesen wäre. Ich muß gestehen, das war ohne Zweifel und ganz gewiß die kräftigste Maulschelle, die ich je in meinem Leben bekommen hatte, — so recht nach dem Herzen meiner Tante Julchen. Und ebenso gewiß

war, daß die Kraft dieser Maulschelle von allen in Betracht kommenden Teilchen erheblich unterschätzt wurde, denn nun glaubte auch mein Vater, mir seine Ansichten über das von mir ohne jede Absicht bewirkte reizende Nachtstück unterbreiten zu müssen.

Er tat es wortlos, doch eindringlich.

Natürlich schrie ich. Ebenso schrien meine Geschwister, die nicht ahnten, was eigentlich los war.

Meine Mutter, die mich solchergestalt in guten Händen sah, suchte indessen krampfhaft nach dem entflohenen Feuersalamander, warf ein paar Stühle, sämtliche ihr zur Hand stehenden Regenschirme und Spazierstöcke und zum Schluß den ganzen Garderobenständer um — das war ein recht hübscher Lärm.

Eine halbe Stunde später war die ganze Familie wieder in Ruhe. Das heißt, nur scheinbar. Jeder tat, als schliefe er; doch es schliefen nur die Geschwister. Meine Mutter machte sich Gedanken über den unglücklichen Pantoffelschlag, der ja gar nicht mich, sondern den Salamander treffen sollte.

Mein Vater drehte den ganzen Handel in seinen Gedanken um und um — alles das erfuhr ich erst viel später — und je länger er ihn umherdrehte, desto spaßiger erschien er ihm, so daß er aus dieser Schlummerunterbrechung, die so aufregend begann, mit einem stillen, heiteren Behagen in Schlaf und Traum zurückglitt.

Ich aber, ich armes Geschöpf, lag in meinem Bett und litt brennende Schmerzen. Meine Augen brannten, weil ich nicht weinen konnte und es doch so nötig hatte; meine Backe war heiß aus den bekannten Gründen; mein Herz brannte vor Zerknirschung, daß ich meiner Familie solch eine Aufregung und Schreck und Aerger verursacht hatte.

Dabei fragte ich mich immer, wie der unglückliche Salamander aus meiner Tasche entwischen konnte — wie er auf den Teppich gekommen sei — wodurch meine Mutter auf ihn aufmerksam geworden — wohin er dann so plötzlich verschwunden — und warum er nicht eine Stunde früher sich aus dem Staube gemacht?

Am nächsten Morgen war ich ein wenig bedrückt; ich litt noch immer unter der Reue und ein wenig auch unter der Angst. Meine Mutter aber sagte nichts von dem Abenteuer. Sie blickte mich nicht einmal zornig an, sondern mit einem ganz eigenen Blick, den ich mir erst erklären konnte, als ich sah, daß meine Backe rot und ein wenig angeschwollen war.

Da wußte ich, daß unsere Rechnung gegenseitig ausgeglichen war; die Größe und Butterhaltigkeit meiner Stullen beseitigte den letzten Zweifel, und ich war beinahe wieder ganz fröhlich.

Aber was würde mein Vater sagen!

Ihn hatte ich heute noch nicht gesehen; erst mittags faßte er mich im Garten beim Kragen.

„Du Lümmel, komm mal mit."

Dabei lachte er aber ganz freundlich, und seine eine Hand, die mein Ohr und einen Haarbusch dazu festhielt, tat mir kein bißchen weh.

So schleppte er mich bis in eine Ecke des Gartens, die ein wenig verwildert war. Dort stand ein ausgetrockneter, alter Springbrunnen, der schon seit vielen Jahren nicht mehr ging, weil die Wasserleitung entzwei war. Wohl reckte die arg zerschlagene steinerne Gans noch immer ihren Schnabel in die Höhe, aus dem sie früher, da sie noch Schönheit und Gestalt hatte, Wasser gespien; doch Schlingpflanzen kletterten nun daran in die Höhe. Die alte Steinmulde aber, die das Wasser aufgefangen hatte, war noch da.

„Nun paß' mal auf, du! Droben auf dem Söller steht ein altes Rohr. Das steckst du durch den Zaun, dann reicht es bis zum Bach. Mach dir einen Stauweiher und leite das Wasser in diesen Trog. Darein kannst du meinetwegen deine Tiersammlung setzen. Aber komm nicht wieder in die Wohnung damit, sonst gibts noch mehr Prügelsuppe. Verstanden?"

Und lachend und schmunzelnd ging er davon und ließ mich, ganz hilflos in meiner Verzückung, stehen.

Seemannstreue

Es schmiegt sich das Meer an die Düne
. . . es knistert und flüstert das Ried
im Nachtwind von alten Zeiten
ein längst vergessenes Lied!

Vor langen, endlos langen Jahren lebte an jenem Küstenfleckchen der Ostsee, da sich jetzt die lieblich bewaldeten Berge des Seebades Zoppot erheben, ein heidnischer Fischer mit Namen Trasiko. Wild und rauh wie die Meeresflut, die sturmgepeitscht im Herbst und Frühjahr an den Dünen brandete, war des Alten Art, wetterhart Seele und Hand, trotzig und unerbittlich wie die Felsklippen sein Sinn; kein Mensch hatte jemals ein gutes Wort aus seinem Munde gehört. Droben auf dem sandigen Strand war seine Hütte erbaut, elend und gebrechlich, ein Spielzeug für den Sturm, der sie umbrauste, und begehrlicher Raub für die Wogen, die mit jedem Jahr höher zu ihr emporstrebten und gierig Stück um Stück von der schmalen Düne fortrissen, die des Hügels Fuß und Stütze war. Ja, das Meer war ein tückisch und treulos Weib, das die weißen Arme drohend und schmeichelnd zu dem Fischer erhob, das ihm voll lockender Huld die reichen Schätze der gestrandeten Schiffe in den Schoß warf und dennoch mit ruheloser Hast danach strebte, ihn selber und all seine aufgespeicherten Kleinodien zu sich herab in den kühlen, todesstillen Kristallpalast zu ziehen. Trasiko kannte die mächtigen Gottheiten, die ihre schneeumlockten Häupter gar oft aus der Flut hoben, zornig oder lächelnd; im grünen Schilfkranz, sonnenumglänzt, oder in furchtbarer Nacht zwischen Donner und Blitz auf dem Muschelwagen über die rollenden Seen rasend — er opferte ihnen, wenn er ihre Hilfe brauchte, und schmähte und lästerte, wenn sie dieselbe versagten.

Funkelnde Reichtümer hatte der Alte während der langen Reihe der Jahre in seiner Hütte aufgehäuft, aber die lieblichste Perle, die jemals eines Menschen Auge erblickt, lag dennoch nicht bei diesen toten Schätzen, die stand wie ein lichter Engel lebend und blühend auf dem Hügel, schaute mit sehnsuchtsvollen Blauaugen hinaus auf das Meer, als müsse endlich ein Segel am Horizont auftauchen, dessen Fährmann die „Erlösung" und dessen Schiffslast das „Glück" geheißen. Swanada war die goldlockige Fischerstochter, die schönste, herrlichste Blüte, die jemals in diesem rauhen Klippenland ersprossen, das köstliche Ziel, nach dem die Jünglinge der Küste und nachbarlichen Inseln liebeglühend ihre Fahrt durch Wind und Wogen wagten.

Trasiko aber hielt seine harte Hand über die reizende Blume und musterte die Freier mit seinem listig habgierigen Blick . . . war keiner reich genug, ein solches Wunderkraut erhandeln zu können!

Gleichgültig sah's Swanada mit an, über ihr Antlitz zog es wohl wie flüchtiger Schatten, aber in ihrem Herzen blieb es still und kühl. — Sie wartete auf ihn, den sie im Traum gesehen, ernst und hoch, mild und stolz zugleich; — ein dunkel Gewand wehte von seiner Schulter, und wo sein Nachen fuhr, erglänzte das Meer, und die Wolken des Himmels wandelten sich in Gold und schwebten in Kreuzesform über des Fremdlings Haupt. Hui, wie der Sturm durch die Lüfte gellt, wie sich das Meer laut aufdonnernd gegen den Strand wirft!

Trasiko stützt das bärtige Haupt auf beide Fäuste und flucht den Göttern; er weiß, wie scharf die blanken Zähne der See wieder in die Küste schneiden. Dann eilt er hinab, hastig, mit lüsternem Blick — ihm ist's gewesen, als sähe er bei grellem Blitz ein Schifflein auf den Wogen kämpfen.

Da er wiederkehrt, ist sein Antlitz noch herber denn je und sein Rücken krumm vor seltner Last; einen Jüngling schleppt er herzu, weiß nicht, ist er Gott oder Mensch, vorsichtshalber packte er ihn auf, um es nicht vollends mit dem Allgewaltigen zu verderben.

Swanada hebt den Kienbrand, und da sie des Fremden Antlitz schaut, ist es ihr zu Sinnen, als falle urplötzlich ein heißer, blendender Sonnenstrahl in ihr Herz — hell wird es in der Hütte, als sei sie in purpurflammend Licht getaucht, — ging von dem Kreuzlein aus, das auf des Seemanns Brust erglänzte.

Und da die Sonne wieder schien am Himmel, da blickte der junge Christlieb in der heidnischen Fischerdirne blaues Auge, und Herzen und Hände fanden sich, und ward ein Bund geschlossen für Zeit und Ewigkeit, auf dem Kreuze beschworen. Dre fremde Seemann aber trat kühnen Mutes vor Trasiko und begehrte seine Tochter zum Weibe. Blutarm war er, kam weit her über die Wogen, um Bernstein an des Ostlandes Küste zu erbeuten.

Da gellte ein böses Lachen von des Alten Lippen. „Kehr' heim, Bürschlein!" rief er spottend, „ist mir keiner je begegnet, der mit den Finger-

nägeln Gold gegraben! Wer mein Mägdlein freien will, muß andere Taten vollbringen, denn Seeharzbrocken suchen!"

„Und was soll ich tun, Vater Trasiko? — Es wird mir keine Arbeit zu schwer fallen, ist sie für meine Liebe getan, und Gott, Jesus Christus und alle Heiligen werden mir helfen!"

Scharf wie Dolchspitzen wurden des Fischers Augen — schweifte doch just sein Blick über den Strand, aus dem die Flut wieder ein mächtig Stück herausgerissen. Noch kurze Zeit, dann rutschte die Sanddüne nach . . . und Trasikos Hütte sank ins Meer. — War ein greulicher Gedanke für den Alten, sich an die Arbeit zu machen, ein neues Nestlein zu bauen. So lachte er trotzig auf: „Wenn deine Götter so viel können, du Prahlhans, so mach', daß diese Düne fest werde und dem Meere trotze — dann geb' ich dir Swanada."

Christlieb wurde bleich. — „Vater Trasiko — ein solches ist unmöglich . . ." stammelte er.

„So zieh' deiner Straßen, du Lump, und schlag dir Swanada aus dem Sinn!"

„Und du würdest Wort halten?"

Wieder lachte der Heide rauh auf: „Will am selben Tag noch der Fische Fraß sein, wenn ich's breche!"

„Laß mir zwölf Monden Frist!"

Trasiko nickte mürrisch — er sah, wie die Zuversicht aus des Jünglings Auge glühte — wer weiß, die Christengötter sind vielleicht willfähriger zu den Ihren denn seine unerbittlichen Wassergeister.

So schieden sie.

Als der Kahn wieder in die schäumende Flut schnitt, warf sich Christlieb auf die Knie und betete: „Gib mir ein Zeichen, o barmherziger Heiland, ob du mein Werk segnen und dein heilig Kreuz zum ewigen Ruhm des Glaubens an diesem Strand aufrichten willst, dann ziehe ich getrost hinaus in die Welt und weiß, daß ich zum Glücke wiederkehren werde!" Und als er das Haupt rückwärts wandte, da rang sich ein jubelndes „Hosianna!" von seinen Lippen, denn droben auf der Düne stand Swanada und breitete beide Arme sehnsuchtsvoll aus, just daß sich ihre Gestalt gegen den Himmel abzeichnete wie ein schlankes, hocherrichtetes Kreuz. — So antworteten ihm die Heiligen auf sein Gebet.

Christlieb aber legte sich zur Ruhe in den Nachen und schaute ein seltsam Traumbild. Eine Insel ragte aus blauer Meeresflut, sandig und unsicher wie der Hügel, darauf Trasikos Hütte erbaut. Hinab in die Wogen senkte sich das lose Erdreich, nachbrechend und sich auflösend in seiner nackten Haltlosigkeit. — Da stieg ein lichter Engel aus den Wolken hernieder, der trug eine graue, unscheinbare Pflanze in Händen, stachlig und hart, mit wunderlich gezackten Blättern, die senkte er in den dürren Sand, ein Sträuchlein neben das andere, und siehe da, wie mit Zaubergewalt wuchs es empor, ein fester, dicht verflochtener Wall, der hielt das Erdreich mit tausend Wurzelfasern sicher zusammen. — Und der Engel wandte sein lächelnd Antlitz und wies dem jungen Seemanne das Werk seiner Hände.

Christlieb aber erwachte, und dankte und lobte Gott. Dann zog er wohlgemut hinaus, jenes Eiland in der Unermeßlichkeit des Weltmeeres zu suchen.

Die Sonne stieg empor und sank wieder in die Fluten zurück, Sterne wachten über dem einsamen Schifflein, und drohende Wolken knäulten sich ob seinem Maste: Sturm und Unwetter trieben ihr wildes Spiel und rüttelten an dem goldenen Anker des Gottvertrauens, den die Zuversicht und Liebe in das Herz des Jünglings geworfen.

Endlich stieg es empor aus dem Meer, hoch und bergig, leuchtend im Glanz der Morgensonne, das gesuchte, heißersehnte Inselland! — Und da der Seefahrer es schaute, hob er jauchzend die Arme und rief: „Gott sei gepriesen, ich habe dich gefunden, du verheißenes Inselland!"

Da wucherte das graue, stachelige Kraut, die

Rettung seines Liebesglückes, und er stach die Pflanzen aus und belud sein Fahrzeug bis hoch zum Rande, kaum daß er selber noch ein spärlich Plätzchen fand. — „Segel auf — hojohe! — und rastlos zurück zum fernen Küstenland des Ostens!" — Hui wie die Seen stiegen, wie die weißen Schaumkämme zornig gegen die schwachen Planken donnerten! Und welch eine Qual, tage- und wochenlang auf schmalem Flecke eingeengt zu sein, blutig gestochen von dem scharfen Blattwerk, Dornen, wohin er rührte, Wunden an allen Gliedern, eine Marterbank mit tausendfacher Folter! Sollte er das Kraut über Bord werfen, müde solcher Drangsal? O nein! Eher doch den letzten Tropfen Blut an seinen Stacheln verspritzen. Aber härter und härter wird die Prüfung. — Die Sonne glühte, die grauen Disteln ließen welk die Köpfe hängen. Betend griff Christlieb zu seinem letzten Schlauch Wasser und teilte es mit seinen grausamen Lieblingen. — Da leuchtete ein Regenbogen am Himmel, und ein Wind erhob sich und trug das Schifflein wie mit Zauberhänden zu dem fernen Strand. Swanada! — Swanada!! . .

Droben stand sie und breitete weinend vor Glückseligkeit die Arme nach dem Geliebten aus.

Christlieb hat die graue Distel am Strande der Ostsee gepflanzt, und Trasikos Düne wird fest wie Felsstein. Des Alten Herz und Sinn aber erweichte, da er die Allmacht des Christengottes erkannte, und er legte die Hand seines lieblichen Kindes in die sturmerprobte Rechte des jungen Seemannes.

Hellauf flammte die See wie Purpur und Gold, durch die Disteln rauschte es wie ein tausendstimmiger Psalter, und auf dem Hügel wurde das erste Kreuz errichtet.

Vielhundert Jahre sind darüber hingezogen, am Strande von Zoppot klingen die Glocken des Herrn, leuchtet das goldene Zeichen des Glaubens von den Türmen der Kirchen, kein Stäublein aber weht mehr von der Hütte Trasikos über den glänzenden Seesand — verschollen, längst, längst vergessen. Eines aber ist geblieben: die graue Distel, der Halt des lockeren Dünensandes, die einst unter Qualen über das Meer geführt wurde — die wuchert fort als das Vermächtnis des treuesten Seemannes. Niemand weiß mehr von Christlieb, das stachlige, unscheinbare Kraut aber heißt noch heute im Munde des Volkes: Seemannstreue!

Max Stolprian

Von Heinrich Zschokke

Es gibt ein gewisses Unglück in der Welt, lieber Leser, das man freilich für kein Unglück hält und doch eins ist. Ich bin das redende Beispiel davon. Mein Vater, Gott hab ihn selig, hielt mich fleißig zur Schule; ich lernte was, wiewohl unsere Stadtschulen damals noch ziemlich schlecht eingerichtet waren. Man sagte überall von mir: „Herr Max Stolprian ist ein gar geschickter Mann; aber — man kann ihn nicht brauchen. Er weiß sich nicht in die Welt zu schicken; er weiß nicht mit den Leuten umzugehen; er weiß nicht, wo er Hände und Füße hinstrecken soll. Sonst ist er ein guter, braver Mann." So sagte man von mir. Merkst du jetzt, wo es mir fehlte? Ich war in der Erziehung versäumt. Ich war in der Schule und bei der Arbeit fleißig, aber in meinen Kleidern unreinlich und unordentlich. Ich war fromm, dienstgefällig, redlich, aber schüchtern; lief davon, wenn fremde Leute kamen; wußte nicht, wo mit den Augen hinlaufen, wenn mich ein Fremder anredete, und wenn ich endlich gar einem Frauenzimmer freundlich oder artig begegnen sollte, stand ich steif und stumm da. Genug, was man Höflichkeit und feine Sitte nennt, gehört zum Leben und Lebensglück, so gut wie Brot und Erdäpfel und ein Glas Wein. Viele unserer jungen Herren haben's in dieser Kunst auch noch nicht weit gebracht, wie ich merke. Mancher, wenn er in Gesellschaft kommt, weiß nicht, wohin er mit Armen und Beinen soll, und man sieht's ihm an, er hätte sie lieber daheim gelassen. Mancher weiß nicht, wo er die Hände unterbringen soll; bald steckt er sie in die Weste, bald gar in die Hosen, bald kratzt er sich damit zur Abwechslung im Nacken. Ich bitte dich daher, meine Geschichte und mein Unglück für andere bekannt zu machen; denn manches böse Schicksal habe ich mir durch meine Unbeholfenheit zugezogen.

Sobald meine Base Sparhafen gestorben und ich, als ihr einziger Erbe, ziemlich vermögend geworden war, wollte man mir in meinem dreißigsten Jahre ein Mädchen zur Frau geben, das schön war, hauswirtlich, tugendhaft, freundlich und vermögend. Jungfer Bärbeli gefiel mir; die Sache sollte in Richtigkeit gebracht werden. Ich sollte Jungfer Bärbeli näher kennen lernen; ich ward von ihrem Vetter zu Gast geladen, wo

ich sie finden sollte. Ich ging nicht gern in große Gesellschaft, weil ich durch üble Erziehung scheu und schüchtern war. Aber was tut man nicht einer Jungfer Bärbeli zu Gefallen! Ich kleidete mich in sonntägliche Feierkleider: weiße, seidene Strümpfe, ein neuer Haarbeutel, ein apfelgrüner Rock mit Perlmutterknöpfen — genug, ich war zierlich wie ein Bräutigam. Als ich aber vor das Haus des Herrn Vetters kam, klopfte mir das Herz vor Angst, als hätte ich eine Schmiede in meiner Brust. „Wenn nur keine große Gesellschaft da ist!" dachte ich. „Wenn's nur erst vorbei wäre!"

Zum Glück traf ich den Herrn Vetter allein. Er schrieb noch eine Rechnung in seiner Stube. „Ihr kommt etwas spät, Herr Stolprian!" sagte er. Ich machte zwanzig Kratzfüße links und rechts, lachte vor Angst, um freundlich auszusehen, und hatte nur immer die große Gesellschaft im Kopf. Indem der Herr Vetter die Rechnung fertig hat und den Streusand sucht, springe ich gar diensteifrig hinzu, will den Sand aufs Papier streuen, greife ungeschickterweise das Tintenfaß statt des Sandfasses und schütte ihm einen schwarzen Strom der besten Tinte über das zierliche Rechnungsblatt. Ich glaubte, ich müßte in Ohnmacht fallen vor Schrecken; nahm in der Verwirrung und Eile mein schneeweißes Schnupftuch aus der Rocktasche und wischte damit auf.

„Ei, behüte, was treibt Ihr auch, Herr Stolprian!" rief mir der Herr Vetter lachend zu, drängte mich mit meinem schwarz und weißen Schnupftuch zurück und brachte seine Sache in Ordnung. Dann führte er mich in die Stube, wo die Gesellschaft schon beisammen war. Ich folgte ihm nach, hatte aber schon kein gut Gewissen und bemerkte beim Niedersehen nicht ohne Entsetzen einen talergroßen Tintenfleck auf meinem weißen Seidenstrumpf am linken Bein. — „Hilf, Himmel!" seufzte ich bei mir; „was wird die große Gesellschaft sagen?" Die Türe des Zimmers geht auf. Ich steifer, hölzerner Bursche will mich gar gewandt, zierlich und leichtfüßig stellen, hüpfe in den großen Saal hinein, mache Bücklinge hinten und vorn, kratze mit den Füßen links und rechts aus, sehe gar nicht, daß dicht vor mir eine Weibsperson steht, die im Begriff ist, eine Pastete zum Tisch hinzutragen, fahre ihr mit dem Kopf in den Rücken, daß die kostbare Pastete von der Schüssel auf den lieben Erdboden fährt, und so spaziere ich mit meinen Begrüßungen und Bücklingen blindlings vorwärts, — es war mir zumute, als stände ich in einer Schlacht vor dem Feind und sollte ins Feuer rücken. Welche Artigkeiten die große Gesellschaft um mich machte, weiß ich nicht; denn ich hatte noch nicht den Mut, aufzusehen, sondern fuhr wie besessen mit Kratzfüßen, Bücklingen und gehorsamen Dienern um mich herum fort, bis ein neues Unglück meiner Höflichkeit Ziel und Grenzen steckte. Ich war nämlich bei meinem eifrigen Begrüßen mit den Füßen bis zur Pastete vorgerückt, die noch dalag, weil sich die Magd von ihrem fürchterlichen Schrecken noch lange nicht erholt hatte und mit starren Augen auf das Meisterstück der Kochkunst am Boden hinblickte, ohne es aufzunehmen. Da

fährt bei einer neuen Verbeugung mein tintenbefleckter Fuß in die Pastete, — ich sah nichts; denn mir war vor Höflichkeit alles blau vor den Augen geworden. Ich glitsche in dem Pastetenteige schmählicher-, doch höchst natürlicherweise aus, verliere mein persönliches und inneres Gleichgewicht und falle, so lang ich bin — und ich messe fünf Schuh, sieben Zoll, — auf die Erde, zum nicht geringen Schrecken und Gelächter einer ganzen, großen, ehrenwerten Gesellschaft. Im Fallen riß ich noch zwei Stühle mit nieder, an denen ich mich halten wollte, und ein junges, artiges Frauenzimmer, das sich auf einem derselben vermutlich niederlassen wollte, lag ebenso schnell, als ihr Stuhl, neben mir am Boden. — O Himmel, und das war mein Bärbeli!

Es erhob sich nun ein entsetzliches Zetergeschrei, und ich am Boden schrie auch; denn da ich neben mir an der Erde, außer zwei Stühlen, noch ein Frauenzimmer liegen sah, glaubte ich fest an ein starkes Erdbeben. Zum höchsten Glück war es kein Erdbeben, das diesen erbärmlichen Fall verursacht hatte, sondern nur, wie gesagt, eine Kälberpastete. Wir standen auf. Der Vetter machte aus der ganzen Sache einen Spaß. Er aber hatte gut spaßen. Ich hätte weinen mögen und schämte mich fast tot. Ich stellte mich an den Ofen und sagte kein Wort zu meiner Entschuldigung, sondern, weil alles um mich her lachte und kicherte, lachte ich auch und sah nur verstohlen nach der zerschmetterten Kälberpastete.

Man mußte sich endlich zu Tische begeben. Der Herr Vetter war so artig, mich neben Bärbeli zu setzen. Ich wäre lieber neben einem feuerspeienden Berge gesessen, als neben diesem schönen, guten Kinde. Denn es ward mir wunderlich zumute neben meiner künftigen Hochzeiterin. — Ich sah die große Gesellschaft am Tische nur sehr flüchtig an. Da ward die Suppe herumgereicht. Jungfer Bärbeli bot mir einen Teller voll; — ich konnte das unmöglich annehmen. Sie hatte noch keine Suppe. Da gab's wieder Bücklinge über die Suppe, und ich sah voraus, daß es mit den gottlosen Bücklingen wieder übel ablaufen werde. Darum bat ich das schöne Bärbeli gar dringend, doch die Suppe zu behalten, und sah ihr bittend in die schönen, blauen Augen und sah nicht auf den Teller, und die siedendheiße Suppe floß richtig auf Bärbelis Schoß und Kleider, und da ich nun schnell die Suppe zurückzog, kam die andere Hälfte auf meinen Schoß und über mein Mundtuch und Kleider. Es war brüderlich geteilt. Ich vergesse es nie; es ist mir alles noch wie heute. Es war eine Krebssuppe.

Das gute Bärbeli verließ den Tisch. Ich stammelte Entschuldigungen. Man tröstete mich und gab mir einen andern Teller. Inzwischen dampften meine Beinkleider noch von der Ueberschwemmung; ich knüpfte mir statt des Mundtuches einen Zipfel vom Tischtuch in die Weste. Bärbeli hatte aber die Kleider wechseln müssen. Sie kam wieder, und ich entschuldigte mich tausendmal bei ihr, so gut ich konnte. Sobald ich sah, daß sie freundlich lächelte, ward mir auch wieder wohl zumute, und ich trocknete mir den Angstschweiß vom Angesicht, versteht sich, nicht mit der Hand, sondern mit dem Schnupftuch! Aber das unglückselige Schnupftuch! — Ich hatte die Tintengeschichte rein vergessen über allem, was seitdem Wichtiges geschehen. Ich rieb mir beim Abtrocknen des Schweißes das ganze Gesicht so mit Tinte ein, daß, als ich das Schnupftuch wieder einstecken wollte, die große Gesellschaft mich verwunderungsvoll in einen Mohren verwandelt sah. Da erhob sich abermals ein großes Gelächter und Zetergeschrei. Aus Höflichkeit schrie oder lachte ich denn auch eine ganze Weile mit, bis ich merkte, daß sich die Frauenzimmer vor meinem schrecklichen Tintengesicht fürchteten. Nun sah ich erst ein, daß mich das Schnupftuch zum Narren im Spiel gemacht hatte und ich ein fürchterliches Aussehen haben müsse.

Erschrocken und eilfertig sprang ich vom Tische auf, um nach der Küche zu flüchten und mich zu waschen. Da zog ich das Tischtuch, das unglückselige Tischtuch, dessen Zipfel ich in das Knopfloch der Weste unten befestigt hatte, hinter mir her. Alle Teller, Braten, Salate, Spinate, Flaschen, Messer, Gabeln, Gläser, Fische, Rindfleisch, Löffel, Salzfäßlein usw. liefen mir wie närrisch in der Stube nach mit großem Getöse. Die Gäste saßen mit offenem Munde wie versteinert da und sahen die herrlichen Gerichte sämtlich vor ihren Augen verschwinden und so manchen Leckerbissen, auf den sie sich schon innerlich gefreut hatten. Anfangs, da ich sah, wie alle Platten und Teller hinter mir her waren und mich verfolgten, hielt ich's für Hexerei, bis der Herr Vetter mit beiden Beinen aufs Tischtuch sprang. Das riß den Zipfel von meiner Weste. Ich aber in vollem Galopp, nicht mehr in die Küche, sondern die Treppen hinunter, über die Straße und in mein Haus. Vier Wochen lang ließ ich mich vor keinem Menschen mehr sehen. Ich dachte von der Zeit an nicht wieder ans Heiraten ohne Schwindel, und nicht an große Gesellschaften ohne das kalte Fieber zu bekommen.

Eine alte Sitte

In Rumänien herrscht in gewissen Gegenden noch die alte Sitte, daß man an das Haus, in dem ein heiratsfähiges junges Mädchen wohnt, eine Blume malt. Das ist ein Wink für die Junggesellen, daß sie in diesem Hause vielleicht ihre künftige Ehefrau finden können.

Des Esels Schatten

Von Robert Reinick.

Da war gestern wieder einmal mein Vetter bei mir, der vor kurzem von seiner Reise aus Italien zurückgekommen ist. Wenn der mich besucht, so pflegt er gewöhnlich vielerlei zu erzählen, was er in dem fremden Lande alles mit erlebt hat. Manches davon wird euch Freude machen, zu hören, wie zum Beispiel die Geschichte von des Esels Schatten.

Der Vetter erzählte: „Ich wollte einmal von Rom nach Tivoli hin. Das ist ein Städtchen im Gebirge, wo sich viele herrliche Wasserfälle durch die zerbrochenen Fenster eines verfallenen Schlosses tief in ein schönes Tal herabstürzen. Der Weg dahin ist kein Katzensprung, er ist wohl an die vier Meilen weit, und so hatte ich mir einen Reitesel gemietet, wie man dort zu Lande zu tun pflegt. Der Esel kam auch zur bestimmten Stunde vor mein Haus und mit ihm sein Herr, der Eseltreiber Antonio. Ihr alle wißt ja, was so ein Grauer für ein faules Tier ist. Wenn man darauf reitet, so folgt er nicht wie das edle Pferd auf das bloße Wort, oder beim Anziehen der Zügel, oder beim Druck der Schenkel. Nein, da muß fast immer noch ein Mann oder ein Junge hinterher laufen, der mit einem Knüttel tüchtig auf den Faulpelz losschlägt; denn alle Augenblicke steht das Tier still und will schlafen oder fressen. Aber das ist wahr, solch ein Esel hat doch eine dicke Haut, zwölf tüchtige Schläge mit einem starken Knüttel bringen ihn oft kaum von einer Distel weg, auf die er einmal Appetit bekommen hat.

Also gut! Ich besteige mein Tier und reite darauf los, und mein Antonio läuft lustig hinterdrein und schreit fortwährend: ‚Ari! Ari! Vorwärts, Fauler, vorwärts!' Und so geht die Reiterei im Anfange ganz vortrefflich.

Nun aber war gerade an jenem Tage eine fürchterliche Hitze, wie das oft in Italien ist. Der Weg nach Tivoli führt durch eine wüste, öde Gegend; da ist kein Haus, kein Baum, oft nicht einmal ein Strauch am Wege.

Allmählich ward es Mittag; die Sonne brannte mit ihren stechenden Strahlen durch meinen Strohhut durch, daß ich nicht wußte, wo ich vor Hitze bleiben sollte. Der Esel wurde müde, zu laufen, der Treiber wurde müde, zu prügeln, und ich wurde müde, länger auf dem Tiere zu sitzen. Der Schlaf drückte mir gewaltig auf die Augen, aber nirgends, wohin ich nur sehen konnte, war auch nur so viel Schatten, daß ich meinen Körper darin in Ruhe hätte ausstrecken können. Da kommt mir mit einem Male ein ganz gescheiter Einfall in den Sinn. ‚Halt!' rufe ich, und mein Esel steht wie angewurzelt still. Was das Wort ‚Halt!' bedeutet, das hat er gut behalten, dagegen das Wort ‚Vorwärts!' lernt so ein Esel sein Leben lang nicht verstehen.

Am Wege steht ein großer, vertrockneter Aloestengel, an den binde ich meinen Grauen an und denke, ich will es recht pfiffig machen und mich in den Schatten, den er auf das braungebrannte Gras wirft, zur Ruhe legen. Ehe ich aber diesen vortrefflichen Vorsatz ausführe, wische ich mir den Schweiß von der Stirn, schlenkere meine beiden Beine in Ordnung — denn sie waren von dem langen Reiten steif wie ein paar Schwefelhölzer geworden — und sah' mich noch einmal nach den schönen blauen Bergen um, die sich auf der anderen Seite in weiter Ferne hinziehen.

Als ich mich darauf wieder umkehre, um mich hinzulegen, wer liegt da schon in guter Ruhe im Schatten des Esels und schnarcht wie eine Rohrdommel? Kein anderer als mein Antonio. Er war doch noch ein größerer Schlaukopf gewesen als ich; was ich erst wollte, hatte er schon ausgeführt.

Daß der Mann da so gemütlich lag und schlief, das war recht schön und gut, aber hier war ich doch offenbar die Hauptperson, und er nur des Tieres wegen mitgekommen. Außerdem konnte er ja doch die Sonnenhitze besser vertragen, da er viel mehr daran gewöhnt war als ich.

‚Heda, Antonio, steh' auf!' rief ich und schüttelte ihn. Er schlug die Augen auf, sah mich groß an, machte dann wieder die Augen zu und — legte sich auf seine andere Seite.

Ich schüttelte ihn derber. ‚Antonio!' rief ich, ‚steh' auf! Der Schatten, in dem du liegst, gehört mir und nicht dir.' Diesmal aber gab sich Antonio gar nicht einmal die Mühe, die Augen aufzuschlagen, auch sprach er kein Wort, sondern bewegte den Zeigefinger der rechten Hand hin und her, was bei den Italienern so viel sagen will, als: ‚Nein, Herr!' Noch einmal schrie ich ihm in die Ohren: ‚Antonio, nimm doch Vernunft an! Ich habe den Esel einmal gemietet und

folglich auch seinen Schatten mit ihm, daher packe dich fort! Der Schatten ist mein!'

Da rief Antonio: „Herr! Beweist mir erst, daß Ihr selbst ein Esel seid, dann sag' ich, Ihr habt recht; denn dieser Schatten gehört einem Esel, und der Esel gehört mir, und daher werde ich nicht aufstehen, sondern in dem Eigentum meines Eigentums ruhig fortschlafen!'

Und wieder wollte er sich zur Ruhe legen, aber jetzt hatte er mich in Zorn gebracht, eben weil ich die Wahrheit seiner Worte nicht widerlegen konnte. Ich packte ihn an dem Kragen und riß ihn von der Stelle weg, wo er lag. Jetzt wurde er aber auch zornig und sprang auf. Und so faßten wir uns beide, um uns gegenseitig von dem ersehnten Platze wegzuschleudern. Da gab es einen tüchtigen Ringkampf, denn keiner wollte nachgeben. Zuletzt stießen wir an einen Stein, fielen beide zu Boden und wälzten uns in der vollsten Mittagsglut so lange herum, bis wir endlich einen kleinen Erdabhang wohl ein paar Fuß tief auf die weiche Erde herunterrollten. Da lagen wir in dem glühenden Sande wie ein Paar gebratene Hühner in der Bratpfanne; dennoch hielten wir uns als tapfere Ringer noch immer gegenseitig umschlungen.

‚Herr!' sprach jetzt Antonio, ‚ich sehe wohl, wir sind an Kraft und Gewandtheit gleich. Wozu plagen wir uns gegenseitig? Hört einen Vorschlag an! Gebt mir einen Paul, — so heißt ein römisches Geldstück, — dann will ich Euch den Eselschatten verkaufen!'

‚Wenn es nichts weiter ist, du närrischer Kerl,' rief ich, ‚den Paul will ich dir schon geben. Hättest du das nur gleich gesagt, so hätten wir uns nicht unnötig geärgert.'

Wir ließen einander los und standen auf. Antonio empfing sein Geld, und wir stiegen wieder den Abhang hinauf, von dem wir noch vor kurzem heruntergerollt waren.

Was sahen wir da! Denkt euch unsern Schrekken! Der Eselschatten, den ich eben für einen blanken römischen Paul gekauft, war fort und der Esel mit ihm. Antonio war pfiffiger gewesen als ich; aber Antonios Esel noch viel pfiffiger als Antonio. Das Tier hatte die Aloestaude, an die es gebunden war, mit Leichtigkeit aus der Erde gerissen und war auf und davon gegangen. Ganz weit hinten am Gesichtskreis auf dem Weg nach Rom sah ich es gemütlich hintraben.

Wie Antonio aber den Esel nicht an seinem Platze erblickte, glaubte er, das Tier wäre ihm auf immer verloren, und geriet, auf echt italienische Weise, in die wildeste Verzweiflung. Er biß sich in den Daumen, raufte sich die Haare, er warf seinen spitzen Hut auf die Erde und trat ihn mit Füßen, kurz, er gebärdete sich wie ein kindischer, jähzorniger Bube. Dabei schrie er fortwährend: ‚Ach, mein Eselchen! Ach du mein liebes Eselchen! Du einziges Gut, das ich armer Mann auf dieser Welt besaß! Ach, der einzige Fehler, den du hattest, das war der verdammte Schatten. Hättest du keinen Schatten gehabt, dann hätt' ich dich noch hier, dann wärest du nicht weg!'

‚Sei doch kein Kind!' rief ich. ‚Da läuft ja dein Esel ruhig nach Hause!' Und ich wies mit der Hand dahin, wo der Esel seines Weges zog.

Da wurde Antonio plötzlich wie verwandelt. Er jubelte laut auf. Schnell stülpte er wieder den Hut auf sein zerzaustes lockiges Haar; die schwarze Manchesterjacke warf er über die linke Schulter, mit der rechten Hand faßte er seinen Knüttel, und fort lief er wie der Wind seinem Esel nach. Nie in meinem ganzen Leben habe ich einen Menschen so laufen gesehen!

Da stand ich nun, allein, mitten in der Glut der italienischen Mittagssonne. Was blieb mir zu tun übrig, als meinen beiden Begleitern traurig nachzusehen. ‚Hoffentlich werden sie bald wieder da sein!' dachte ich, setzte mich am Wege hin und brummte in den Bart ein deutsches Lied, das da anfängt: ‚O du lieber Augustin, alles ist weg!'

Alle meine Hoffnung war vergebens. Ich saß eine, ich saß zwei Stunden da, aber wer nicht wiederkam, war Antonio mit seinem Esel. An jene zwei Stunden werde ich mein Lebtag denken! Endlich wurde ich erlöst. Eine Weinkarre, die von zwei langhörnigen Stieren gezogen wurde, kam des Weges dahergefahren. Hätte der Weinkärrner sich nicht meiner erbarmt und mich gegen ein gut Stück Trinkgeld mitgenommen, vielleicht säß' ich noch da." — —

So erzählte mein Vetter. Und was ist die Lehre von der Geschichte? Die Lehre ist die: „Wenn es heiß ist, und du hast einen Esel, so sei du froh und reite zu, bis du ans Ziel kommst. Wer sich aber um eines Esels Schatten streitet, der hat nur Aerger und verliert den Esel obendrein."

Die abgeänderte Grabschrift

Eine junge Witwe bestellt bei einem Bildhauer für das Grab ihres jüngst verstorbenen Mannes einen Grabstein mit der Inschrift: „Mein Kummer ist so groß, daß ich ihn nicht tragen kann!" Aber ehe der Stein fertig ist, hat sie sich zu einer neuen Ehe entschlossen. Vorsichtigerweise fragt der Künstler bei ihr an, ob die Inschrift so wie bestellt bleiben solle. „Ja," antwortet die Witwe, „nur fügen Sie bitte zwischen „nicht" und „tragen" das Wort „allein" hinzu."

Es hat noch niemand Ordentliches geleistet, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte.

Unter Rußlanddeutschen

(P. H. Keitel)

Im weiten Nordwesten unsers großen Landes mit seinen ungeheuren Ausdehnungen herrschten vor hundert Jahren noch Wildnis und Unkultur. Die Indianer streiften umher und waren die unbestrittenen Herren des Landes. Die großen canadischen Wälder waren ihr fruchtbares Jagdgebiet, die unendliche Prärie ihr Tummelplatz. Die Schwelle der neuen Zeit war jedoch nicht fern, und Canada öffnete seine Tore weit, um Einwanderer aus der alten Welt willkommen zu heißen. Der mächtige Einwandererstrom, der sich zuerst nach Hunderttausenden in die Vereinigten Staaten ergossen hatte, wurde nun, wenn auch etwas abgeschwächt, nach dem Nordwesten des neuen Landes gelenkt. Haufenweise sehen wir sie einströmen mit Weibern und Kindern, mit Säcken, Ballen und Bündeln. Sie kommen aus Rußland und Polen, aus Galizien und Ungarn, aus der Tschecho-Slowakei und Rumänien, aus Italien und Frankreich, aus Schweden, Norwegen und Dänemark. Das Mutterland England stellt seinen Teil, und selbstverständlich fehlen auch die Deutschen nicht. Wo in aller Welt wären sie nicht zu finden! — Zehntausende unserer Volksgenossen lassen sich auch im Nordwesten nieder. Reichsdeutsche sind es nur in verhältnismäßig geringer Zahl. Die meisten sind Deutsche aus Rumänien und Galizien, aus den baltischen Provinzen und anderen Gegenden, vor allen Dingen aus Polen und Rußland.

Letztere führen allgemein den Namen: Rußlanddeutsche. Viel haben auch sie zur Erschließung unsers großen Landes beigetragen. Ueberall sind sie zu finden, meist in geschlossenen deutschen Siedlungen. Fleiß und Ausdauer, wirtschaftlicher Sinn, Anspruchslosigkeit und Gottesfurcht sind hervorstechende Merkmale ihres Wesens. Menschen mit solchen Charaktereigenschaften, woher sie auch kommen mögen, sind das rechte Material zum Aufbau Canadas. Vielen gelang es, über die Anfangsjahre — meist eine harte und entbehrungsreiche Zeit — erfolgreich hinwegzukommen. Man fand dann sein gutes Auskommen im Lande. Nicht gering ist die Zahl derer, die es im Laufe der Jahre zu einem bescheidenen Wohlstande brachten.

Die Einheimische Mission hatte und hat es in der Regel nicht schwer, unter Rußlanddeutschen die Arbeit aufzunehmen. Die meisten haben christlichen Sinn und wünschen auch im neuen Lande nicht ohne Kirche und Gottesdienst, Gottes Wort und die heiligen Sakramente zu leben. Vor der roten Pest hat man einen Abscheu. In großer Armut, oft kaum mit dem Nötigsten versehen, kamen fast alle in die neue Welt, um sich hier eine Existenz zu schaffen. Energisch griff man zu, wo sich immer eine Arbeitsgelegenheit bot. Die Arbeit war hart und schwer, die Arbeitsstunden von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und oft noch länger, der Lohn gering und die Verpflegung oft recht mangelhaft. Aber zähe hielt man durch, allen Hindernissen zum Trotz. In Süd-Manitoba und auch in manchen anderen Gegenden waren schon früher Mennoniten in größerer Anzahl eingewandert und bedurften der Arbeitskräfte. Viele verdienten bei ihnen den ersten Lebensunterhalt. Im Laufe der Jahre kam man stetig vorwärts und erreichte eine eigene Farmwirtschaft.

Der wirtschaftliche Sinn der Leute ist, wie überall, recht verschieden. Der eine ist ein geborener Landwirt und Farmer; er packt alles am rechten Ende an und steigt in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Wohlstand empor. Ein anderer tut auch sein Bestes, aber der rechte Wirtschaftssinn fehlt, er weiß nicht recht einzuteilen, und es will nicht vorwärts gehen. Mancher versteht, sparsam zu wirtschaften, ohne seine Pflichten zu vernachlässigen. Ein anderer wieder gewöhnt sich leicht an das oft üppige amerikanische Leben. Man lebt über seinen Stand und hat es nicht gelernt, sich nach der Decke zu strecken; man macht größere Ausgaben, als man Einnahmen hat, und lebt so immer am Rande des Bankrotts, steckt in den Schulden bis über die Ohren und wird von der Schuldenlast fast erdrückt. Eine große Rolle beim wirtschaftlichen Aufstieg spielen Gesundheit, Tatkraft und Unternehmungslust. Dazu hat auch das Sprichwort sein Gewicht, das in aller Welt zu hören ist: „Glück muß man haben." — Wer von Unglücksfällen in seiner Familie heimgesucht wird, viel mit den Seinen unter allerlei Krankheiten zu leiden hat und gezwungen ist, Aerzte, Apotheken und Hospitäler immer wieder in Anspruch zu nehmen, dem mögen die Augen übergehen von den Rechnungen, die hierzulande ausgestellt werden. Trotz aller Tüchtigkeit mag es ihm nicht gelingen, auf einen grünen Zweig zu kommen. Auch Unglück im Viehstand kann großen Schaden anrichten. Ebenso können wiederholte Mißernten das wirtschaftliche Gelingen erschweren oder auch gänzlich verhindern. So

Respekt und Ehrfurcht vor allem Heiligen, vor behält das alte Sprichwort auch heute noch für jedermann, besonders aber auch für den Farmer, sein Recht: „An Gottes Segen ist alles gelegen."

Hat sich eine Gruppe Deutscher irgendwo angesiedelt, so erscheint auch bald der Reiseprediger der Kirche und wird freundlich aufgenommen. Zunächst werden die Gottesdienste in Privathäusern abgehalten wie weiland in der Urchristenheit. Wird die Schar größer, dann dürfen in Canada, besonders auf dem Lande, in dankenswerter Weise auch die öffentlichen Schulen für gottesdienstliche Veranstaltungen benützt werden. Erstarkt die Siedlung, so wünscht man auch bald, ein eigenes Pfarramt in der Mitte zu haben. In großmütiger und in großzügiger Weise unterstützt die Missionsbehörde der Gesamtkirche dieses gesunde Streben, wenn sie irgendwie dazu in der Lage ist, indem sie für Jahre einen Beitrag zum Pfarrgehalt garantiert und unter Umständen auch einen Beitrag oder eine Anleihe zur Errichtung des Gemeindeeigentums gewährt. Frischfröhlich geht's an die Arbeit. Pfarrhaus und Kirche erstehen. Herrschen Harmonie und Eintracht unter den Gliedern, so ist es eine Lust und Freude, das fröhliche Schaffen allerseits und den raschen Fortschritt zu beobachten.

Nach einer Reihe von Jahren werden viele der Gemeinden selbständig. Obgleich verhältnismäßig nicht groß, sind sie imstande, den eigenen Gemeindehaushalt völlig zu bestreiten, das Gemeindeeigentum, wenn nötig, zu erweitern oder zu erneuern, eine ansehnliche Summe alljährlich an die Synodalkasse abzuführen zur Verwaltung der Gesamtkirche und zum Bau des Reiches Gottes in aller Welt. Da und dort werden noch Extragaben aufgebracht zur Unterstützung spezieller Gemeinden auf dem weiten Felde der Heidenmission. Auch sonst sind der christlichen Wohltätigkeit keine Schranken gesetzt.

Das Zentrum des Deutschtums auf dem Lande, öfters auch in der Stadt, ist die Kirche. In der Samstags- und Sonntagsschule sowie im Konfirmandenunterricht sammelt sich die Schuljugend um den Pfarrer, um die deutsche Muttersprache zu pflegen und in der christlichen Heilslehre gründlich unterrichtet zu werden. Die erwachsene Jugend schließt sich im Jugendverein zusammen. Auch verheiratete Glieder gehören oft dazu. Der Frauenverein vereinigt viele Frauen der Gemeinde. Wie die Bienen sind die Frauen mancher Vereine geschäftig, die eigene Gemeinde zu unterstützen und zu fördern oder auch besondere Werke des Reiches Gottes finanziell zu tragen. Die Leitung der einzelnen Vereine liegt in den Händen des Geistlichen. Die ganze Gemeinde strömt zusammen in den regelmäßigen Sonn- und Festtagsgottesdiensten, zu Gemeindeabenden und zu Gemeindeausflügen. Man ist in der Kirche heimisch.

Je nach der Herkunft der Familien tragen die Gemeinden unserer Rußlanddeutschen ein verschiedenes Gepräge. Wir haben geschlossene Gemeinden von Deutschen aus der Wolgagegend und, wenn ich nicht irre, auch von Deutschen aus dem Kaukasus. Ueberall sind auch Gemeinden zu finden, deren Glieder aus diesen verschiedenen Provinzen des alten russischen Reiches kommen. Auch Deutsche aus der Krim, aus Sibirien und anderen Teilen des einstigen Zarenreiches haben sich oft dazwischen angesiedelt. Die Vorfahren der Wolga-, Kaukasus- und Krimdeutschen stammen vielfach aus Süddeutschland, vornehmlich aus Württemberg. Ihre Nachkommen sprechen noch heute auch hierzulande einen echten und rechten schwäbischen Dialekt. Sie sind streng konservativ. Zäh halten sie fest an ihrer Muttersprache, aber auch an alten Sitten und Gebräuchen. Es hält schwer, in einer Gemeinde von Wolgadeutschen das Kirchenbuch unserer lutherischen Kirche Amerikas einzuführen. Von ihrem Gesangbuch aus der Wolgagegend können sie sich nicht trennen und halten das neuzeitliche für minderwertig. Ihre Frauen tragen noch heute, wie einst zu Großvaters Zeiten in der alten Welt, Kopftücher sowohl im rauhen canadischen Norden als im städtischen Kalifornien mit seinem milden Klima. Der „Eitelkeit der Welt" soll man keinen Raum gewähren und den „Hochmutsteufel" sich vom Leibe halten. Neben den öffentlichen Gottesdiensten haben sie ihre privaten brüderlichen Versammlungen und Stunden in Privathäusern oder auch im Erdgeschoß der Kirche. Auch der Pastor ist willkommen und erhält das Wort. Doch die Leitung liegt in den Händen der Brüder. Es kann aber auch geschehen, daß man über den Pastor zu Gericht sitzt, falls man irgendwie an seinem Verhalten Anstoß genommen hat und ihm freimütig Vorhaltungen macht. Besitzt der Geistliche ihr Vertrauen, so kann er leicht mit ihnen fertig werden. Sie erweisen sich als zuverlässig und treu.

Vor Jahren waren wir einmal in einer lieben Familie unter Wolgadeutschen einquartiert. Aufs beste wurden wir aufgenommen. Als Süddeutscher lauschten wir gerne dem eigenartigen Dialekt der Hausmutter. Treuherzig erzählte sie von dem Leid ihres Lebens, das sie reichlich erfahren hatte. Wir versuchten, zu trösten, so gut es ging. Während der Unterhaltung fragte der liebe Amtsbruder, der mit mir das Quartier teilte, ob sie auch am Pfingstmontag Gottesdienst hätten. Mit freundlichem Lächeln antwortete die Frau: „Ach, Herr Paschtor, in der Stadt kommen am zweiten Feschttag ganz wenig; des lohnt sich net, daß unser Paschtor sichs Maul abquält."

der Kirche und ihren Ordnungen haben sie auch in die neue Welt verpflanzt. Kirche und Pfarramt standen drüben in hohem Ansehen. Die meisten bekamen den Pastor nur ein- bis zweimal im Laufe des Jahres zu sehen. Die Parochien waren riesengroß und umfaßten oft hundert und zweihundert Schulgemeinden und mehr. Der Pfarrer war meist unterwegs, um alle Gemeinden der Reihe nach aufzusuchen, und es war wohl immer ein Festtag, wenn er erschien, mochte es auch mitten in der Woche sein. Er hielt Gottesdienst, teilte das Heilige Abendmahl aus, bestätigte die Taufen, konfirmierte die Kinder, vollzog die Trauungen und erteilte allerlei seelsorgerlichen Rat. Dann ging es weiter in die nächste Gemeinde. Während der Abwesenheit des Pastors waltete der Lehrer seines Amtes. Allsonntäglich hielt er im Betsaal die Lesegottesdienste, taufte die Kinder, beerdigte die Verstorbenen, bereitete neben seinem Schulunterricht die Kinder auch vor auf den Tag der Konfirmation. Er war das Orakel und Factotum der Gegend und hatte so großen Einfluß. Es wird schon stimmen, was ein lieber Mann uns einmal sagte: „Die Lehrer in Rußland hatten mehr Ansehen als hierzulande die Pastoren."

Gerne erzählen unsere Rußlanddeutschen auch heute noch von den Pastoren der alten Heimat, die sie einst getauft und konfirmiert, vielleicht auch noch getraut haben, und bewahren ihnen ein gutes Andenken. Erwähnt wird in diesem Zusammenhange gewöhnlich auch das große Gehalt, das Geistliche drüben bezogen. Wiederholt hat man uns versichert, daß im Wagen der Pastoren ein Geldkasten, eine Kasse, eingebaut gewesen ist. Hier seien die vielen Einnahmen aus jeder Gemeinde verstaut worden. Der Pfarrer war ja oft auf seinen Reisen mehrere Wochen unterwegs. Etwas pleonastisch mag die Geschichte schon ausgedrückt sein, d. h. etwas „dick aufgetragen". Zweifellos waren sie weit besser besoldet als die allermeisten Pastoren hierzulange; es wird aber auch nicht an großen Auslagen gefehlt haben.

Die ersten Rußlanddeutschen begegneten uns draußen im Süden Brasiliens. Sie wohnten zerstreut unter Reichsdeutschen. Ihre Sprache fiel uns zunächst auf. Waren Wolken am Himmel, so pflegten sie zu sagen: „Der Himmel ist heute recht betrübt." Erzählte man etwas, das ihnen auch nicht fremd war, so fügten sie hinzu: „Das haben wir auch schon gemorken." Gefiel ihnen etwas, so meinten sie: „Das ist sehrchen schön." Ein junges Paar wohnte am Bergesabhang in einem netten Häuschen, das sie sich erbaut hatten. Als wir sie besuchten und nach ihrem Ergehen fragten, antwortete die freundliche Frau treuherzig: „Brasilien ist nicht zu schlecht; allerdings drüben hat es uns besser gefallen, und wir haben oft Heimweh nach dem alten Land. Es nimmt doch viel Zeit, bis man sich in Brasilichen eingewöhnt hat." Manche küßten uns, ehe wir's uns versahen, blitzschnell die Hand. Zuerst erstaunt, merkten wir bald, daß sie diese Sitte in der alten Heimat übten. Begeistern konnten wir uns dafür nie. Auf einem kahlen Hügel legten sie eine schöne Siedlung an mit einem Pfarramt in der Mitte und gaben ihr den Namen: „Neuer Papagei". Wie sie zu diesem Dorfnamen gekommen sind, haben wir nicht erfahren. Eine andere vollständig rußlanddeutsche Ansiedlung in der Nachbarschaft errichtete nicht nur alsbald ein Pfarramt in ihrer Mitte, sondern ließ auch einen tüchtigen Lehrer aus Deutschland kommen für die deutsche Schule. In Mittelbrasilien haben wir keine dieser Volksgenossen getroffen.

Ihr Deutschtum haben unsere Rußlanddeutschen durch Jahrhunderte in den verschiedenen Gegenden Rußlands zäh aufrecht erhalten und tapfer verteidigt; viele pflegen es auch in aller Treue in der neuen Welt. Mit Wehmut gedenken sie ihrer Verwandten und Bekannten, die noch nach Tausenden und Zehntausenden im Bolschewistenlande leben müssen, und an die Menge derer, die der rote Terror in jenem unglücklichen Lande zu Grunde gerichtet hat.



Witz und Humor



Im Speisesaal.



„Zum Donnerwetter, sollen wir denn hier verhungern?"
„Einen Augenblick, bitte, ich werde mich sofort erkundigen."

— Verschiedene Gründe. „Ich trinke ja nur, um zu vergessen, daß meine Frau mich verlassen hat."

„Und ich will vergessen, daß meine Frau zu Hause auf mich wartet."

— Der Tenor. Ein bekannter Operntenor empfing den Besuch eines Verehrers. Der Tenor sprach lange und voller Begeisterung von seinen Erfolgen, von der Höhe seiner Honorare, von seinem Glück bei den Frauen, von seiner Lebensauffassung, von seinen religiösen Idealen, von seinen Zukunftsträumen, von seinem strahlenden Ruhm im Ausland.

„Nun aber, lieber Freund", schloß er endlich, „müssen Sie mir etwas von sich selbst erzählen. Sagen Sie, wie hat Ihnen gestern abend meine Stimme gefallen?"

— In der Schule. Lehrer: Durchsichtige Körper sind solche, durch die man hindurchsehen kann. Wer kann mir einen durchsichtigen Körper nennen?

Schüler: Eine Leiter, Herr Lehrer!

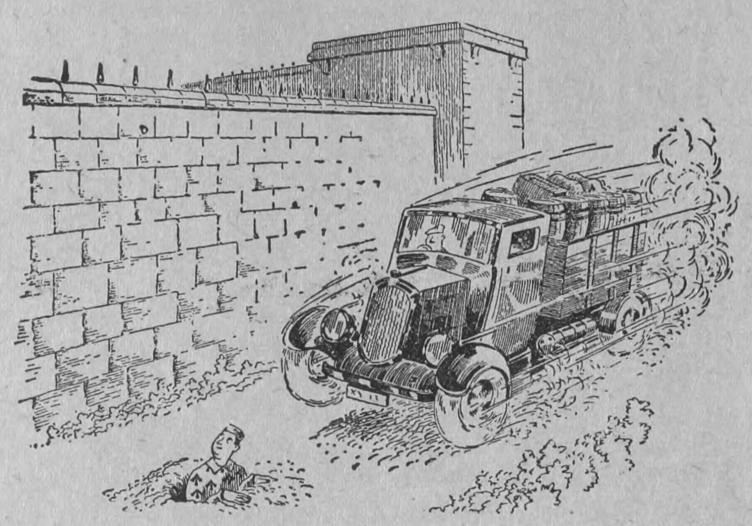
— Zur Verdeckung. Fanni: Warum bestellst du dir immer neue Preislisten? Du kaufst doch nichts!

Susi: Damit der Postbote jeden Tag kommen muß. Die Nachbarn brauchen nicht zu merken, daß Leo mit mir gebrochen hat.

— Gute Idee. „Ich gehe mit dem Gedanken um, ein Kino zu eröffnen . . ."

„Gute Idee, da kannst du viel Geld verdienen."

„Ach, es ist nicht des Geldes wegen, ich möchte nur meine Frau und meine Kinder öfter sehen."



Sträfling (der nach zweijährigem, mühseligem Grauben auftaucht): „Gott sei Dank! Endlich in Sicherheit!"

Das kommt daher.

Der Berliner Arzt Dr. Heim, genannt der alte Heim, konnte manchmal recht bissig werden. Einst befand er sich in einer Gesellschaft. Im Laufe des Abends kamen einige vornehme Herren auf die Idee, den Alten ein wenig aufzuziehen. Einer fragte: „Herr Doktor, Sie sind ein berühmter Mann und werden mir bestimmt eine Frage beantworten können."

„Was woll'n Se denn wiss'n?" fragte Heim.

„Nun, Herr Doktor, wie kommt es, daß mein Schnurrbart schon ganz grau, während mein Kopfhaar noch tiefschwarz ist?"

Ohne sich lange zu besinnen, erwiderte Heim:

„Das kommt einfach daher, weil Sie stets Ihren Mund mehr gebraucht haben als Ihren Kopf."

— Museum. „Himmel, was sind das für schreckliche Marterinstrumente?" fragte der Besucher. „Wie alt sind denn die?"

„Oh, die sind schon sehr alt", sagte der Museumsdiener, „die stammen aus der guten alten Zeit!"

— Schlagfertig. „Was, in Ihrem hohen Alter stehlen Sie noch Automobile?"

„Herr Richter, in meiner Jugend gab es noch keine!"

— Die beiden Billardspieler. „Warum ziehst du den Rock nicht aus?"

„Weil mein Hemd geflickt ist! Und du?"

„Weil mein's nicht geflickt ist!"

— Entgegenkommend. „Ober", bestellt der Gast, „ich möchte ein Menü haben, aber statt der Suppe ein Bier, und statt des Nachtisches eine Zigarre."

„Schön, mein Herr, und statt des Hauptgerichts vielleicht 'ne Stunde Billard?"

— Werbung. Es war in Schottland, natürlich in Schottland. Trafen sich zwei Schotten.

„Haben Sie meinen Brief nicht erhalten?"

„Gewiß."

„Ich habe Ihnen doch geschrieben, daß ich Sie um die Hand Ihrer Tochter bitte, und Sie haben es nicht einmal für nötig gehalten, mir zu antworten."

Der Schotte schaute verwundert: „Hatten Sie Rückporto beigelegt?"



„Kehr' sofort um und bind' dir 'nen Kragen um, Otto; dein Hals ist schmutzig!"

Kleine Geschichten von Schwammerl.

Lästiger Besuch...

Er hat gerade kein „goldenes Leben" hinter sich gebracht, der Franzl Schubert . . . Hier stehe zum Beweis eine Anekdote für viele:

Der Wiener Musiker Fahrbach war in seiner Jugend bei einem großen Musikverleger auf dem Graben angestellt. Ein paar Tage nach seinem Eintritt öffnete ein ihm unbekannter kleiner Mann mit rundlichem Gesicht, eine Notenrolle in der Hand, vorsichtig die Tür. Kaum sieht ihn der Verleger, als er auch schon brüsk abwinkt:

„Sie, heit is nix! Ab!"

Worauf sich der Besucher sogleich schüchtern empfiehlt. . .

Fahrbach ist neugierig und erkundigt sich:

„Wer war denn das?"

Der Verleger brummt ärgerlich vor sich hin:

„Ahwas, Schubert heißt er, der läßige Kerl! Der kommt alle Tage daher!"

Die geniale Kaffeemaschine.

Franz Lachner besucht einmal seinen Freund Schubert, wegen seines rundlichen Körperbaus „Schwammerl" genannt, im Frühwirtshaus. Er findet ihn keineswegs in Arbeitslaune — Schubert ist im Gegenteil heilfroh über die Ablenkung und ruft begeistert:

„Da schau her, komm, trinken wir ein'n Kaffee!"

Und schon holt er aus dem Notenschrank seine alte Kaffeemühle, nimmt die Brille ab und beginnt inbrünstig zu mahlen —.

Bis er auf einmal aufjauchzt:

„I hob's, i hob's, o du rostiges goldnes Maschinerl!"

Schleudert die Mühle, das „goldne Maschinerl", in die Ecke, daß der Kaffee nur so stäubt, tastet nach der Brille, nach Notenpapier —.

„Ja, was hast denn, Franzerl?"

„Ah, so an Kaffeemaschin' is was Herrliches, mei Liaber! Da macht's ra-rarara — und auf amal sind die allerschönsten Themen da!"

„Also da komponiert net dein Kopf, sondern die Maschin'?"

„Du Tschapperl: der Kopf sucht oft tagelang — die Maschin' findt's in einer Minuten. Da ist a große Phantasie drinnen!"

Und er sang ein paar Motive — die Welt hat sie später vernommen in Schuberts großem D-Moll-Quartett.

— Sachkenntnis. Kreischend umflatterten die Möwen das Schiff. Frau Brummer betrachtete sie lange und interessiert. Dann wandte sie sich an den Kapitän: „Den Taubenschlag haben Sie wohl oben am Mast angebracht?"

— Lange Zeit. Die Soldaten sind auf dem Kasernenhof angetreten. Der Hauptmann schreitet die Reihen ab. Vor dem Rekruten Meier, dessen blonde Tolle bedenklich weit unter der Mütze hervorsieht, wird haltgemacht: „Dieses Haar hätte schon vor langer Zeit geschnitten werden müssen!"

„Herr Hauptmann", sagt Meier, „dieses Haar ist vor langer Zeit geschnitten worden!"

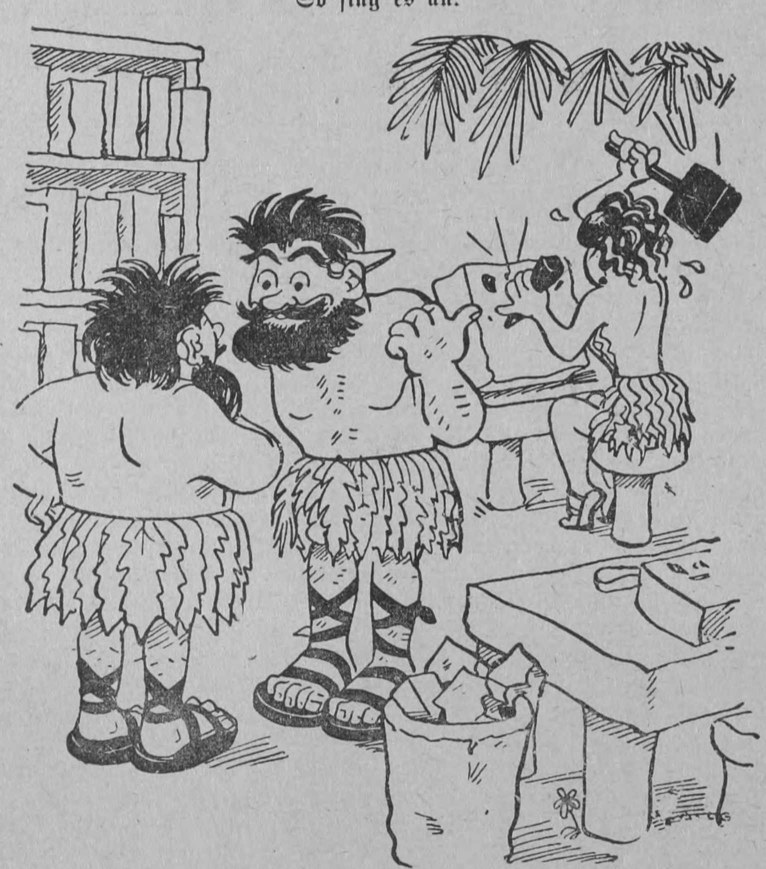
— Abwarten! „Haben deine Eltern sich schon zu unserer Vermählung geäußert . . .?"

„Nein, noch nicht. Papa hat nicht geantwortet und Mama wartet seinen Entschluß ab, um das Gegenteil zu wollen."

— Das ehrliche Dorf. Im durstigen Lande der Masuren saßen eines Winterabends sämtliche Bauern beim Schnapse im Wirtshaus. Da tritt der Nachtwächter ein, um sich auch einen zu kaufen. „Mak, dat du wedder rut kömmst!" ruft einer der Bauern. „Se könne uns derwiel det ganze Därp wegstähle!"

„Nanu?" entgegnete der Wächter. „Wer sull den stähle? Juh sönd alle hier!"

So fing es an.



Vor ....zigtausend Jahren in der Steinzeit: „Mit der neuen Sekretärin haben wir großes Glück gehabt, sie schreibt fünf Silben in der Stunde."



Büroszene.



Sekretärin: „Soll ich Ihrer Frau sagen, Sie könnten das Büro nicht verlassen?"

Chef: „Ganz recht. Sagen Sie ihr, ich hätte alle Hände voll zu tun und könnte mich von meinem Platz nicht rühren."

Arzt-Anekdoten.

Im Irrenhaus.

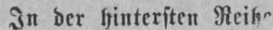
Der bekannte Schädellehrer Gall besuchte eines Tages ein Irrenhaus. Einer der Narren führte ihn herum und sprach fortwährend sehr manierlich. Gall befühlte ihm daher den Kopf und sagte: „Hier finde ich keine Spur von Wahnsinn. Wie kommen Sie ins Tollhaus, da Sie nicht das Organ der Narrheit haben, nicht einmal närrisch sprechen?" — „Das will ich glauben", versetzte der Narr, „daß Sie an dem Kopfe, der an meinen Schultern sitzt, kein Organ der Tollheit finden können. Sie müssen aber wissen, daß es nicht der meinige, er wurde mir nur aufgesetzt, als ich während der Revolution geköpft worden war."

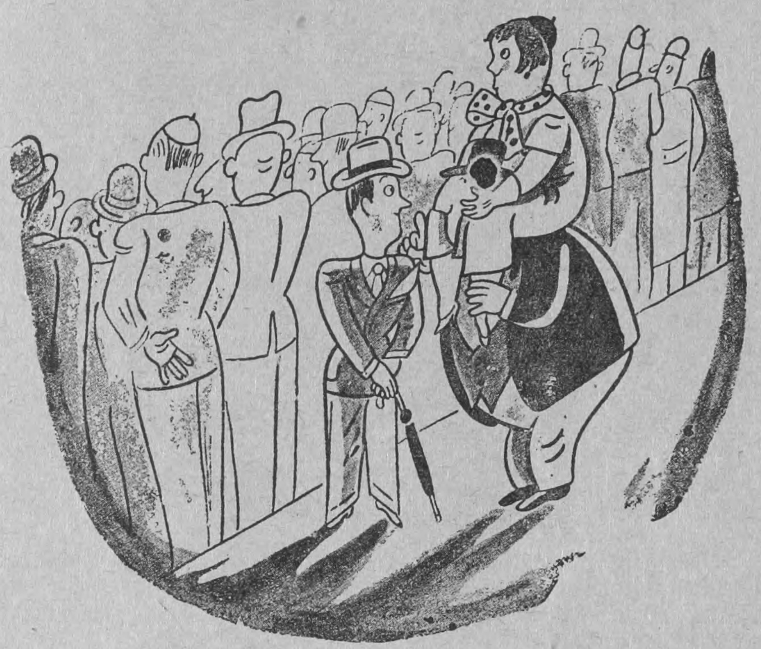
Der Leibarzt.

Während sich der im Anfang des vorigen Jahrhunderts berühmte Humorist Saphir einmal in München aufhielt, wurde er lebensgefährlich krank. König Ludwig sandte ihm seinen Leibarzt. Saphir jedoch ließ den Hofarzt gar nicht vor und wies auf das bestimmteste seine Verordnungen zurück. Als Saphir wieder gesund geworden war, traf König Ludwig den Genesenden auf der Straße, eilte auf ihn zu und fragte in seiner hastigen, aber dabei gemütlichen Redeweise: „Saphir, Saphir, warum haben Sie meinen Leibarzt während Ihrer Krankheit nicht angenommen?" Saphir antwortete: „Der Arzt Euer Majestät ist nur für Unsterbliche!"

Der Bazillenforscher.

Der berühmte französische Forscher Pasteur war einmal zum Essen geladen. Als Nachtisch gab es Kirschen. Pasteur ergriff jede einzelne Kirsche am Stiel, spülte sie in einem Glas Wasser ab, und erst dann aß er sie. Sein Gastgeber lächelte darüber. „Es ist durchaus nicht zum Lachen", sagte Pasteur, „an jeder Kirsche sitzen Tausende von kleinen Lebewesen, die den Tod bringen können. Deshalb ist es ratsam, jede Kirsche vor dem Genuß abzuspülen." Bei diesen Worten ergriff er zerstreut das Glas voll Wasser und trank es in einem Zuge aus.





„Sie wird uns immer sagen, was auf dem Spielfeld passiert! ...“

Hinderlich.

Der Dichter Grabbe krankte an der Einbildung, ein hervorragender Schauspieler zu sein. Er begab sich eines Tages zu Tieck, der damals Lehrer des Dresdner Hoftheaters war, mit der dringenden Bitte, ihn als Schauspieler anzustellen. Grabbe erzählte dem Herrn Direktor ein Langes und Breites von seinen schauspielerischen Fähigkeiten und suchte ihn zu überzeugen, daß er sich mit Leichtigkeit in jeder Rolle zurechtfände und besonders ein bedeutender Charakterdarsteller sei. — Tieck sah den von sich selbst so maßlos überzeugten Dichter lange an, dann sagte er ruhig: „Sehr schön, Herr Grabbe, aber es geht nicht. Ihr Nasenfehler würde für Ihre Laufbahn als Schauspieler allzu hinderlich sein.“

„Mein Nasenfehler?“ fragte Grabbe erstaunt. „Ich habe ja gar keinen Nasenfehler!“

„Doch“, erwiderte Tieck, „Sie tragen Ihre Nase viel zu hoch.“

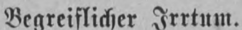
Genau.

Als Hindenburg noch Hauptmann war, blieb er gelegentlich einer Rekrutenbesichtigung vor einem der Grenadiere stehen, um sein Zeitgefühl zu prüfen. — „Ich möchte wissen, wann fünf Minuten verflossen sind“, sagte er. „Ich nehme jetzt meine Uhr in die Hand, und wenn Sie meinen, daß die fünf Minuten vorbei sind, sagen Sie laut „Halt“!“

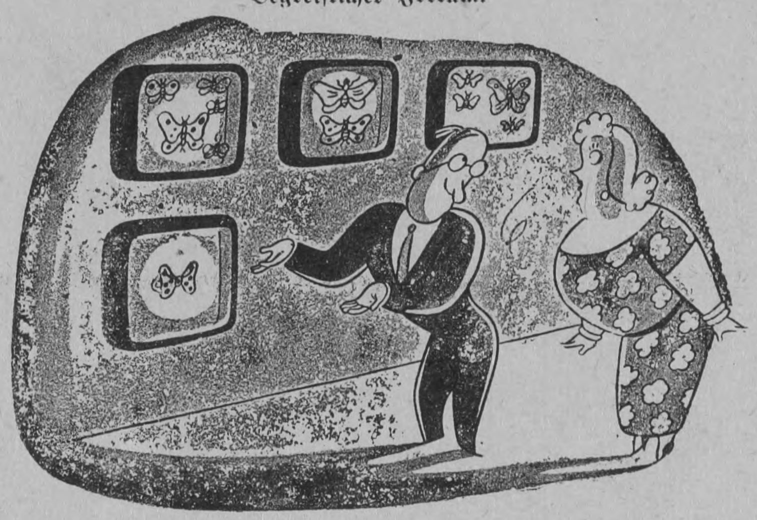
Der Grenadier stand so stramm wie er irgend konnte, und genau nach fünf Minuten sagte er „Halt“.

„Auf die Sekunde“, meinte Hindenburg überrascht. „Woher haben Sie diese Wissenschaft?“

„Von der Turmuhr dort drüben“, erwiderte der Rekrut.



Begreiflicher Irrtum.



"Was sagst du zu diesem Prachtexemplar? Ich habe allerdings noch nicht feststellen können, zu welcher Gattung es gehört...."

„Aber, Paul, das ist doch die Schleife, die dir Tante Emma zum Geburtstag geschenkt hat!"

— Globus. In der Ecke des Zimmers stand der Globus.

Auf dem Globus liefen zwei Fliegen entlang.

Sie trafen sich am Aequator und riefen:

„Gott, wie klein ist die Welt!"

— Mildernde Umstände. „Was, Sie haben Ihre Frau zum Fenster hinausgeworfen? Das ist ja geradezu unglaublich. Was haben Sie denn darauf zu entgegnen?"

„Ach, Herr Richter, ich hatte doch wirklich gar nicht mehr daran gedacht, daß wir vor acht Tagen vom Erdgeschoß in den ersten Stock gezogen waren . . ."

— Unter Leitung. „Hören Sie mal, Herr Krüger", sagt der Herr vom Gesundheitsamt „mit Ihrem Wein scheint mir nicht alles in Ordnung zu sein."

„Was, glauben Sie etwa an Fälschung? Nun, mein Herr, da muß ich energisch protestieren. Die Weine sind durchweg unter meiner Leitung abgefüllt worden."

— Genießer. „Sie haben Ihren Diener entlassen? Er genoß wohl nicht mehr Ihr Vertrauen?"

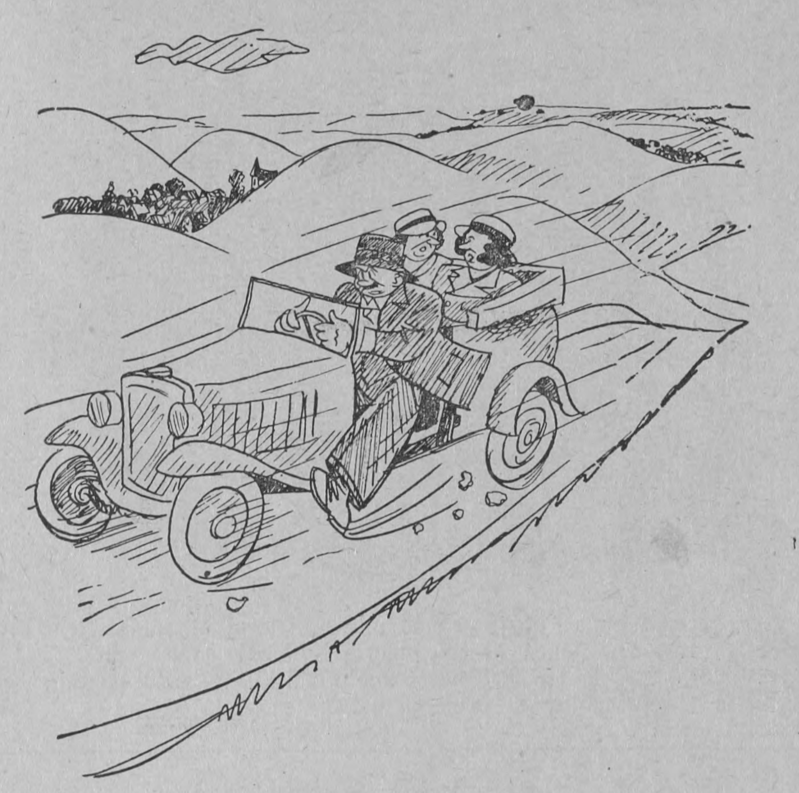
„Nein — das einzige, was er genoß, war mein Kognak!"

— Wichtige Nullen. „Wie kannst du nur diese Frau heiraten wollen? Das ist doch eine böse Sieben."

„Ja — aber es hängen fünf Nullen dran."

— Ein General Napoleons. Napoleons General Murat war mit einem italienischen Aristokraten in einen Streit geraten, bei dem endlich der Italiener ausrief: „Es gibt eben Dinge in der Welt, über die wir beide uns niemals verständigen können. Wie sollte es auch anders sein — ein Aristokrat steht dem Sohn eines Kneipenbesitzers gegenüber."

Murat antwortete kühl: „So ist es. Aber der Unterschied ist der: Wären Sie der Sohn eines Kneipenbesitzers, so wären Sie heute auch nichts anderes!"



„Warum hat denn Ihr Mann jetzt die Tür abgemacht!"
„Die Bremsen sind unterwegs kaputt gegangen, da muß er'n bißchen mit'n Fuß bremsen."

Kathederblüten.

Professor Anders hatte die Angewohnheit, seine Schüler durch plötzliches Zwischenfragen zu verwirren. Eines Tages sagte er: „Können Sie mir sagen, Becker, wie man in der Wüste die nördliche Himmelsrichtung findet?"

„Man richtet sich nach der Sonne!" antwortete der Schüler.

„Wenn sie aber nun nicht scheint?"

Becker schweigt.

„Sehen Sie, Becker, nun wissen Sie nicht weiter! Wie bekommen Sie aber Norden heraus, wenn Sie sich in einem Walde befinden?"

„Ich sehe nach, an welcher Seite der Baumstämme Moos wächst."

„Wenn nun aber keine Bäume da sind?" warf der etwas zerstreute Lehrer ein.

— Das ist was anderes! „Sie haben ja einen riesigen Schnitt auf der Backe! Welcher Esel von Barbier hat Sie denn rasiert?"

„Ich rasiere mich immer selbst!"

„Oh — entschuldigen Sie!"

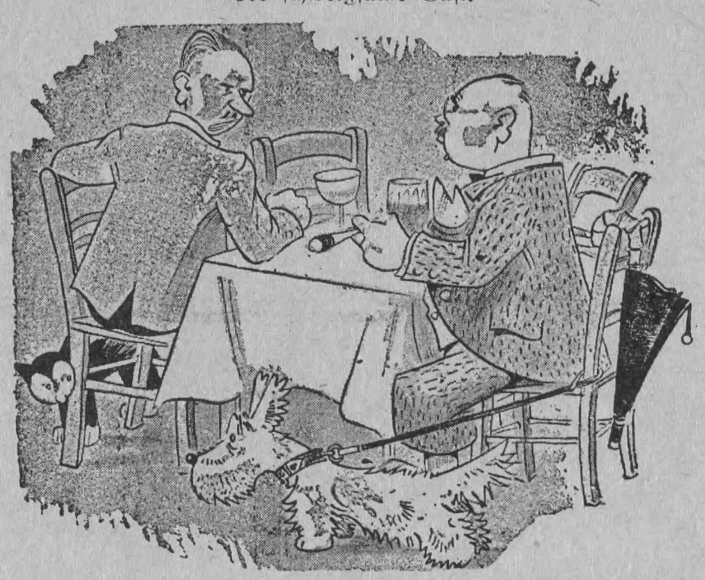
— Die Bedienung. „Fräulein Meier, darf ich Sie bei Ihrem Vornamen nennen?"

„Aber gern — wenn das bedeutet, daß die Leute mich später mit Ihrem Zunamen anreden können!"

— Schnelle Wagen.... „Der Motor dieses Wagens", sagte der Autoverkäufer in Chicago zu seinem Kunden, „ist die gleiche Marke, die von unserer Polizei zur Verfolgung der Gangster benutzt wird!"

„Sehr schön!", meinte der Kunde, „aber haben Sie nicht vielleicht die Marke, womit die Gangster selber fahren?"

Der schweigsame Gast.



„Hören Se mal, ich frage und rede nun schon die ganze Zeit, ohne eine Antwort von Ihnen zu bekommen. Sind Sie taubstumm?"

„Nee, aber ich bin Reisender, und Quasseln is meine Arbeit, doch wenn ich Feierabend habe, arbeit ich nicht."

— Eheliche Unterhaltung. Sie: „Man hat mich gestern im Park überfallen wollen!"

Er: „Um Gottes Willen! Hattest du viel Geld bei dir."

Sie: „Aber nein, der Zudringliche sagte, er liebe mich!"

E: „Donnerwetter, so finster war es schon?"

— Caruso-Anekdote. Eine junge Dame suchte einmal Caruso in seinem Heim auf.

„Meister", begann die Besucherin, „ich bin Sängerin und möchte zur Oper. Darf ich Ihnen vielleicht etwas zur Probe singen?"

Als sie gesungen hatte, fragte Caruso:

„Gnädiges Fräulein, was für ein Geschäft hat Ihr Vater?"

„Kolonialwaren en gros", erwiderte die Sängerin.

„Das habe ich mir gleich gedacht", fertigte der berühmte Sänger seine Besucherin derb ab, „Sie haben nämlich Rosinen im Kopf und Mandeln im Halse."

— Gut gegeben. „Nein, gnädiges Fräulein, es ist glücklicherweise noch keiner Frau gelungen, einen Narren aus mir zu machen!"

„Dann möchte ich bloß wissen, wer das eigentlich fertiggebracht hat?"

— Gipfel der Zauberei. „Nun, mein Freund", sagte der Zauberkünstler zu dem jungen Mann, dessen Uhr er sich ausgebeten hatte. „Du hörst deine Uhr in diesem Taschentuch ticken. Bist du zufrieden?"

„Mehr als das", erwiderte dieser, „sie ist ja schon seit einem Monat nicht mehr gegangen."

— Ausdauer. Unerschütterlich sitzt der Angler auf der Kaimauer und läßt die Schnur ins Wasser baumeln.

„Sie", sagt einer, der sich auskennt, „an der Stelle beißt vielleicht alle drei Wochen was an."

„So", meinte der andere, „dann hab' ich ja Chancen. Ich sitz' nämlich schon vierzehn Tage da!"

Vor Gericht.



„Waren Sie an der Schlägerei beteiligt, oder sind Sie nur Zeuge?“
„Ich bin Augenzeuge, Herr Gerichtshof!“

Ein gewissenhafter Schuldner.

Der bekannte Komiker Lachmann in Braunschweig war ein ebenso großer Witzbold wie Schuldenmacher.

Eines Tages begegnete ihm in einem Gasthaus ein Bekannter und sagte: „Hören Sie, Lachmann, es sind schon sechs Wochen verflossen, seit Sie einen Zwanzigmarkschein von mir geliehen haben!“

„Sieben Monate“, verbesserte Lachmann mit ernstem Gesicht.

„Nun ja — sieben! Und Sie versprachen mir doch, jene zwanzig Mark in längstens acht Tagen zurückzuerstatten?“

„Ich weiß es“, antwortete Lachmann und zog sein Notizbuch aus der Tasche. „Jener Zwanzigmarkschein war Serie F, Nummer 345-678. Ich habe dies genau aufgezeichnet, und dann habe ich das Geld ausgegeben. Seit der Zeit aber habe ich mich vergebens bemüht, den Schein wiederzubekommen.“

„Aber ein anderer würde doch denselben Zweck erfüllen!“

„Nein“, versetzte Lachmann mit wehmütigem Kopfschütteln, „ich bin ein Mann von Wort. Als Sie mir den Schein gaben, sagte zu Ihnen: „Ich werde Ihnen diesen Zwanzigmarkschein wieder zurückerstatten. Und das ist auch heute noch meine ehrliche Absicht, lieber Freund. Sobald mir Nummer 345,678, Serie F, wieder unter die Augen kommt, werde ich alles aufbieten, um dieses Exemplar in meinen Besitz zu bringen und es Ihnen wiederzugeben, denn ein einmal gegebenes Versprechen halte ich unter allen Umständen.“

— Weiter. Richter: Wie alt sind Sie?

Aeltliches Fräulein: Ich zähle achtundzwanzig Jahre.

Richter: Bitte, zählen Sie möglichst schnell, wir haben keine Zeit zu verlieren!

— Peinlich. Vater zum Sohn: Hast du gestern abend meinen Wagen benutzt?

Sohn: Ja. Ich bin mit einigen Kollegen spazierengefahren.

Vater: Dann sag' ihnen, sie sollen das nächstemal nicht wieder zwei Lippenstifte verlieren.



FÜRS HAUS



Wer klagt über Frühlingsmüdigkeit?

NSK. So jung die Geschichte der Vitaminforschung für die Heilkunde der Gegenwart auch noch ist, so erstaunlich sind ihre Ergebnisse für eine große Reihe von Gesundheitsfragen, vor deren Lösung man früher wie ratlos stand. Fast alle unwägbaren aber darum doch nicht unwichtigen Störungen in unserem Wohlbefinden haben irgendwie mit diesen seltsamen und geheimen Wirkstoffen zu tun, die unser Körper zum Teil selbst herstellt in seinem höchst verwickelten Säftehaushalt, oder die er auch gleich fertig übernimmt aus der Nahrung, aus der Luft, aus dem Licht. Man hat sich gewisse Erscheinungen, die man heute Mangelkrankheiten nennt, weil sie jetzt erklärbar geworden sind aus dem Mangel an dem einen oder anderen dieser wichtigen Wirkstoffe, früher nicht deuten können und zu ihnen gehörte auch das sehr merkwürdige Unbehagen, das der Volksmund treffend mit „Frühlingsmüdigkeit" bezeichnet hat.

Fast jeder Mensch wird mehr oder weniger merklich von ihr befallen. Die einen nehmen es nicht so schwer, sie setzen sich mit Energie darüber hinweg oder auch mit jener vernünftigen Zuversicht, daß dies gelegentliche Abgespanntsein ohnehin nur ein paar Wochen hindurch auftritt und später dann alles beim alten sein wird. Andere haben es nicht so leicht. Das sind die Naturen, die mit einem Organismus ausgestattet sind, der überhaupt leichter auf äußere Reize und innere Einflüsse antwortet, die „sensiblen Menschen," wie man auch sagt, die Menschen mit den empfindlicheren Nerven. Ihnen setzt die Frühlingsmüdigkeit besonders zu und deshalb ist ihnen auch jeder willkommen, der ihnen „weise Ratschläge" zur Abhilfe gibt.

Ganz besonders die Frauen, sind nur zu leicht geneigt, sich dieses oder jenes Mittelchen, sei es nun ein Tee, ein Abführmittel, ein — angeblich! — vitaminhaltiges Nährpräparat, wie sie zu Hunderten feilgeboten werden, für nicht gerade billiges Geld zuzulegen, in der Hoffnung, daß sein Genuß ihnen zur Beseitigung des Unbehagens verhelfen werde. Kein Wunder, daß sie meistens enttäuscht werden, denn sie gehen ihrem Uebel ja mit untauglichen Mitteln zu Leibe.

Fragen wir nämlich einmal den Fachmann, den Arzt, was es mit der Frühlingsmüdigkeit eigentlich auf sich hat, dann erfahren wir höchst bemerkenswerte Dinge. Zunächst einmal bestätigt er uns, daß es bestimmte „Saisonkrankheiten" gibt, jahreszeitliche Schwankungen des Wohlbefindens, die in Verbindung stehen mit dem Rhythmus, der durch die wechselnde Neigung der Erdachse zum Sonnensystem zustande kommt. Ein bekannter Forscher hat eine gewisse Einheitlichkeit im rhythmischen Geschehen unseres Körpers mit dem in der Natur beobachtet, er spricht an auf Licht- und Wärmewechsel, so daß ein Teil der Ermüdungserscheinungen im Frühjahr sich daraus erklärt, daß der Körper sich auf die stark zunehmende Lichtfülle und die ansteigende Temperatur umstellen muß. Auch die Luftelektrizität ändert sich mit den Jahreszeiten, was ganz gewiß nicht ohne Einfluß auf den Menschen ist. Wir sehen daraus also schon, daß die Frühjahrsmüdigkeit nicht lediglich auf Vitaminmangel oder Darmstörungen beruhen kann. Es sind dies höchstens Teilanlässe, die mit zu dem unbestimmten Unbehagen der Frühlingsmüdigkeit führen.

Wir müssen uns also hüten, einem einseitigen „Vitaminrummel" zu verfallen, weil bei unkontrollierter Ueberfütterung mit einem bestimmten Vitamin leicht mehr Schaden angerichtet werden könnte, als durch die jahreszeitlich bedingten und deshalb ja ganz natürlichen Störungen. Uebrigens sind viele Ernährungsphysiologen der Ansicht, daß man selbst im Winter genug Gelegenheit habe, natürliche Vitaminquellen auszunutzen, so daß es bei einiger Geschicklichkeit und Vorsorge der Hausfrau mit der Vitaminarmut unseres Körpers im Frühjahr gar nicht so schlecht auszusehen braucht. Da ist vor allem die Kartoffel zu nennen, die selbst durch längere Lagerung ihren Gehalt an wirksamen Vitaminen nicht einbüßt und die sie auch durch vernünftiges Kochen nicht verliert. Auch Grünkohl, Sauerkohl und Brunnenkresse sollen häufig im Speisezettel einer klugen Hausfrau wiederkehren, ebenso wie selbsteingemachte oder eingelagerte Obstvorräte und die oft mit Unrecht verleumdeten Gemüsekonserven, die ebenfalls Vitamingehalt haben.

Nehmen wir also unseren Hang zur Faulheit in den ersten Frühlingswochen nicht allzu tragisch, lassen wir uns vor allem nicht einreden, daß wir um jeden Preis irgendwelche Mittelchen schlucken oder Radikalkuren gebrauchen müßten, sondern fügen wir uns willig mit unserm Orga-

nismus in das Geschehen der ganzen Natur ein. halten wir aber auch unseren Körper den Winter hindurch gut instand — dann gehören wir nicht zu den Menschen, die sich des Frühlings nicht freuen können, weil sie sich von ihm plagen lassen, sondern wir genießen aus vollem Herzen die schönen Wunder, mit denen gerade der Frühling uns in jedem Jahr von neuem überschüttet.

Dr. J. B.-R.

Das behagliche Heim

Wie häufig müssen wir draußen einen harten Kampf führen, sind gezwungen, mit Menschen zusammen zu sein, die uns zuwider sind, an denen sich unsere Seele wundreibt; wir müssen in einer Umgebung leben, die uns nicht zusagt, die wir doch nicht ändern können; wir sind ins harte Muß eingespannt, und selbst bei gern getaner Arbeit verzehren sich unsere Kräfte. Wieder sehnen wir uns nach einem Asyl, das uns Ruhe und Frieden, Einsamkeit und Abgeschiedenheit bedeutet: wir möchten heim.

Wenn wir die Schwelle unserer Wohnung übertreten, sind wir der Welt entronnen und fühlen uns bei uns selber. An unserer Tür findet das laute Leben von draußen seine Schranke. Erst zwischen unseren vier Wänden sind wir mit uns allein, erst da sind wir Eigene und Herren, frei von den Bedingungen des äußeren Lebens. In der Wohnung finden wir uns selber wieder. Denn sie ist ja unser Werk, das wir nach unserem Bilde geschaffen haben. Unser Heim ist unser Wunsch, Sehnsucht und Erfüllung, unser Selbst. In der Ruhe und Abgeschlossenheit, in der Geborgenheit und dem Beisichsein der Seele liegen die tiefen Wurzeln des Heimgefühls, das den im Leben zermürbten Menschen immer wieder nach Hause lockt und ihm die Wohnung zum Brunnen macht, daraus immer neues Wasser des Lebens quillt.

Wir sprechen vom Behagen des Heims und meinen damit jenen glücklichen Zustand, wo wir uns fast restlos glücklich fühlen, wo es der Seele wohlig ist, weil sie sich geborgen fühlt, weil alles um sie her Schönheit, Ruhe und Frieden atmet. Es besteht die Meinung, daß Behaglichkeit vor allem in der kostbar ausgestatteten Wohnung möglich wäre. Weit gefehlt. Wir wollen nicht verkennen, daß Reichtum, glücklich angewendet, manche schönen Dinge in unser Haus zu bringen vermag, an denen wir hohe Freude haben. Aber behaglich wohnen, das können wir doch zum Glück auch ohne Ueberfluß. Wir mögen in einer schlechten Gegend oder in einem unansehnlichen Hause wohnen, es liegt doch an uns, die Wohnstätte heimelig zu gestalten. Sie muß in erster Linie den Forderungen der Gesundheit entsprechen. Nach Möglichkeit sollen Licht und Luft befreiend durch die Räume fluten. Eine peinliche Sauberkeit bis in die letzten Winkel hinein ist eine Selbstverständlichkeit. Unsere Lunge wird dann mit Behagen drin atmen, das Auge gern herumschauen, und dabei gesundet nicht nur der Leib, sondern auch die Seele.

Unendlich viel kommt es auf die Dinge in unserer Wohnung an. Oft sind sie mit uns zusammen alt geworden, sie haben in unserem Heim unser Leben mitgelebt, haben eine Seele bekommen und sind mit uns eins geworden. Aus ihnen schaut uns unser Ich entgegen; wir können geheime Zwiesprache mit ihnen pflegen. „Schläft ein Lied in allen Dingen, die da träumen fort und fort, und die Welt hebt an zu klingen, triffst du nur das Zauberwort."

Was wir an Gebrauchsgegenständen oder gar an Schmuck angeschafft haben, war nach unseren Neigungen geschehen, es entsprach unserem Wesen. In den Dingen unseres Heim, vor allem in ihrer Gestaltung und Anordnung finden wir uns daher selber wieder; Mensch und Dinge klingen in einem Akkord zusammen, und in dieser Eintracht, in diesem Sichwiederfinden liegt mit der tiefste Grund unseres Behagens am Heim.

Können wir heute eine Wohnung äußerlich in der Regel nur kärglich ausstatten, so liegt doch auch darin ein gewisser seelischer Gewinn. Wir sparen auf neue Dinge und erstehen sie so, wie sie unserem besonderen Wesen entsprechen. Die Wohnung wird dadurch einen eigenen, einen höchst persönlichen Stil erhalten. Wir haben um das, was in langer Lebenszeit hinzugetan wurde, gearbeitet, haben die Dinge als Sehnsucht und Erfüllung im Herzen getragen und fühlen uns darum erst recht mit ihnen verbunden und deshalb glücklich und behaglich.

Wahren wir deshalb den einheitlichen Charakter dieser einzigartigen Zufluchtsstätte, bringen wir uns in Einklang mit unserer Umgebung. Achten wir genau darauf, daß wir uns dem Rahmen von Behagen, Gemütlichkeit anpassen, und auch darauf, daß von uns und allem, das dieses Heim bildet, auch eine Anregung ausgeht, Ruhe nicht in Trägheit, Behagen nicht in Völlerei ausartet.

Kochsalz als Reinigungsmittel

Die Verwendbarkeit des Salzes ist eine fast unbegrenzte. So verschwinden Kaffeeflecke aus Tischwäsche restlos, wenn man sie auf frischer Tat in einer Salzlösung von 2 Tassen Wasser und 1 Unze Salz ausreibt. Veraltete Flecke werden zuvor in kaltem Wasser eingeweicht.

Stockflecke aus Leinenwäsche bringt man zum Schwinden, wenn man sich von 2 Tassen Wasser, einem Eßlöffel Salz und einem Teelöffel Salmiakgeist eine Mischung herstellt, mit der man

die Stockflecke gründlich benäßt, und sie der Sonnenbestrahlung aussetzt. Zuletzt wasche man sie mit klarem Wasser nach.

Flecken in Herrenanzügen und schwarzen Tuchkleidern entfernt man durch eine Lösung von Salmiakgeist mit Salzzusatz. Nachreiben mit reinem feuchtem Lappen.

Hat man in Leinen Rot- und Tintenflecke, so lasse man Salz in ausgepreßtem Zitronensaft in der warmen Ofenröhre restlos auflösen und bestreiche damit die fleckigen Stellen, worauf man sie mit klarem Wasser nachspült.

Worauf es bei der Pflege von Schwerkranken im Hause ankommt

Bei benommenen, hoch fiebernden, sehr geschwächten Kranken kommt zu den Aufgaben der normalen Krankenpflege noch die Sorge um alle Funktionen des Körpers, auf welche der normal besinnliche Kranke sonst selbst achtet. Man muß daran denken, ob der Kranke richtig atmet und aushustet, ob er Blase und Darm entleert und vor allem, ob er genügend schläft. Die Reinigung des Körpers, der Hände vor jedem Essen, die Reinigung des Mundes und der Zähne, das Kämmen der Haare muß unter allen Umständen durchgesetzt werden. Oft genug ist durch eine infolge ungenügender Mundpflege hinzukommende Mundschleimhaut- oder Speicheldrüsenentzündung der Tod eines Schwerkranken verschuldet worden. Die Ernährung hat die Umgebung des Kranken nach den Vorschriften des Arztes durchzuführen; aber was nützt die Verordnung, wenn der Kranke keinen Appetit hat oder zu launisch oder zu schwach ist? Es ist wichtig, daß auch die einfachste Speise appetitlich dargereicht wird. Man gebe dem Kranken möglichst wenig auf einmal; er soll darum bitten, soll unter vorgeschlagenen Speisen wählen. Manche Kranken müssen gefüttert werden, mit dem Kaffelöffel schluckweise zu essen bekommen; andere trinken mit Glasrohr oder aus der Schnabeltasse. Ein Durchliegen des Kranken ist möglichst zu verhüten. Die Benommenheit bekämpft man mit kalten Uebergießungen des Kopfes oder mit lauen Bädern. Besuche sind natürlich aufs äußerste zu beschränken, und es ist für eine ruhige, freundliche Umgebung zu sorgen. J.

Große Heilkraft des Honigs.

Schon des öfteren ist auf die große Heilkraft hingewiesen, die dem Bienenhonig innewohnt. Daß derselbe viele Heilkräfte besitzen muß, geht aus der Tatsache hervor, daß die Bienen denselben den Blüten der verschiedensten Pflanzen entnehmen, und daß der Honig die edelsten und besten Säfte der Pflanze enthält. Es gibt nun kaum ein leichteres Leiden, bei welchem nicht Honig als Linderungs- und Heilmittel mit gutem Erfolg angewandt werden kann. Bekanntlich ist er ein vorzügliches Mittel bei Hals- und Brustkrankheiten. Als Vorbeugungsmittel gegen Husten, Schnupfen, Influenza, Katarrh, Diphteritis oder Halsbräune wird er von vielen Aerzten empfohlen.

Ein Rezept gegen Keuchhusten, das mehrfach erprobt ist: 9 Unzen Thymian in ¾ Pint Wasser auf ½ Pint eingekocht. Dieses mit Honig versetzt (zirka ¼ Pfund). Kleine Kinder bis zu zwei Jahren alle zwei Stunden zwei Teelöffel voll, größere in derselben Zeit ein Eßlöffel voll. — In 14 Tagen bis 3 Wochen ist der Husten vorbei, während er sonst 7 bis 8 Wochen lang anhält.

Bei Schnittwunden lege man, nachdem man die Wunde gereinigt hat, ein mit Honig bestrichenes leinenes Läppchen um. Man kann schon dem zum Waschen zu benutzenden Wasser etwas Honig zusetzen, denn Honig ist auch ein Desinfektionsmittel.

Ganz hartnäckige Eiterungen heilen in kurzer Zeit, wenn sie mit Honig behandelt werden.

Honig mit Mehl vermischt auf ein Läppchen gestrichen, wird mit gutem Erfolg bei Geschwüren, auch bei Anlauf (Umlauf) am Finger angewandt.

Brandwunden, die man sofort mit Honig bestreicht, bilden keine Blasen und heilen in kurzer Zeit.

Bei Gesichts- und Kopfrose bestreiche man den Rand der krankhaften Stelle mit Honig. Die Rose wird in seltenen Fällen darüber hinausgreifen. Sollte sie es dennoch tun, so streiche man einen größeren Kreis.

Gegen Influenza hat sich Honig in Wasser mit gekochtem Zwiebelsaft gut bewährt.

Bei Magengeschwüren leistet der Honig gute Dienste, da er zusammenzieht, reift und ausheilt.

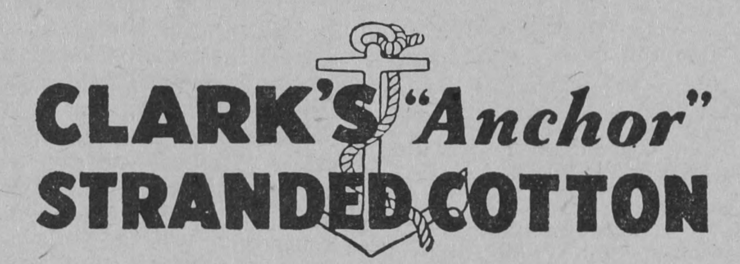
Bei Blutarmut und Bleichsucht ist der Honig das beste Heilmittel.

Leute, die abends längere Zeit im Bette wach liegen, sollten es mit Honig versuchen. Ein Eßlöffel voll Honig vor dem Schlafengehen beruhigt die Nerven.

Auch das Wachs ist ein vorzügliches Heilmittel. Viele Salben und Pflaster, die man für gutes Geld in Apotheken, Drogerien und von Quacksalbern kauft, bestehen größenteils aus Wachs.

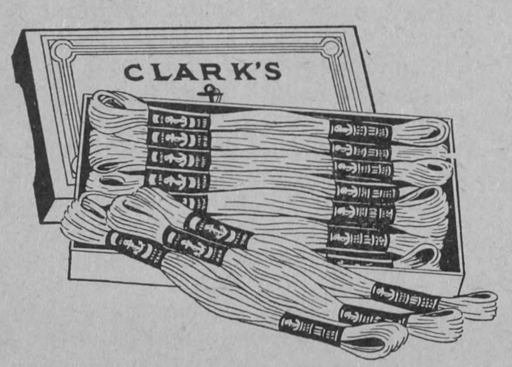
Sehr oft ist der Bienenstich bei Heilung von Rheumatismus mit gutem Erfolg angewendet worden. Man hat Beispiele, daß Personen, die jahrelang gelähmt waren, und solche, die seit Jahren die Sprache verloren hatten, durch den Bienenstich fast plötzlich geheilt worden sind.

So einfach und leicht zu gebrauchen und macht solch wunderschöne Arbeiten



Stickgarne

Alle farbenecht



Seht die bequem zum Ausziehen gemachte Verpackung.

In allen Läden ist dieses feine Garn in bequem ausziehbaren Strähnen zu haben.

Viele wundervolle Farben.

Lebhaft leuchtender Glanz.

Verliert nicht die Farbe durch Seife oder Sonne.

Starker, glatter Faden.

Dehnt sich nicht — bricht und verknotet sich nicht.

Kauft „Anchor Marke", es ist das Beste.

In Canada hergestellt von

THE CANADIAN SPOOL COTTON COMPANY - MONTREAL, QUEBEC

Stickerei ist ein nützlicher und angenehmer Zeitvertreib der Frauen vieler Länder

Es ist sehr angenehm, wenn Leute etwas finden können, um in ihrer Mußezeit zu tun, das für sie von Interesse ist, ihnen Freude bereitet und zugleich auch nützlich und schön ist. Stickerei ist ein Zeitvertreib und eine Lieblingsarbeit der Frauen in der ganzen Welt seit einer längeren Reihe von Jahren als wir aufzählen können. Schon in frühesten Zeiten, als jedes Stückchen Stoff mit der Hand gemacht werden mußte, als ihre Arbeitsmaterialien und Farben mit großer Sorgfalt und in langer, ermüdender Arbeit für Augen und Hände hergestellt wurden.



Die Stickerei in ihrer rohesten Form ist eine der ältesten der dekorativen Künste. Man verzierte wahrscheinlich Felle damit, ehe die Kunst des Spinnens und Webens sich entwickelt hatte und bald nachdem der Gebrauch der Nadel und des Riemens zum Zusammennähen von Fellen eingeführt war. Unter den primitiven Volksstämmen in Zentralafrika bestickten die Mädchen Felle mit den Figuren von Blumen und Tieren, wobei sie auch hell leuchtende Muscheln und Federn für ihre Verzierungen verwandten. Die Bettdecken der früheren amerikanischen Indianer waren gewöhnlich mit Stickereien verziert. Unter den frühesten der zivilisierten Völker, den Aegyptern und Assyrern, war die Kunst der Stickerei hoch entwickelt, wie das zur Genüge bewiesen worden ist durch Ueberreste, die zu uns gekommen sind. Von den Aegyptern lernten die Juden die Kunst und die ersten Bücher der Bibel enthalten viele Beschreibungen von Stickereien. Das alte Tyrus und Sidon waren berühmt wegen ihrer Stickereien sowie auch wegen anderer Formen verzierter Stoffe, die dort hergestellt wurden. Die Schriften von Homer enthalten viele Beschreibungen feiner Handarbeiten. Die Stickereien der späteren Griechen und Römer waren zum größten Teil nach orientalischen Mustern gemacht und kamen nie den Originalen gleich, was Qualität der Arbeit anbelangte.

In den Tagen des Römischen Reiches hatte die Entwicklung der Stickerei ihren Höchstpunkt erreicht, und sie war damals die beliebteste Form der Verzierung von Kleidungsstücken. In Byzanz entstand eine besondere Art der Stickerei, wie das mit den meisten anderen Künsten der Fall war. Mit dem Fall des römischen Reiches beschränkte sich die Ausführung der feineren Künste bald auf Klöster und Konvente und so wurde die Stickerei in der Hauptsache kirchlich im Entwurf und in ihren Zwecken.

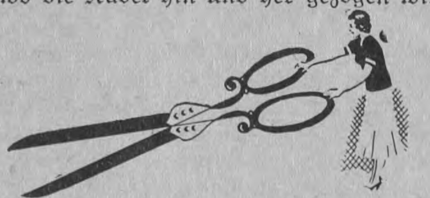
Mit dem Kommen des 17. Jahrhunderts wurde die Stickerei in der Hauptsache wieder weltlich in ihrem Charakter.

Die Bewohner des Orients sind weiterhin wie in alten Zeiten hervorragend in der Kunst der Stickerei. Die Chinesen sind vielleicht die arbeitsfreudigsten und künstlerischsten Handsticker der Neuzeit; ihre beste Arbeit ist die auf Seide. Die Figuren sind entweder in bunter Seide allein oder kombiniert mit Gold- und Silberfäden; oft sind die Figuren von Männern, Pferden, Drachen und ähnlichem mit Goldschnur umrissen und dann ausgefüllt mit schattierter Seide. Die Perser, Türken und Hindus verwenden außer Seide, Gold- und Silberzwirn Glasperlen, Perlen und Edelsteine. Manche orientalischen Stickereien verwenden noch weitere Materialien. Federn werden in großem Umfang und sehr geschmackvoll verwendet; ebenso Häute von Insekten, die Nägel, Klauen und Zähne von Tieren; Nüsse, Pelzstückchen und Schlangenhäute gehören zu den Materialien, die mit benutzt werden. Münzen, die so allgemein benutzt werden als Haarschmuck unverheirateter Frauen, werden auch hineingearbeitet in Stickereien auf deren Kleidern. Die Indianerfrauen sticken mit ihrem eigenen Haar und dem Haar von Tieren. Die ältesten Stickereien bei zivilisierten Frauen wurden ausgeführt in Fäden von Baumwolle. Wolle und Leinen. Der Gebrauch von Seide war erst eine spätere Entdeckung und war den ältesten Stickerinnen nicht bekannt.

Es ist ein besonderer Geschmack, Stil und Entwurf in der Stickerei der verschiedenen europäischen Länder, die deren Leben, Temperament und Nationalgeist symbolisieren. Die Bauernstickereien sind sehr farbfreudig und sehr schön. Und diese Muster und Farben sind für dekorative Zwecke in den neuen Ländern verwendet worden.

Die Werkzeuge der Stickerin sind die allereinfachsten und bestehen aus Nadel, um die Fäden verschiedener Art und Dicke durch den Stoff zu ziehen; aus einem Rahmen, um das Material zu halten, der bei kleineren Arbeiten fortgelassen werden kann, und aus der Schere, um die Fäden

durchzuschneiden. Als Stich bezeichnet man den Faden, der auf der Oberfläche des Stoffes verbleibt nach jedem Durchzug der Nadel. Acht oder neun verschiedene Stiche werden verwendet bei der Stickerei. Der einfachste Stich ist der Kanvasstich, wo die Nadel hin und her gezogen wird in



den kleinen Quadraten des Stoffgewebes. Kreuzstich ist eine Form des Kanvasstichs. Plattstich ist ein diagonaler Stich, der im Umriß oder Skizzieren verwendet wird. Einige andere der wichtigsten Stiche sind der Ketten- oder Tambourstich, Grätenstich (so genannt, weil er der Fischgräte ähnlich sieht), Knopflochstich, Federstich, wovon der französische Knoten eine komplizierte Form ist; Satin-, Lang- und Kurz-, Stopf- und Vorderstich. Stickerei kann einseitig oder auch beiderseitig sein; für beiderseitige Stickerei verwendet man den Vorderstich, Stopfstich und Satinstich. Ungefähr um das 12. Jahrhundert herum wurde das Modellieren und Ausstopfen von Figuren populär, d. h. die Stickerei wurde gemacht, indem man auf das Material auch aufnähte. Daher haben wir den ruhenden Stich, wo ein Faden mit einem anderen angenäht wird und Applikations- oder Reliefarbeit, wo ein Stück Stoff auf ein anderes genäht wird. Um die Applikationsarbeit wirksam zu gestalten, werden die Figuren oft gepolstert.

Heutzutage besticken wir unsere Tischwäsche — Decken, Kleider für die kleinen Mädchen und Jungen — und was für reizende Wirkungen können wir hervorrufen mit unseren modernen Baumwollstickereien! Unsere Schürzen, Nähbeutel, sogar die Geschirrtücher haben eine kleine Stickereiverzierung. Dann ist da das Sticken von Monogrammen und Initialen. Es macht die Sachen immer desto persönlicher und die Geschenke umso annehmbarer, wenn etwas Stickerei darauf ist mit dem Namen, dem Monogramm oder den Initialen der Person, welche sie bekommt.

Moderne Stickgarne sind wirklich wundervoll für all diese Art Handarbeiten. Clark's „Anchor" Stranded Stickgarne, die Sie allenthalben in Canada kaufen können, sind immer für Sie vorhanden in schönen reichen Farben oder in hellen, delikaten Pastellfarben. Und sie bleichen nicht aus durch Waschen oder von der Sonne. Sie sind so gemacht, daß sie stark und glatt für die Arbeit sind und niemals Schwierigkeiten machen durch Ziehen, Reißen oder Verwickeln.

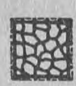
Die Gesellschaft hat Bücher, an welchen Sie interessiert sein werden. Bücher mit Anweisungen, um so viele schöne und nützliche Sachen für Ihr Heim und Geschenke zu machen. Sie schickt Ihnen gern alles, was Sie wünschen mögen, zu geringen Kosten. Wenn Sie schreiben an Box 519, Montreal, Que., und mitteilen, was Sie wünschen, werden Sie sofort eine Antwort bekommen. Läden allenthalben führen Clark's feine Stickgarne in einer großen Auswahl von Farben.

Wenn Sie etwas freie Zeit haben, dann beginnen Sie mit Stickerei, es wird Ihnen sehr viel Freude machen. Es gefiel den Frauen anderer Zeiten und ist ein beliebter Zeitvertreib in allen Ländern.

Gute Ratschläge

Für einen Ratlosen mag ein zu rechter Zeit gegebener guter Rat eine dankenswerte Gabe sein. Auch wäre es unter Umständen lieblos, als älterer Mensch dem Jüngeren den Schatz eigener Erfahrungen ganz zu verschließen, aber im allgemeinen sollte man im Erteilen wie im Befolgen von Ratschlägen sehr vorsichtig sein; vor allen Dingen, wenn es sich um entscheidende Schicksalsfragen handelt. Ein altes wahres Wort heißt: „Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe." Erfährt man doch nur in den allerseltensten Fällen alle Nebenumstände, die nötig wären, um ganz richtig raten zu können, wie denn auch die allerwenigsten Menschen scharfsinnig genug sind, fremde Verhältnisse so objektiv zu beurteilen, daß sie wirklich zuverlässig raten könnten. Für jeden Menschen ist und bleibt der sicherste Ratgeber das eigene Gewissen. Das sollte man befragen und den Mut alsdann haben, danach zu handeln und für seine Handlungen einzustehen. Durch das Befolgen eines sogenannten guten Rates hatte schon mancher Verdruß, wie andererseits dieser oder jener schlechten Dank geerntet. Häufig erbittet jemand einen Rat, in der leisen Hoffnung, das bestätigt zu finden, was er selbst für richtig hält. Urteilt der Gefragte anders, so gerät der Fragende in die peinliche Lage, nun erst recht nicht zu wissen, was er tun soll!

Vor allen Dingen gilt es, sich vor Menschen zu hüten, die ihren Rat gewissermaßen aufdrängen, weil sie glauben, alles am besten zu wissen und die beleidigt sind, wird er nicht befolgt.






Glückliche Heuschreckenehe

Von Herbert Paatz

„Ich würde so schrecklich gern heiraten," sagte der Heuschreckenjüngling, „aber sehen Sie, ich habe Angst vor den Frauen. Wie leicht kann man da unter den Pantoffel kommen! Ich glaube, wenn so eine Frau anfängt zu zirpen, die hört gar nicht mehr auf. Als Ehemann dürfte ich dann wohl nicht einmal mehr piep sagen. Das wäre doch schade um meine herrliche Stimme."

Und der Heuschreckenjüngling zirpte dem Ohrwurm etwas vor. Erst stimmte er seine Geige, das ist sein Flügel, dann ließ er den Fiedelbogen streichen, das ist sein Hinterbein. Der Ohrwurm war ganz Ohr. Die Töne wurden immer höher und heller. Zuletzt strich Herr Heuschreck seine Flügel so zart, daß der Ohrwurm gar nichts mehr hörte. Das wurmte den Ohrwurm. Denn der schönste Gesang der Heuschrecken ist nicht zu leise für Ohrwürmer und Menschen, sondern zu hoch. Die höchsten Töne hören wir armen Würmer nicht. Der Heuschreck konnte noch andere Künste. Er zirpte ein lautes freudiges Lied in die Luft, und dann sagte er: „Jetzt passen Sie mal auf. Nehmen wir mal an, ein Mensch naht sich jetzt und will mich fangen. Ich bewege mich nicht vom Fleck, das könnte mich verraten. Aber weiter singen ist auch gefährlich. Nun passen Sie mal auf!" Der Heuschreck stimmte ein Lied an, das klang ganz leise und ganz entfernt. Jeder Mensch würde den Sänger jetzt ganz wo anders suchen. „Bravo, Herr Heuschreck. Sie sind ja ein tadelloser Bauchredner!"

„Nicht wahr, Herr Ohrwurm, soll diese göttliche Kunst verstummen? Nein, ich heirate nicht."

Doch der Ohrwurm wollte vom ewigen Junggesellen nichts wissen. „Herr Heuschreck, überlegen Sie sich die Sache. So allein macht das Leben doch keine Freude, und vielleicht sind die Frauen viel besser als ihr Ruf?"

Der Heuschreck ließ sich bereden, und als er die nächste Heuschreckenjungfrau sah, zirpte er sie so lieb an, daß die Jungfrau nicht widerstehen konnte. Die Liebe war groß, und die Hochzeit kam bald. Die Flitterwochen wollten kein Ende nehmen, denn der Heuschreck konnte immerzu singen und zirpen. Seine Gattin lauschte begeistert seinen Melodien und sagte nicht einmal piep dazwischen. Wie lange wird das gut gehen? fragte sich der Heuschreck. Doch es ging weiter gut. Vielleicht kommt das schlimme Ende nach, oder sollte der Ohrwurm recht gehabt haben, daß die Frauen doch besser waren als ihr Ruf? „Warum zirpst du nie dazwischen, wenn ich singe," fragte eines Tages der Heuschreck bang. „Ich kann ja gar nicht zirpen!" sagte die Heuschreckenfrau." Mitten im hohen C bekam der Heuschreck einen gewaltigen Schreck. Meine Frau ist stumm, meine Frau kann nicht schimpfen? Er sah sich die Sache von hinten an, richtig, mit den Beinen konnte man nur laufen und springen, aber keine Musik machen. „Kannst du mich denn hören?" fragte er. „Aber natürlich," sagte die Heuschreckenfrau, „das heißt, wenn ich nicht gerade auf meinem Ohr sitze." Die Heuschrecken können tatsächlich auf ihren Ohren sitzen, denn nicht am Kopf haben sie ihre Ohren, sondern an den Beinen. Der Heuschreck sang von da an freudig weiter und war ein glücklicher Ehemann.

Ingrid rettet den Osterhasen

Eine wahre Begebenheit von W. Wilhelm

Es geschieht nicht oft, daß man den Osterhasen sieht, aber gewiß noch seltener, daß man ihm das Leben rettet. Ingrid hat es getan — es ist nun gerade ein Jahr her — und wie es dazu kam, wollen wir hier erzählen.

Ihr müßt zunächst wissen, daß Ingrid in einem großen, großen Wald wohnt, der gleich beginnt, wenn man zur Tür hinaus tritt. Es ist sehr einsam in diesem Walde; nur viele Häher hausen dort, und zuweilen klettern Eichkätzchen durch die Zweige der Bäume. Mitten durch den Wald aber führt ein schmaler Weg, und hier war es, wo Ingrid den Hasen traf.

Es war am ersten Ostertage und also gar kein Zweifel, daß der Hase ein wirklicher „Osterhase" war. Allerdings war er sehr klein, so klein, daß er gerade in Ingrids Hand paßte. Er zitterte am ganzen Körper, als Ingrid ihn traf, aber nicht aus Angst, sondern vor Kälte, denn es hatte die Nacht tüchtig geschneit, und das Fell des Hasen war noch ganz naß. Er machte auch gar keine Miene zu entfliehen und schrie nur einmal kläglich, als Ingrid ihn aufnahm, beruhigte sich aber sofort und blieb still in ihren Armen liegen. Offenbar war er sehr erschöpft und dazu halb verhungert.

Ja, was hättet ihr nun getan, wenn euch so unvermutet ein kleiner, kranker Hase „einbeschert“ worden wäre? Gewiß hättet ihr ihn ebenfalls mit nach Haus genommen, um ihn gesund zu pflegen. Das tat Ingrid denn auch. Es gab natürlich eine große Aufregung, als Ingrid mit einem lebendigen Osterhasen auf dem Arm erschien — jeder wollte den kleinen Findling anfassen und streicheln. Aber Ingrid verwies alle zur Ruhe, nahm ihren Schützling auf den Schoß, rieb ihn mit einem Tuch trocken und flößte ihm dann mit dem Finger etwas Milch ins Mäulchen, die ihm auch sichtlich sehr gut schmeckte.

Nach einigen Stunden war der kleine Kerl soweit „aufgetaut“ und wiederhergestellt, daß er im Zimmer herumhoppelte, was natürlich allgemeines Entzücken hervorrief. Ueberhaupt gewann er sich durch sein zugleich ernstes und drolliges Gebahren bald aller Herzen. Am drolligsten benahm er sich bei der Fütterung. Anfangs trank er nur Milch, die er auch später noch leidenschaftlich liebte. Aber er nahm sie nur aus der Hand; aus einer Schüssel wollte er durchaus nicht trinken. Nach jeder „Mahlzeit“ begann dann eine umständliche Generalreinigung: Auf den Hinterläufen sitzend, fuhr er sich mit den Vorderpfoten über das Gesicht und „putzte“ sich wie eine Katze.

Drei Wochen lebte er nun schon bei Ingrid und war inzwischen so zahm geworden, daß er seiner Pflegerin auf Schritt und Tritt nachging. Am liebsten hätte ihn Ingrid natürlich ganz bei sich behalten. Aber das ging nicht an. Das „Häschen“, wie er genannt wurde, war allmählich ein so großer Hase geworden, daß er nicht länger im Zimmer bleiben konnte und in ein Gehege gesperrt werden mußte. Aber das nahm er gewaltig übel, trommelte mit den Läufen gegen die Wände seines Gefängnisses und ruhte nicht eher, als bis man ihn wieder herausnahm. So schlug denn die Stunde der Trennung. An einem sonnigen Frühlingstage nahm Ingrid den Hasen zum letztenmal auf den Arm und wanderte den Waldweg entlang, auf dem sie damals, vor drei Wochen, mit ihm gekommen war. Hier, an der Stelle, wo sie den „Osterhasen“ gefunden hatte, setzte sie ihn wieder ins Moos. Der Hase äugte verwundert ringsumher, machte einen „Kegel“ und setzte dann in großen Sprüngen davon. Zuletzt verschwand sein buschiges Schwänzchen.

Aber Ingrid sollte ihren Pflegling noch einmal wiedersehen. Eines Morgens, einige Wochen später, saß ein Hase vor Ingrids Tür und machte Männchen. Einfangen ließ er sich freilich nicht, sondern „riß aus“, als Ingrid ihn lockte. Ingrid läßt es sich nicht ausreden, daß das „ihr“ Hase gewesen sei und ihr auf diese Weise den Dank dafür habe abstatten wollen, daß sie ihn einst vor dem Erfrieren und Verhungern bewahrt habe.

Knecht Ruprecht

Legende aus deutscher Vorzeit / Von Hans Friedrich Blunck

Einmal, so im Mittwinter, als der Wilde Jäger unterwegs war, verlor ein Tier aus seinem Gefolge die Eisen, sein Reiter mußte mit Pferd und Hund zurückbleiben und verirrte sich, als er den wilden Zug einholen wollte.

Lange suchte er. Endlich stieß er auf die Hütte einer armen Witwe, die hauste mit ihren Kindern mitten im Wald. Und der Reiter, der ein alter graubärtiger Geselle war, warf die Tür auf, trat mit dem Hund ein, der auch gleich die Kinder anfuhr, daß eines von ihnen niederstürzte, und verlangte zu essen und zu trinken.

Die arme Frau erschrak sehr. Sie fragte nicht nach dem Namen noch nach dem Woher und Wohin, brachte hastig, was gerade auf dem Herd stand, und suchte den Gast zufriedenzustellen. Und der aß und trank, streckte die Beine von sich, lehnte sich müde gegen die Wand und versuchte auf der Bank einzuschlafen.

Aber da störte ihn etwas. Die Frau hatte ein Lichtlein auf den Tisch der Kinder gestellt, das flammte und knisterte, so daß es dem Reitknecht in den Augen wehtat. Er versuchte die Lider zu schließen, aber der Glanz schien hindurch, er war seiner wohl ungewohnt nach den grauen Tagen in Regen und Sturm.

Er sagte deshalb barsch zu der Frau: „Lösch das Licht aus! Siehst du nicht, daß ich schlafen will?“ Aber die Mutter schüttelte den Kopf, und obschon sie viel Furcht hatte, widersprach sie und sagte: „Löschen darf ich es nicht, es winkt der himmlischen Frau Gode, damit das Sonnenlicht wiederkommt und der Winter vorübergeht.“

Gegen solch hohen Namen wagte der Knecht nichts zu sagen; er wußte, daß sein Herr Tag um Tag nach ihr, die ihn trägt, Ausschau hielt. Er brummte deshalb nur, und versuchte wieder zu schlafen.

Es gelang ihm noch nicht, die Kleinen saßen um den Tisch und sangen leise. Da verlangte er rauh, das Singen solle unterbleiben. Aber die Frau verbot den Kindern die kleinen Stimmen nicht.

„Hörst du denn nicht,“ fragte sie, „daß es ein Lied zur Weihnacht ist? Ach, wie käme die himmlische Frau zu uns, wenn wir sie nicht mit dem Singen der Kinder riefen!“

Wieder wagte der Knecht nicht, hart zu antworten. Aber als das Weib jetzt hinging und die Tür ein wenig öffnete, obwohl kleine Flocken

hereintanzten und der Wind den Rauch vom Herd zu Wirbeln trieb, geriet der Reiter außer sich: „Was hast du jetzt vor? Du weißt doch, daß ich friere und schlafen will!“

Die Frau antwortete sanft: „Die Himmlische muß doch die Kinder hören und das Licht sehen, sie könnte sonst vorübergehen!“

Als der Knecht nun soviel von der hörte, die sein Herr auf langen, langen Ritten vergeblich suchte, wunderte er sich doch. Er blinzelte sogar nach der Türspalte, ob am Ende wirklich eine Fremde vorbeikäme, aber er sah nur das Gesicht der Mutter, das voll Hoffnung nach draußen schaute. Da wurde er bedrängt in seinem Herzen und wollte seine Rauheit an den Kindern gutmachen. Und weil er das eine, das sein Hund umgeworfen hatte, noch bluten sah, stand er auf, trat hinzu und strich ihm über die Wunde. Gleich hörte das Rinnen auf, er vermochte es ja.

Die Kinder aber, die, als er nahe kam, vor Furcht die Köpfe niedergebeugt hatten, ohne im Singen aufzuhören, sahen, daß der fremde Mann es gut meine, und faßten Vertrauen zu ihm. Und eines fragte, ob es nicht etwas Brot haben dürfe.

Da brach er von dem Laib, den ihm die Frau hingestellt hatte, er gab sich sogar Mühe und besprach das Brot, so daß es süß wie Kuchen schmeckte. Und weil das Lied jetzt wirklich zu Ende war, trauten sich die Kinder näher zu dem wilden Knecht; ein kleines Mädchen zeigte ihm ein Pferdchen, dem fehlten Kopf und Schwanz. „Oh, wenn es weiter nichts ist,“ lachte der Mann und ging daran, beides wieder anzuflicken. Aber heimlich dachte er dabei an seinen Herrn, der auch in der heiligen Weihnacht die Menschen beschenkt, und sah auf die Mutter, die ihm zuschaute und deren Augen glänzten, wie solches Licht gewiß nur von der himmlischen Frau Antlitz kommt. Da gefiel es ihm, eifriger zu helfen, und als ein Knabe einen Hund haben wollte, knetete er ihm gleich einen, der wahrhaft laufen und bellen konnte.

Wie schrien und hüpften die Kinder da und wollten bald alle ein Spielzeug. Der Knecht mußte seine Finger schon fleißig gebrauchen; ein Geschenk nach dem anderen sprang daraus hervor: Puppen und Bälle zum Werfen für die Mädchen, Wagen und Reitersleute für die Jungen, und ich weiß nicht was alles. Und je mehr die Kinder lachten und je dankbarer die Frau ihm zusah, um so eilfertiger wurde der Mann. Als er einen Apfel fand, den das arme Weib verwahrt hatte, machte er gleich einen Tisch voll Aepfel daraus, und als das kleinste Kind ihm zwei taube Nüsse zeigte, mit denen es spielte, da wußte er es so einzurichten, daß ein voller Beutel davon in der Kammer stand. Denn wenn er auch nur ein Knecht des Wohljägers — des Wilden Jägers — war, so wußte er doch mit allerhand guten Künsten Bescheid.

Wie der Mann nun mitten im Werk war, kam draußen noch einmal eine furchtbare Sturmbö näher. Und gerade als die Frau sich nun doch zu fürchten begann und die Tür schließen wollte, sprang die krachend auf, der Wohljäger trat über die Schwelle und hinter ihm ein allmächtiges Gedränge von hohen Herren und holden und unholden Gesellen. Die begannen dröhnend zu lachen, als sie den alten Reiter mitten unter den Kindern sahen, das Spielzeug in der Hand.

„Was tust du hier?“ murrte auch der Wilde Jäger.

Der Knecht, der eben noch froh gewesen war, seinen Herrn wiederzusehen, merkte erschrocken, daß er sich verantworten sollte. „Ach,“ sagte er, „das ist schwer zu erklären. Seht, Herr“ — und es schien ihm wirklich, als sei er um deswillen geblieben — „seht, die Kinder sangen die himmlische Frau herbei; wie mich dünkt, für uns alle. Man sollte solches Singen nicht gering achten und es belohnen.“

„Er war gut zu den Kindern,“ sagte die Witwe fürbittend und streckte die Hände aus.

Der Wohljäger sah sie an, aber es war zugleich, als schaute er über alles hinweg. Dann wandte er sich seufzend dem Reiter zu. „So bleib noch,“ sagte er, „und geh auch in die anderen Häuser und laß alle Kinder singen. Vielleicht, daß sie, die wir suchen, sich doch rascher zu uns wendet, wenn sie es hört.“

Da freute sich der Knecht — Ruprecht hieß er — und ist dem auch gehorsam gefolgt. Und er geht noch heute jährlich durch alle Häuser, um die guten singenden Kindlein zu beschenken. Aber für die schlimmen legt er die Rute nieder, denn er ist ein alter Reiter und fackelt nicht lange.

Vater baute keine Schiffchen mehr

Es war einmal ein kleiner Junge. Der ließ sehr gerne Schiffe fahren. Eines Tages baute er mit seinem Vater ein kleines Schiffchen, darüber freute er sich sehr.

Am anderen Tage wollte er sein Schiffchen fahren lassen. Er ging an das Wasser und setzte es in den Teich hinein. Nun war er glücklich, aber das Schiffchen schwamm immer weiter, bis er es gar nicht mehr erreichen konnte. Nun holte er einen langen Stock und wollte das Schiffchen herausangeln. Aber der Stock reichte nicht aus. Da bog er sich ein wenig vor und plötzlich kam ein großer Windstoß und gab dem Jungen einen Stoß, so daß er in das Wasser fiel.

Glücklicherweise stand sein Vater dabei, sprang nach und holte den Jungen heraus. Von nun an baute der Vater kein Schiffchen mehr.



Allerlei Rezepte



Fischsuppe mit Gemüsen.

1 Pfund beliebigen Fisch schneidet man in größere Stücke, legt sie in eine größere Kasserolle und gießt 1 Quart kaltes Wasser hinzu. Als Würze fügt man 1 Scheibchen Zwiebel, 4 Pfefferkörner und etwas Wurzelzeug (Mohrrübe, Petersilienwurzel) hinzu, läßt alles 35—40 Minuten kochen und gießt es dann durch ein Sieb. Ist die Suppe sehr eingekocht, gießt man so viel kochendes Wasser hinzu, daß es wieder 1 Quart ist. In einem andern Topf schmilzt man 3 Eßlöffel Butter, läßt darin 3 Eßlöffel Mehl gelblich werden, gießt etwas Suppe hinzu und verkocht das Mehl zu einer glatten Cremesoße. Nun gießt man die ganze Suppe hinzu und noch 1 Tasse grüne frische Erbsen, 1 Tasse in Würfel geschnittene rohe Kartoffeln, 1 Tasse kleine frische Spargelstückchen und läßt alles weichkochen. Wenn ziemlich fertig, kommen noch 2 Tassen heiße Milch und das nötige Salz an die Suppe, die nun gleich aufgetragen wird. Sie ist ebenso gutschmeckend wie sättigend.

Schweinefleisch-Sülze.
(Pickled Pork in Jelly.)

Ein Schweinskopf wird gereinigt und mit einigen zuvor abgebrühten, gereinigten und eingehackten Kalbs- sowie einigen Schweinsfüßen mit kaltem gesalzenen Wasser aufs Feuer gesetzt. Sobald die Masse kocht, gibt man ½ Pint Essig, 6 in Scheiben geschnittene Zwiebeln, Nelken, Pfefferkörner und 2 Lorbeerblätter dazu und läßt das Fleisch darin weichkochen. Nach dem Erkalten löst man die Knochen aus und schneidet das Fleisch in kleine Würfel oder längere schmale Streifen. Damit kann man auch Reste gekochten oder gebratenen Fleisches, Schinken oder Cervelatwurst in Würfel geschnitten, vermischen. Man seiht die Brühe durch und läßt sie, sowie auch das Fleisch, erkalten. Wenn die erkaltete Brühe noch nicht steif steht, so muß sie ohne das Fleisch so lange eingekocht werden, bis ein paar Tropfen davon, auf einen Teller gegossen, gleich dicklich werden. Inzwischen bestreicht man eine Form mit Salatöl, belegt sie mit kernlosen Citronenscheiben, kleinen Pfeffergurken oder Maiskölbchen. Die Brühe entfettet man, reibt etwas Citronenschale hinein und kocht das Fleisch noch 5 Minuten darin, kostet die Brühe, ob genug gesalzen, fügt nach Geschmack noch Salz und Pfeffer hinzu und gießt die dickflüssige Masse in die Formen. Vor dem Gebrauche wird die Sülze am Rande mit dem Messer losgelöst, umgestürzt und mit Essig und Oel zu Tisch gegeben. Im Winter oder in der Eiskiste erstarrt die Masse in einigen Stunden, im Sommer am kühlen Orte erst den nächsten Tag. Diese Sülze schmeckt vorzüglich als Abendessen.

Gedämpfter Kalbsbraten in Buttermilch
(Stewed Veal with Cream Sauce.)

Durch Aufbewahren in Buttermilch, welche man einen um den anderen Tag erneuert, können auch Familien auf dem Lande, die nicht immer frisches Fleisch erlangen und dasselbe nur schwer vor unangenehmem Beigeschmack schützen können, das Kalbfleisch im Sommer 4—5 Tage, im Winter doppelt so lange bewahren. Zum Gebrauche wird es dann abgespült, abgetrocknet und in die heiße Butter gebracht, um darin 1 Stunde lang zu braten. Wenn etwas Schinken, einige Zwiebeln, 1 Lorbeerblatt, etwas Muskat und Wurzelwerk mit dem Fleische gedünstet wird, so erhöht das den Wohlgeschmack bedeutend. In die Sauce gibt man ½ Tasse Rahm, kocht sie auf und würzt mit etwas Citronensaft.

Krautklöße.
(Cabbage Dumplings.)

2 Portionen. Von einem kleinen oder der Hälfte eines großen Weißkrautkopfes werden die äußeren Blätter entfernt, die dicken Rippen herausgeschnitten und das Uebrige in Salzwasser weichgekocht. Hierauf läßt man es abtropfen, drückt es gut aus und hackt es dann recht fein. Dann werden 2 Eier, 1 Löffel Butter, etwas Salz, Pfeffer, geriebene Citronenschale, Muskat und soviel geriebenes Weißbrot oder Semmel dazu gemischt, daß Klöße geformt werden können, welche in Mehl gewälzt und in kochendem Salzwasser 8—10 Minuten gekocht werden. Die Klöße schmecken vortrefflich zu Enten-, Kalbs- und Hammelbraten, Rauchfleisch und Schinken.

Pastinaken.
(Stewed Parsnips.)

2 Portionen. 6 Pastinaken werden gewaschen, geschabt, der Länge nach durchgeschnitten, noch-

mals gewaschen und dann in halbfingerlange Stücke geschnitten. Hierauf wird Wasser zum Kochen gebracht, die Pastinaken und 1 Teelöffel Salz beigefügt und 1 Stunde gekocht. Sodann nimmt man 1 Löffel Butter mit 1 Löffel Mehl in eine Pfanne und rührt es untereinander, mischt ½ Pint von dem Wasser, in welchem die Pastinaken gekocht haben, hinzu, fügt etwas Pfeffer und Salz bei, kocht, rührt es 5 Minuten lang und schüttet es über die Pastinaken. Als Beilage nimmt man Cotelets oder Bratwurst.

Reis- und Apfelpudding
(Resteverwendung)

1 Tasse gekochten Reis, 2 geschnitzte große, säuerliche Aepfel, ½ Tasse zerschnittene gekochte Backpflaumen (vom Frühstück), ⅔ Tasse braunen Zucker, 2 Eßlöffel geschmolzene Butter, ¼ Teelöffel Salz, ½ Teelöffel Vanille.

Alle Zutaten vermischen, in eine eingefettete Puddingform füllen, mit einer Lage Bröfel, die mit geschmolzener Butter angefettet wurden, bedecken. In einer Tasse Milch ein Ei verquirlen und über den Reis gießen. Die Form mit einem Deckel verschließen und 30—40 Minuten backen. Warm mit etwas dünner Sahne übergossen servieren.

Korinthencierkuchen.

In eine Tasse Milch mit Wasser ein Ei tüchtig quirlen, die gleiche Tasse voll Mehl hinzugeben. Zwei Handvoll Korinthen waschen und im Eierkuchenteig eine halbe Stunde quellen lassen. Von dem Teig drei dünne Eierkuchen backen. ¼ Pfund frischen Quark mit Milch, Zucker und Vanille oder Zitronenschale sahnig rühren. Jeden Eierkuchen mit Quark belegen, zusammenrollen und mit Puderzucker bestreuen.

Bananenschaum.

Drei Bananen mit der Gabel zerdrücken, mit drei Eßlöffel Zucker und dem Saft einer Zitrone schaumig rühren. Ein Eiweiß zu festem Schnee schlagen, mit dem Obst vermischen, portionsweise auf Glastellern anrichten, mit gehackten Nüssen bestreuen.

Noch besser schmeckt die Speise, wenn man die gehackten Nüsse mit Zucker zu Krokant röstet und dann überstreut.

Gebäck aus kurzem Hefeteig.

Etwas Gebäck gehört am Sonntag in jedes Haus. Schon das Frühstück schmeckt gleich ganz anders, wenn ein Teller mit frischen Brötchen oder ein mit Zucker dick bestreuter Kaffekuchen den ersten Blickpunkt bildet. Es gehört auch gar nicht viel dazu, einen schnellen Kuchen zu backen. Am besten, man rührt den Teig abends an und läßt ihn dann die Nacht über hochgehen. Man macht zuerst einen kleinen Vorteig, indem man ein halbes Stück Hefe mit einem Löffel lauwarmer Milch auflöst, einen knappen Teelöffel Zukker und eine halbe Tasse Mehl beifügt, verrührt, zudeckt und an warmer Stelle zur doppelten Menge aufgehen läßt, was bei guter Hefe etwa eine Stunde dauert.

Eine Tasse lauwarme Milch, ¾ Tasse geschmolzene Butter, 2—3 Eier und vier Tassen mehrmals gesiebtes, erwärmtes Mehl werden zusammengemischt, der aufgegangene Hefeteig dazugerührt und dann mit der Hand oder einem Holzlöffel tüchtig geschlagen, bis er Blasen zeigt. Der Teig muß elastisch und glänzend werden. Nunmehr läßt man ihn wieder zugedeckt in einer Schüssel an warmer Stelle gut aufgehen, drei Stunden sollen zu dieser Menge genügen, es kann aber auch länger sein.

Dann bäckt man den Teig in gut gebutterter, runder Form als Napfkuchen, oder auf flachem Blech als Butterkuchen, oder mit Aepfeln belegt und Rosinen darüber gestreut; auch zu kleinen Brötchen ist er gut zu verwenden. Bei einem Apfelkuchen übersiebt man die aufgelegten Aepfel fleißig mit Zucker und Zimt und bespritzt sie mit zerlassener Butter.

Rahmkuchen.
(Cream Cake.)

4 Eier, 1 Tasse Rahm, 3 Tassen Mehl, 1½ Tassen Zucker, 3 Teelöffel Backpulver, 1 Teelöffel Salz. Mehl, Zucker und Backpulver werden zusammen gesiebt, mit 1 Tasse Rahm und den 4 verrührten Eiern vermischt, mit etwas Citrone oder Vanille gewürzt, zu einem glatten Teige gerührt und 20 Minuten gebacken.

Salz beim Kochen

Man kann durch zu reichliche Salzbeigabe das beste Gericht verderben. Wie, was und wann soll man salzen? Vor allem werden alle süßen Gerichte durch eine Prise Salz verbessert. Alle Milchpuddings schmecken viel besser mit einer Prise Salz. Man soll daran denken, wenn man Milchgerichte für Kranke oder schwächliche Kinder bereitet. Beim Kuchenbacken soll man die Prise Salz nach Möglichkeit an das Eiweiß geben, ehe man es schlägt. Sonst wird das Salz der Milch zugesetzt, die man zum Backen verwendet. Kaffee schmeckt niemals bitter, wenn man eine Prise Salz hineinwirft. Salat gewinnt, wenn man ihn mit ein wenig Salz bestreut. Das gilt besonders auch für Gurken, Tomaten und Sellerie.

Deutsche Geistliche in Canada

Vereinigte Lutherische Kirche von Nord-Amerika.

Ev.-Luth. Synode von Canada.

Beamte der Synode:

Präsident: Pastor J. Reble, D.D., 104 Hughson Str., Hamilton, Ont.
Vizepräses: Pastor C. R. Cronmiller, Williamsburg, Ont.
Englischer Sekretär: Past. C. H. Little, D.D., Waterloo, Ont.
Hilfs-Sekretär: Pastor O. Stockmann, Tavistock, Ont.
Schatzmeister: Pastor H. R. Mosig, New Hamburg, Ont.

Ontario:

H. W. Baertz, Chesley, Ont.
R. A. Berner, Brantford, Ont.
H. Berner, Sunnyside, Kitchener, Ont.
H. Binhammer, B.D., R.R. 1, Ayton, Ont.
Arthur Buchlow, Morrisburg, Ont.
A. Blunk, em., Milverton.
F. B. Clausen, D.D., 186 Albert Str., Waterloo, Ont.
S. Cooper, Welland, Ont.
C. R. Cronmiller, Williamsburg, Ont.
A. J. Datars, Desboro, Ont.
G. F. Durst, Wiarton, Ont.
E. J. Fischer, Walkerton, Ont.
S. Friedrichsen, R. R. 1, Bornholm, Ont.
R. B. Geelhaar, Box 338, Listowel, Ont.
Walter Goos, New Dundee, Ont.
H. F. Gruhn, 66 Centre Str., Stratford.
A. Grunwald, 389 Woodbine Ave., Toronto, Ont.
Frederick W. Haak, Ayton, Ont.
Martin Hailnen, 355 Wellington Str. W. Sault Ste. Marie, Ont.
H. J. Hamester, 346 Munro Str., Pembroke, Ont.
E. W. Heimrich, Albert Str. E., Sault Ste. Marie, Ont.
E. Holm, em., Conestogo, Ont.
F. L. Howald, S.T.M., Elmwood, Ont.
E. Huenergard, B.D., Maple Ont.
Theo. A. Iseler, Box 898, Port Colborne, Ont.
A. G. Jacobi, 47 Irwin Str., Kitchener, Ont.
G. M. Kaiser, Rankin, Ont.
L. H. Kalbfleisch, Elmira, Ont.
R. A. Keffer, Hespeler, Ont.
J. L. Kirchhofer, Petawawa, Ont.
D. C. D. Klaehn, D.D., 4555 Sherbrooke Str. W., Montreal, Que.
Karl J. Knauff, Heidelberg, Ont.
W. H. Knauff, Preston, Ont.
F. J. Koski, 22 King Str., Kirkland Lake, Ont.
E. A. Kyllonen, 27 Poplar Str., Copper Cliff, Ont.
Ph. Lamartine, em., Tranquility, N. Y.
H. J. Lamack, em., New Hamburg.
J. Langholtz, em., Ayton, Ont.
M. R. Levisto, 516 Tedman Ave., Sudbury, Ont.
Ulrich Leupold, 17 Dill St., Kitchener, Ont.
C. H. Little, D.D., Professor, 177 Albert Str., Waterloo, Ont.
A. W. Lotz, 49 Queen Str. N., Kitchener, Ont.
E. Ludolph, Arnprior, Ont.
C. E. J. Maaß, em., 2455 Mt. Elliott Ave., Detroit, Mich.
J. Mangelsen, R. R. 1, Brunner, Ont.
Paul Markovits, Windsor, Ont.
J. Maurer, D.D., em., 591 King Str., Woodstock, Ont.
L. M. McCreery, em., 1715 Elm Str., Bethlehem, Pa.
W. A. Mehlenbacher, B.D., 18 Victoria Ave. So., Hamilton, Ont.
H. R. Mosig, New-Hamburg, Ont.
F. C. Mueller, 285 Clarke Ave., Montreal, Que.
W. C. Nolting, Wellesley, Ont.
George W. Orth, 4 Southampton Str., Guelph, Ont.
B. A. Paulson, Eganville, Ont.
J. H. Peters, 3594 J. Manse, Montreal, Que.
R. Pfeiffer, Denbigh, Ont.
Lauri T. Pitkusaari, Box 386, South Porcupine, Ont.
J. H. Reble, D.D., 104 Hughson Str. N., Hamilton, Ont.
Otto F. Reble, 1215 Parent Ave., Windsor, Ont.
H. Rembe, Massey, Ont.
J. A. Rikard, B.D., Professor, 25 King Str. N., Waterloo, Ont.
C. S. Roberts, Waterloo, Ont.
E. Ruzsa, 10 Classic Ave., Toronto, Ont.
L. H. Schaus, 581 Echo Drive, Ottawa, Ont.
J. Schmieder, D.D., 43 Alma Str., Kitchener, Ont.
H. Schorten, D.D., 170 Albert Str., Waterloo, Ont.
G. R. Schultz, R. R. 2, Baden, Ont.
Wm. Schultz, Linwood, Ont.
E. Schuelke, em., 103 Brubacher Str., Kitchener, Ont.
A. B. Little, Arnprior, Ont.
K. Sobbe, Ladysmith, Que.
E. F. Sterz, Box 303, Hanover, Ont.
O. Stockmann, Tavistock, Ont.
Karl Szebik, 3430 City Hall Avenue, Montreal, Que.
Kyosti Toppila, 246 Huron Str., Toronto, Ont.
Carl Treusch, Milverton, Ont.
E. Tuerkheim, Zurich, Ont.
H. Twietmeyer, em., 12 Frederick Str., Waterloo, Ont.
Wolfram Vetter, Eganville, Ont.
M. Voss, Eganville, Ont.
S. J. Wittig, Conestogo, Ont.
C. Zarnke, R. R. 1, Tavistock, Ont.
E. Ziegler, em., Goderich, Ont.
J. Yrttimaa, 1070 Mountain Street, Montreal, Que.

Liste am ev.-luth. Seminar:

Seminar Fakultät: Rev. F. B. Clausen, D.D., Präsident. Rev. H. Creager, Ph.D.,; Rev. C. H. Little, S.T.D., D.D.

College:

Rev. H. Schorten, D.D., Professor des Deutschen; Miss Hannah M. Haug, M.A., Prof. der Geschichte; Prof. D. Evans; Miss L. Twietmeyer, B.A.; Prof. C. Klink, M.A.; Prof. A. Moellmann, Ph.D.; Prof. Rev. J. Rikard, Ph.D.; F. Zwick, M.D.

Ev.-Luth. Synode von Manitoba u. a. Provinzen.

Beamte und Exekutive der Synode.

Präses pro tem.: Pastor E. Kleiner, Lutheran College, Saskatoon, Sask.
Sekretär: Pastor G. A. Heimann, Box 187, Emerson, Man.
Schatzmeister und Finanzsekretär: Pastor M. Ruccius, D.D., 554 College Ave., Winnipeg, Man.

Beamte der Distriktskonferenzen.

Manitoba-Konferenz. Präsident: Pastor H. Mörtelmeyer, Beausejour, Man.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor Ch. C. Mohr, Emerson, Man.
Saskatchewan-Konferenz. Präsident: Pastor K. W. Sterzer, Neudorf, Sask.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor G. Wiedenroth, Hubbard, Sask.
Alberta-Konferenz. Präsident: Pastor R. Krisch, 10759—96th Str., Edmonton, Alta.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor Ed. Düsterhöft, Leduc, Alta.
Sekretär der Englischen Konferenz: Pastor K. F. Sterzer, Brightholme, Sask.

Synodales Missionskomitee.

Manitoba: Pastoren H. Mörtelmeier, H. Keitel und Herr W. R. Schäfer.
Saskatchewan: Pastoren K. W. Sterzer, E. Kublik und Herr P. Blaser.
Alberta: Pastoren H. Klingbeil, Ed. Düsterhöft und Herr W. Missal.
Beamte des Komitees: Pastor K. W. Sterzer, Vorsitzender; Pastor Ed. Düsterhöft, Sekretär.

Aufsichtsbehörde des College und Seminars zu Saskatoon, Sask.

Präsident: Pastor G. A. Heimann, Emerson, Man.
Vize-Präsident: Past. A. Goos, Thorsby, Alta.
Sekretär: Pastor G. Pötzsch, Edenwold, Sask.
Schatzmeister: Mr. A. S. Sibbald, K.C., 315 Legislative Bldgs., Regina, Sask.
Herr Ed. Pokrant, Rosenfeld, Man.; Herr Lorenz Blaser, Markinch, Sask.; Herr Albert Kuhl, Spruce Grove, Alta.
Examinations-Komitee: Pastoren G. Pötzsch, G. A. Heimann, Ed. Düsterhöft. Professoren R. Willison, Litt.D., E. Gomann, M.A., S.T.D., E. Kleiner.
Komitee für Studentenunterstützung: Pastor W. Mahlstedt, Prof. K. G. Morgenroth, Herr G. Werle.
Komitee für kirchlichen Unterricht: Pastoren E. G. Goos, E. Kublik, F. W. Lenz und der Jugendsekretär, Ed. Düsterhöft.
Komitee für Innere Mission: Pastoren Geo. Spohr, M. Ruccius, D.D., E. Bühler, Herr R. Goltz.
Siedlungs-Komitee: Pastoren K. W. Sterzer, Vorsitzender, G. C. Weidenhammer, Sekretär, W. Wahl, E. G. Goos, A. Goos und Herr P. Blaser.
Stadtmissionar: Pastor Geo. O. Jüttner, 225 Sherburn Str., Winnipeg, Man., Tel. 23-735. Office: Room 100, Union Station, Winnipeg, Man.
Vertreter für Innere Mission: Pastoren Geo. O. Jüttner, Wm. Mahlstedt, J. E. Bergbusch.
Vertreter für Heidenmission: Pastoren E. G. Goos, E. Kublik und H. G. H. Klingbeil.
Statistischer Sekretär: Pastor E. S. Rosenquist, Inglis, Man.
Jugendsekretär: Pastor Ed. Düsterhöft, Leduc, Alta.
Sekretär für die Arbeit der Frauenmissions- und Männervereine: Pastor Ed. Düsterhöft, Leduc, Alta.

Pastoren der Manitoba-Konferenz:

H. Becker, 172 Rupertsland Ave., West Kildonan, Winnipeg, Man.
O. Becker, Bathgate, N. Dak., U.S.A.
E. Bühler, Steinbach, Man.
Ch. Clausen-Mohr, Emerson, Man.
E. G. Goos, Dresden, N. Dak. U.S.A.
G. A. Heimann, Emerson, Man.
G. O. Jüttner, 225 Sherburn Str., Winnipeg, Man.
H. Keitel, Rosenfeld, Man.
H. Lehmann, S.T.D., 537 Mountain Ave., Winnipeg, Man.
F. Lenz, 193 Lipton Str., Winnipeg, Man.
W. Meinecke, 208 N. La Cross, Chicago, Ill., U.S.A.
H. Mörtelmeyer, Beausejour, Man.
E. S. Rosenquist, Inglis, Man.
M. Ruccius, D.D., 554 College Avenue, Winnipeg, Man.

G. C. Spohr, 579 Anderson Ave., Winnipeg, Man.
O. Winter, Thalberg, Man.

Pastoren der Saskatchewan-Konferenz:

G. Becker, Esk, Sask.
T. W. Casper, Runciman, Sask.
H. Dahle, Lipton, Sask.
K. Freitag, 531 Ave. F. South, Saskatoon, Sask.
E. A. Gomann, S.T.D., Lutheran College and Seminary, Saskatoon, Sask.
O. E. Goos, Morin Creek, Sask.
H. Hodel, Leipzig West 31, Pistoris Str. 6, Germany.
Ivar Iverson, Flin Flon, Man.
E. Kleiner, Lutheran College and Seminary, Saskatoon, Sask.
F. Kuebel, Meadow Lake, Sask.
H. Lehmann, Elbourne, Sask.
E. Kublik, Davin, Sask.
W. Mahlstedt, Rosthern, Sask.
R. Markwart, The Pas, Man.
F. Oswald, Markinch, Sask.
M. Oygard, Shellbrook, Sask.
G. Poetzsch, Edenwold, Sask.
A. Querengesser, Craven, Sask.
M. Richter, Langenburg, Sask.
K. F. Sterzer, Brightholme, Sask.
H. A. Strand, Canwood, Sask.
P. Tourney, em., Elbourne, Sask.
H. Trawny, Lutheran College, Sask.
G. Voellm, Laird, Sask.
H. L. Wagner, Big River, Sask.
G. C. Weidenhammer, Shellbrook, Sask.
N. Willison, L.D., Lutheran College and Seminary, Saskatoon, Sask.

Pastoren der Alberta-Konferenz:

J. E. Bergbusch, Spruce Grove, Alta.
F. Bredlow, em., Wetaskiwin, Alta.
C. Düsterhöft, Leduc, Alta.
R. Gloeckler, Hines Creek, Alta.
J. Gnauck, R. R. 2, Edmonton S., Alta.
O. Goos, Onoway, Alta.
A. Goos, Thorsby, Alta.
E. Grober, Barrhead, Alta.
P. Hannemann, Pemberton Hill, Alta.
H. G. H. Klingbeil, Wetaskiwin, Alta.
L. Koß, Flatbush, Alta.
E. Krisch, Northmark, Peace River Distrikt.
R. Krisch, 10759—96th Str., Edmonton, Alta.
H. Luetkehoelter, 10014—81. Ave., Edmonton, Alta.
J. Miller, Patience, Alta.
G. Mueller, ret., Vancouver, B.C.
J. Odin, c/o Rev. H. Lütkehölter.
F. Rehn, New Sarepta, Alta.
R. Sedow, Meadow View.
A. Schlange, Luseland, Sask.
W. Wahl, Golden Spike, Alta.
A. Wilke, Bashaw, Alta.
A. Wolfram, c/o Rev. H. Lütkehölter.
K. Wulff, Hay Lakes, Alta.
G. Würscher, Newbrook, Alta.

Missouri-Synode.

Ontario-Distrikt — Oestliches Canada.

Beamte der Synode:

Präses: Pastor F. Malinsky, Elmira, Ont.
1. Vizepräses: Pastor H. Brege, Fisherville, Ont.
2. Vizepräses: Pastor M. J. Michael, 210 Wilbrod Str., Ottawa, Ont.
Sekretär: Pastor E. J. Killinger, 791 Hellmuth Ave., London, Ont.
Visitatoren: Pastoren W. Bauer, M. J. Bruer, A. Orzen, A. Pollex, M. J. Michael.

Pastoren in Ontario:

L. Andres, 56 Allan Str. E., Waterloo, Ont.
H. Battenberg, Ontario Hospital, London, Ont.
W. Bauer, Desboro, Ont.
W. Biesenthal, 14 Tuxedo, Hamilton, Ont.
F. Brasch, Tavistock, Ont.
H. W. Brege, Fisherville, Ont.
R. W. Brenner, R. R. 5, Eganville, Ont.
Alfred Daschner, 326 McKay Str., Ottawa, Ont.
H. Erdmann, New Hamburg, Ont.
A. Hahn, Mitchell, Ont.
Ernest Hahn, 18 Burlington Crescent, Toronto, Ont.
G. J. Herbst, R. 1, Woito, Ont.
W. H. Heinze, Wabewawa, Ont.
L. F. Higenell, R. 1, Port Colbourne, Ont.
A. Huth, 178 Elm Str. W., Sudbury, Ont.
E. J. Killinger, 791 Hellmut Ave., London, Ont.
E. A. Kramer, Wellesley, Ont.
R. E. Kritsch, Box 362, North Bay, Ont.
K. A. Krisel, 86 Charles Str., Waterloo, Ont.
Theo. Luft, Dashwood, Ont.
E. W. Lewerenz, 344 Rusholme Road, Toronto, Ont.
F. Malinsky, Elmira, Ont.
M. J. Michael, 210 Wilbrod St.
W. Miehe, R. 1, Gowanstown, Ont.
A. Pollex, R. R. 5, Stratford, Ont.
Maynard Pollex, Wartburg, Ont.
E. H. Neuhaus, 357 Miller Str., Pembroke, Ont.
A. Orzen, 149 Queen Str. South, Kitchener, Ont.
W. A. Pieper, Clifford, Ont.
W. Rathke, 11 Girard Str., St. Catharines, Ont.
F. A. Schiemann, R. R. 1, Golden Lake, Ont.
M. Schiemann, Palmer Rapids, Ont.
E. T. Schmidt, 154 Albert Str., Oshawa, Ont.
G. W. Schoedel, 101 Nelson Str., Stratford, Ont.
J. Schutt, Humberstone, Ont.
H. Storm, 920 Victoria Ave., Windsor, Ont. (Michigan Distrikt).
M. Toewe, Box 131, Humberstone, Ont.
H. Voege, Ayton, Ont.
M. Weißbach, 1055 Armoury Str., Niagara Falls, Ont.
W. H. Wentzlaff, R. 4, Mitchell, Ont.
J. Woefle, R. 1, Delhi, Ont.

Lehrer:

A. H. Borchard, Elmira, Ont.
G. Hartwick, 186 Dufferin Road, Ottawa, Ont.
H. W. Krage, Fisherville, Ont.
O. Schultz, 104 Sweetland Ave., Ottawa, Ont.
W. H. Wilke, 208 Russell Ave., Ottawa, Ont.

Pastoren in Quebec:

F. Messerschmidt, Boltimore, Que.
H. J. Huth, Montreal, Que.
R. Scholz, Magnetawan, Ont.
O. F. Hinrichs, 17 Crown Str., Port Arthur, Ont. (Minnesota Distrikt).
W. H. Mundinger, Inlet, Que.

Evangelisch-Lutherische Missouri-Synode.

Manitoba- und Saskatchewan-Distrikt.
Beamte des Distrikts.

Präses: J. Lucht, MacNutt, Sask.
1. Vizepräses: F. A. Miller, Neudorf, Sask.
2. Vizepräses: A. Fuhr, Langenburg, Sask.
Sekretär: J. H. Meichsner, Roblin, Man.
Schatzmeister: Herr H. J. Burron, 593 Balour Road, Winnipeg, Man.

Direktoren-Behörde.

F. A. Miller, Neudorf, Sask., Vorsitzender.
R. E. Meinzen, 170 Chestnut Ave., Winnipeg, Sekretär.
A. Eißfeldt, 619 Eight St., Saskatoon, Missionssekretär.
C. T. Wetzstein, 1033 Victoria Ave., Regina, Jugend und Radio.
P. Wiegner, Bruno, Sask., Finanzsekretär.
L. S. Winter, Estevan, Sask.
Herr F. A. Bolduan, Saskatoon, Kirchenbau.
Herr R. G. Batz, Winnipeg, Man.
Herr O. Falk, Regina, Sask.
Herr W. Bösch, Earl Grey, Sask.

Ex Officio Glieder.

Präses: J. Lucht.
Sekretär: J. H. Meichsner.
Schatzmeister: H. J. Burron.

Visitatoren.

Manitoba-Kreis: A. Erthal.
Assiniboine-Kreis: A. Fuhr.
Nord-Saskatchewan West-Kreis: H. Treit.
Nord-Saskatchewan Ost-Kreis: P. Wiegner.
Pheasant Hill-Kreis: F. W. Hyatt.
Soo Line Ost-Kreis: L. S. Winter.
Soo Line West-Kreis: A. Hippe.

Manitoba.

R. F. Cordes, Missionar für Taubstumme, 638 Castle Ave., Winnipeg, Man.
A. Erthal, 610 Talbot Ave., Winnipeg.
J. E. Herzer, 338 Kingsway, Winnipeg.
L. Köhler, 694 College Ave., Winnipeg.
A. Koslowsky, 734 Talbot Ave., Winnipeg
J. H. Meichsner Roblin, Man.
R. E. Meinzen, 170 Chestnut Ave., Winnipeg.
J. Olszar, Inglis.
E. F. Schröder. Plumas.
H. Sylvester, Swan River.

Lehrer:

A. Kautz, 610 Talbot Ave., Winnipeg.
M. Schumacher, 610 Talbot Ave., Winnipeg.

Saskatchewan:

J. Baumung, Margo.
Ph. Becker, Leader.
F. W. Bollefer, Middle Lake.
A. O. Borchardt, Langenburg.
H. Brase, Harris.
H. Burkhard, Spring Valley.
W. A. Brockopp, Wordsworth.
W. A. Busse, Grenfell.
K. J. Durdel, Duff.
A. Eißfeldt, 619 Eight St., Saskatoon.
W. Eißfeldt, 356 Ominica St. E., Moose Jaw.
Ph. Fry, Yorkton.
A. Fuhr, Langenburg.
B. Hergesheimer, Oakshela.
A. Hippe, Bateman.
W. Honig, Stornoway.
F. W. Hyatt, Southey.
Ph. Janz, Melville.
Th. Kauffeld, MacNutt.
L. A. Kaufmann, 1308 Retallack St., Regina.
M. Leedahl, Estevan.
J. Lucht, MacNutt.
J. Mann, Southey.
F. A. Miller, Neudorf.
H. Miller. Swift Current.
M. B. Meyer, Nipawin.
R. Ohlinger, Fox Valley.
A. E. Oldehöft, Corinne.
A. Otte, Duval.
A. Plunt, Churchbridge.
A. Schwab, Luseland.
R. Threinen, Dundurn.
H. Treit, Wilkie.
J. Ulmer, St. Walberg.
Ph. Ulmer, Ysham.
L. Vogel, Melfort.
C. T. Wetzstein, 1033 Victoria Ave., Regina.
P. Wiegner, Bruno.
L. S. Winter, Estevan.
E. Wirth, Frobisher.
Kandidat H. Behrens, Coronach.
Student E. G. Pierce, Nipawin.
Student R. Kaun, Fox Valley.

Alberta- und Britisch Columbia-Distrikt.

Beamte des Distrikts.

Präses: Pastor W. C. Eifert, Leduc, Alta.
1. **Vize-Präses:** Pastor C. C. Janzow, Vernon, B. C.
2. **Vize-Präses:** Pastor B. L. Meyer, Edmonton, Alta.
Sekretär: Pastor A. Fenske, Mellowdale, Alta.
Kassierer: Herr R. J. Lumley, 712—4½ Str. N. W., Calgary, Alta.

Visitatoren:

Peace River-Kreis: Pastor E. G. Wildgrube.
Edmonton-Kreis: Past. A. J. Mueller.
Stony Plain-Kreis: Pastor E. Eberhardt.
Wetaskiwin-Kreis: Past. G. H. Raedeke.
Calgary-Kreis: Past. W. A. Raedeke.
Lethbridge-Kreis: Past. C. Klewer.
Nelson-Kreis: Past. B. Meyer.
Vernon-Kreis: Past. C. C. Janzow.
Vancouver-Kreis: Past. A. H. Haake.

Korrespondierender Sekretär der Missionsbehörde:

Pastor B. L. Meyer, Edmonton, Alta.

Pastoren in Alberta:

A. Appelt, Wetaskiwin.
C. F. Baron, Craigmyle.
B. F. Behrends, Rochester.
E. Eberhardt, Stony Plain.
B. Eichenlaub, 710—16th Street North, Lethbridge.
W. C. Eifert, Leduc.
W. W. Eifert, Bruederheim.
A. Fenske, Mellowdale.
Th. Folkmann, Manville.
H. Fry, Golden Spike.
Ph. Fry, R. 1, Fort Saskatchewan.
F. Gabert, R. 2, Brightview.
A. Gehring, Goodfare.
H. Hafner, Sexsmith.
C. J. Klewer, 10044—107th St., Edmonton.
H. Kuring, Beach Corner.
J. Kuring, 520 G. Woodman Ave., Medicine Hat.
H. Kritsch, Berwyn.
L. Liske, Hines Creek.
A. F. Miller, Alhambra.
A. J. Mueller, 9608—110th Avenue, Edmonton.
A. H. Maschmeyer, Bruce.
B. L. Meyer, 11135A—63rd Street, Edmonton.
E. Neben, Rochfort Bridge.
J. Ohlinger, Brieghtview.
G. A. Plato, R. 1, Bluffton.
A. H. Raduenz, Tomahawk.
G. H. Raedeke, Camrose.
W. A. Raedeke, 110 Eighth Str. N. E., Calgary.
A. Reiner, Didsbury.
J. Sillak, 1070 Mill Str., Medicine Hat.
E. W. Steinhorst, Trochu.
F. Ulmer, Vulcan.
Ph. Unterschultz, 225 Eighth Str. N. E., Calgary.
Th. Waack, Claresholm.
W. Wachlin, Pincher Creek.
E. G. Wildgrube, Wembley.

Gemeindeschullehrer in Alberta:

Ph. Enders, Stony Plain.
W. Rosnau, Stony Plain.
A. Wied, 9608—110th Ave., Edmonton.

Professoren am Concordia College, Edmonton:

Prof. A. H. Schwermann, Direktor, Concordia College, Edmonton.
Prof. A. Guebert, 7010 Jasper Avenue, Edmonton.
Prof. J. H. Herreilers, Concordia College, Edmonton.
Prof. M. Walter Riedel, 7006 Jasper Ave., Edmonton.

Pastoren in Britisch Columbia:

C. F. Baase, Kelowna.
E. A. Biberdorf, Trail.
W. F. Docling, Box 301, Duncan.
A. H. Haake, 515 Seventh Ave., New Westminster.
H. L. Hennig, Creston.
K. J. Henig, Kamloops.
A. Riep, 419 Wellington West, Chilliwack.
E. Hopka, 121 Baker Str., Nelson.
A. Krahenbil, Oliver.
C. C. Janzow, Vernon.
W. Kreuger, Prince George.
H. A. Merklinger, 160—10th Street E., Suite 6, North Vancouver.
O. A. Schedler, 260 East 15th Avenue, Vancouver.

Amerikanisch Lutherische Kirche.

Canada-Distrikt der Amerikanisch-Lutherischen Kirche.

Beamte des Distrikts.

Präses: Pastor H. Kroeger, Yellow Grass, Sask.
1. **Vize-Präses:** H. Meyer, Melville, Sask.
2. **Vize-Präses:** K. Holfeld, 1948 Ottawa Str., Regina, Sask.
Sekretär: Pastor C. H. Kohlmeier, Eatonia, Sask.
Hilfssekretär: Pastor A. Schira, Neudorf, Sask.
Englischer Sekretär: Past. John Mohr, Duval, Sask.
Schatzmeister und Statistiker: Pastor P. Mohr, 214 Seventh St. N. E., Calgary, Alta.
Archivar und Deputy Schatzmeister der American Lutheran Church: Prof. L. Pflueger, Luther College, Regina, Sask.

Visitatoren.

Für die Manitoba-Konferenz: Pastor Wm. Mohr, Whitemouth, Man.
Nord-Saskatchewan-Konferenz Ost: Pastor J. Kroeger, Lemberg, Sask.
Nord-Saskatchewan-Konferenz West: Pastor K. Hoever, Jansen, Sask.
Süd-Saskatchewan-Konferenz. Pastor J. Heber, Woodley, Sask.
Alberta-Konferenz: Peter Mohr, 214 Seventh Street, N. E., Calgary, Alta.
B. C.-Konferenz: Pastor J. Fritz, Chilliwack, B. C.

Administrations-Behörde (Board of Management)

Vorsitzer ex officio: Pastor H. Kroeger, Yellow Grass, Sask.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor Peter Mohr, 214—7th St. N. E., Calgary, Alta.; Pastor K. Holfeld, Regina, Sask.; Rev. H. Heidmann, North Battleford, Sask.; Herr F. Dallman, Winnipeg, Man.; Herr O. Fitz, Regina, Sask.

Luther-College Behörde.

Vorsitzer: Herr O. Fuhrmann, Regina, Sask.; Sekretär: Pastor H. Meyer, Melville, Sask.; Pastor A. Fricke, Kipling, Herr Fred Mohr, Neudorf, Sask.

Behörde des St. Paul Altenheim und Waisenhaus.

Vorsitzer: Pastor J. Kroeger, Lemberg, Sask.; Sekretär: Pastor H. Honebein, Winnipeg, Man.; Pastor Chr. Kohlmeier, Eatonia, Sask; Herr J. Pfeiffer, Regina, Sask.; Herr Aug. Harth, Melville, Sask., Schatzmeister; Herr Ph. Walter, Melville, Sask.

Missionskomitee:

Vorsitzer ex officio: Pastor H. Kroeger, Yellow Grass, Sask.; Finanz-Sekretär: D. Waschenfelder, Stoughton, Sask.; Pastor H. Meyer, Melville, Sask.; Pastor R. Huget, Winnipeg, Man.; Pastor A. Doering, Medicine Hat, Alta.; Herr H. Lange, Mazenod, Sask.; Herr Frank Huget, Lemberg, Sask.

Finanz-Komitee:

Vorsitzer: Pastor A. Propp, Yorkton, Sask.; Pastor Geo. Senft, Winnipeg, Man.; Pastor L. Hartmann, Morris, Man.; Pastor J. Heber, Woodley, Sask.; H. Vorrath, Herbert, Sask.; R. Mensch, Stettler, Alta.; W. Trelle, Schuler, Alta.; Pastor Peter Mohr, Addisory.

Benefiziaten-Behörde:

Vorsitzer: Pastor S. Manz, Moose Jaw, Sask.; Sekretär: Pastor A. P. Salemka, Weyburn, Sask.; Schatzmeister: Pastor P. Mohr, Calgary, Alta.; Herr J. Pfeiffer, Regina, Sask.; Herr E. Wilhelm, Woodley, Sask.; Pastor H. Heidmann, N. Battleford, Sask.

Appellations-Komitee:

Die Pastoren A. Heidmann, Runnymede, Sask.; J. Kroeger, Lemberg, Sask.; R. Hintz, Steinbach, Man.; Laien: Edmund Beck, Brandon, Man.; G. Propp, Rhein, Sask.

Fakultät des Luther-College:

Direktor: Prof. R. Schneider; Prof. H. Schmidt, Prof. L. Pflueger, Prof. C. E. Behrens, Herr Frederick Wagner, Herr Richard Moenter, Herr P. W. Liefeld, Frl. E. Bush, Herr Henry J. Ast, Frl. Emilie Walters.

Luther League, Canada Distrikt:

Pres.: Pastor J. Mohr, Duval.
Sekretär: Frl. Katherine Wahl, Calgary, Alta.

Christliche Erziehung und Jugendpflege:

Pastoren: Rex Schneider, P. Mohr, Calgary, C. J. Dächsel, Straßburg; Pastor C. Mohr, Neche, N. D.; Herr Wm. Kullmann, Weyburn, Sask.

Exekutiv-Komitee:

Pastoren: K. Holfeld, H. Meyer, K. Kroeger, ex officio, J. Leinweber.

Pastoren und Gemeinden:

(Der erstgenannte Ort ist immer die Adresse.)

Manitoba:

Geo. Senft, 422 Tweed Ave., Winnipeg, Starbuck.
H. Honebein, 671 William Ave., Winnipeg.
R. Huget, 626 Anderson Ave., Winnipeg. East Selkirk.
P. H. Kohlmeier, 101 Noble Ave., Winnipeg Brunkild, Leabank. ;
J. Leinweber, 832 Boyd Ave., Winnipeg.
J. Judt, Waldersee, Man.
R. Hintz, Steinbach, Man.
W. Roßbach, 240 Park St., Brandon.
E. Schiewe, 487 College Ave., Winnipeg. Libau.
E. Schmok, 487 McMillan Ave., Winnipeg. Leiter der L.J.B. Fraserwood.
W. Mohr, Whitemouth, Winnipeg Falls und Brokenhead.
L. Hartmann, Morris, Lydiatt, Man., Fort Frances, Ont.

Geo. Schwindt, Grahamdale. Moosehorn, Neuheim, St. Thomas, Grahamdale.
E. Mohr, Reche, N. Dak.

Saskatchewan:

A. Ewald, Radisson, St. Paul, Speers, Radisson, Zion.
Ph. Mueller, Earl Grey, Fairy Hill.
E. H. Kohlmeier, Eatonia, Kindersley, Snipe Lake.
R. Stelzer, Leader, Mendham, Westerham, Gull Lake, Success.
K. Holfeld, 1948 Ottawa Str., Regina.
H. Kroeger, Yellow Grass, Lang.
A. G. G. Daechsel, Wapella, Whitewood, Oakshela, McAuley, Grenfell.
A. Heidmann, Runnymede, Togo, MacNutt, Canora, Grandview, Man.
H. Bietsch, St. Boswells.
A. Fricke, Kipling.
K. Hoever, Jansen, Dafoe.
J. Heber, Woodley, Frobisher.
H. Heidmann, North Battleford, Lashburn, Glaßlyn.
S. Manz, Moose Jaw, Central Butte, Grainland, Mortlach, Rouleau.
J. Kroeger, Lemberg, Trinitatis und St. Steephanus.
A. Schira, Neudorf Christus und St. Johannes.
A. Propp, Yorkton, Waldron, Zeneta.
H. Holzhausen, Mazenod, Moßbank, Adrill.
H. Meyer, Melville.
A. P. Salemka, Weyburn, 480 Third Str. So., Mental Hospital, Clearfield und Trossachs.
D. Waschenfelder, Stoughton, Francis, Arcola.
L. Pflueger, 4936 Dewdney Ave., Regina (Luther College).
Wm. Rieckert, Biggar, St. Paul und Emmanuel, Eigenfeld, Haultain, Bergheim.
H. F. Wolber, Melville, Colmer, Goodeve, Grayson, Killaley.
H. Sandermann, Rosthern, Hague.
Vakant, Flowing Well, Hodgeville.
John Mohr, Duval und Govan.
Prof. H. Schmidt, Luther College, Regina, Girvin.
E. J. Daechsel, Strasbourg, Silton.
K. Reimer, Christ, Regina.
R. H. Schneider, Luther College, Regina.
G. Weiß, Burstall St. Paulus, Burstall Christus, Fox Valley.
W. Pfeffer, Young, Eigenheim, Renown, Quinton, Holdfast.
H. Vorrath, Herbert, Rush Lake, Morse.
Wm. Heinzig, Lanigan, Sask.

Alberta:

R. Wulff, Hanna, Scapa, Hemeruka.
W. Trelle, Schuler, Peace, Good Hope, Neu-Kronsfeld.
Vakant, 110—9th Ave., N. E., Calgary. gary, Alta.
R. Mensch, Stettler, Castor, Red Willow.
A. Doering, 238—8th Street, Medicine Hat, Manyberries, Tothill.
M. Voß, Irvine, Neuheim, So. Walsh, Thelma.
H. E. J. Brandt, Forestburg, Galahad Tinchebray.
P. Mohr, 214 Seventh Street, N. E., Calgary, Alta., Torrington, Monarch, Acme, Cluny, Olds.

British Columbiay
(Gehören jetzt zum Canada-Distrikt.)

Ed. Krempin, 365 W. 10th Ave., Vancouver.
A. Schormann, Vancouver.
J. Propp, Vernon, Kamloops, Trail, Nelson.
L. Doering, Oliver, B. C.
J. Fritz, Chilliwack, B. C.

Pastoren außer Amt:

G. Daechsel, Grenfell.
E. Pohlmann, Melville, Sask.
W. Willing, Castor, Alta.

W. Kupfer, Hannover, Germany.

Pastoren und Gemeinden in Ontario, aber nicht zum Canada-Distrikt gehörig:

Leo Ebinger, 272 Creighton St., Ottawa, Ont.
Otto Schuetze, 52 Pandora Ave., Kitchener, Ont.
P. P. Wilt, Ridgeway, Ont., Sherkston.
F. H. Mau, R. R. 1, Walkerton, Ont., Bentinck Twp., Bruce Co., Brant Twp., Bruce Co.
Henry Oestreich, Hanover, Ont.
E. Milleville, Neustadt, Ont.

Evangelische und Reformierte Kirche.

Pastoren:

Einwanderer-Missionar: Pastor E. D. Maurer, 561 Boyd Ave., Winnipeg, Man.
Pastor Paul Wiegand, Brown, Man.
Pastor John Krieger, Fort Saskatchewan, Alta.
Pastor E. H. Reppert, Stony Plain, Alta.
Pastor W. Fried, Grenfell, Sask.

Evangelische Synode von Nord-Amerika.

J. E. Huebschmann, Snyder, Ont., St. Johannes-Gemeinde.
Vakant: Morden, Man., Evang. Zions-Gemeinde.
H. M. Awiszus, R. 2, Arlington, Minn.

Evangelische Kirche.

(Evangelical Church)

Ontario-Konferenz.

G. F. Barthel, 340 Park Str., Kitchener, Ont.
E. H. Bean, Morriston, Que.
Clayton Becker, Listowel, Ont.
W. E. Beese, 146 Market Str., Hamilton, Ont.
J. E. Bender, Fenwick, Ont.
G. F. Brown, Tavistock, Ont.
Emil Burn, Milverton, Ont.
J. S. Burn, Selkirk, Ont.
W. H. Campbell, Arnprior, Ont.
A. Clemens, Milverton, Ont.
E. H. Cornwell, 49 Onward Ave., Kitchener, Ont.
E. E. Domm, Prof., Naperville, Ill.
N. E. Dahms, Roseville, Ont.
J. B. Dengis, New Hamburg, Ont.
W. Y. Dreier, Bridgeport, Ont.
W. A. Durst, Rosenthal, Ont.
Paul Erb, Gowanstown, Ont.
N. R. Ernst, Port Elgin, Ont.
J. D. Fenner, Clifford, Ont.
J. G. Grenzebach, R. R. 1, Elmira, Ont.
Karl Gretzenger, Waterloo, Ont. (sick wan).
G. L. Groß, Golden Lake, Ont.
J. P. Hauch, St. Jacobs, Ont.
W. O. Hahne, Mildmay, Ont.
Clayton, Heckendorn, Zurich, Ont.
E. A. Hirschman, 51 Roy Street, Kitchener, Ont.
E. R. Kauth, Rodney, Ont.
H. A. Kellerman, D.S., 24 Cedar Str., Waterloo, Ont.
H. H. Leibold, Sebringville, Ont.
F. B. Meyer, New Hamburg, Ont., R.R. 3.
E. R. Mohr, Elmira, Ont.
J. M. Oestreicher, Pembroke, Ont.
N. E. Pletsch, Crediton, Ont.
L. H. Pletsch, Pembroke, Ont.
E. E. Pletsch, 15 Strachan Str., Stratford, Ont.
R. H. Reibling, South Cayuga, Ont.
H. E. Roppel, Dashwood, Ont.
A. Schlenker, Arnstein, Ont.

J. W. Siebert, Tavistock, Ont.
M. Kenneth Sippell, Campden, Ont.
W. M. Sippell, Hanover, Ont.
W. J. Zimmermann, Sebringville, Ont.
F. M. Faist, R. R. 1, Chesley, Ont.
E. E. Hallman, 89 Chestnut St., Kitchener, Ont.
J. R. Wettlaufer, Dunville, Ont.

Supernumeraries:

W. Berberich, Kitchener, Ont.
M. G. Geil, Kitchener, Ont.
O. G. Hallman, R. R. 1, Roseville, Ont.

Emeritierte Prediger:

S. R. Knechtel, 24 Caroline Str., Kitchener, Ont.
F. Meyer, 176 Clayfield Ave., Waterloo, Ont.
A. F. Stoltz, 399 Park St., Kitchener, Ont.
L. H. Wagner, 253 Shepherd Str., Kitchener, Ont.

Lokale Diakone:

H. K. Forest, McDowell, Ky.
S. L. Hauch, Toronto, Ont.

Predigtamtskandidaten:

D. D. Eidt, Kitchener, Ont.
Henry Jansen, Port Elgin, Ont.
N. E. Ratz, Waterloo, Ont.
J. H. Draves, Palmer Rapids, Ont.
John Marlow, R. R. 8, Dunville, Ont.
Merwyn Neuber, 9 So. Columbia Ave., Naperville, Ill.
Adolph Roddy, Elmwood, Ont.

Deutsche Baptistenprediger in Canada.

Ontario:

Rev. A. E. Jaster, Box 702, Arnprior.
Rev. John Heer, Cormac.
Rev. R. Grenz, Neustadt, Ont.
Rev. Edgar Klatt, Killaloe.

Manitoba:

Rev. Otto Patzia, 829 McDermot Ave., Winnipeg.
Rev. Ph. Daum, 662 Toronto Str., Winnipeg.
Rev. R. Schielke, Minitonas.
Rev. J. Luebeck, Minitonas.
Rev. R. Jacksteidt, Box 72, Minitonas.
Rev. H. Schatz, Morris.
Rev. Corn. Rempel, Whitemouth.
Rev. Jacob Rempel, Whitemouth (in Ruhestand).

Saskatchewan:

Rev. E. Bonikowski, Box 77, Jansen.
Rev. G. Ittermann, Golden Prairie.
Rev. A. Kujath, 2224 Quebec Str., Regina.
Rev. A. Weißer, Edenwold.
Rev. Walter Stein, Ebenezer.
Rev. Karl Korella, Southey.
Rev. E. M. Wegner, Nokomis.
Rev. A. J. Milner, Springside.

Alberta:

Rev. Frederick Alf, Carbon.
Rev. F. W. Benke, Wetaskiwin.
Rev. G. Beutler, Olds.
Rev. O. Fiesel, Trochu.
Rev. R. Milbrandt, 75—6th Str. N.E., Calgary.
Rev. E. Thole, Olds.
Rev. E. P. Wahl, 7810—108th Street, Edmonton.
Rev. H. Waltereit, Camrose.
Rev. A. Krämer, 1214 Dominion St., Medicine Hat.
J. Kornalowsky, Leduc, Alta., (zur Zeit noch nicht ordiniert).
Rev. John Kühn, Hilda, Alta.

Britisch Columbia:

Rev. E. S. Fenske, 528 East 52nd Ave., Vancouver.
Rev. A. Krombein, Kelowna, B. C.
Rev. Abr. Hager, Fort George.
Rev. E. Würch, 635—54th Ave. East, Vancouver.
A. Knaut, Eburne, Vancouver, B. C.

Mennonitische Prediger.

Manitoba:

Abrahams, David, Pigeon Lake.
Adrian, Johann D., Winkler.
Andreas, Johann J., Altona.
Barkmann, Jacob F., Steinbach.
Becker, H. J., Marquette.
Berg, Peter D., Rosenfeld.
Bergen, Abram, Winnipegosis.
Bergen, Jacob P., Lowe Farm.
Born, Heinrich, Winkler.
Born, Jacob P., Whitewater.
Born, Peter J., McCreary.
Braun, Daniel, Winkler.
Braun, Johann J., Niverville.
Braun, Johann P., Morden.
Bueckert, Abram, Plum Coulee.
Bueckert, Johann P., Gretna.
Buhr, Wilh. S., Morden.
Derksen, Heinr. Homefield.
Dick, John R., Steinbach.
Dirks, Alexander P., Arnaud.
Dirks, Peter H., North Kildonan.
Doerksen, D. D., Boissevain.
Doerksen, Jacob W.
Doerksen, Joh. A., Newton Siding.
Driedger, Johann A., Headingly.
Dueck, Bernh. R., Morris.
Dueck, Heinrich R., Kleefeld.
Dueck, J. E., Plum Coulee.
Dueck, Peter W., Horndean.
Dueck, Heinr., Minto.
Duerksen, David D., Arnaud.
Duerksen, D. K., Horndean.
Dyck, Johann P., St. Anne.
Dyck, Franz Whitewater.
Enns, Cornel., Reinland.
Enns, Franz J., Lena.
Enns, Heinrich G., Reinland.
Enns, H. H., Elm Creek.
Enns, Joh. J., Gruenthal.
Enns, Johann H., Winnipeg.
Enns, Peter H., St. Elizabeth.
Enns, Wilhelm H., Springstein.
Epp, Gerhard, North Kildonan.
Epp, Heinrich M., Lena.
Epp, Jacob P., St. Adolph.
Epp, Johann, Lowe Farm.
Esau, Dietr. P., Gretna.
Ewert, Benjamin, Winnipeg.
Falk, Wilhelm H., Altona.
Falk, Peter D., St. Anne.
Fast, David D., Chortitz.
Fehr, Isaak J., Morden.
Fast, H. P., Steinbach.
Friesen, Cornel. W., Niverville.
Friesen, A. B., Manitou.
Friesen, Harry S., Winkler.
Friesen, Isaak, Winkler.
Friesen, Is. M., Altona.
Friesen, Jacob H., Gretna.
Friesen, Johann, La Salle.
Friesen, Johann C., Glenlea.
Friesen, Klaas R., Steinbach.
Friesen, J. P., Halbstadt.
Friesen, Peter D., Steinbach.
Friesen, Joh. P., Winkler.
Friesen, J. W., Lowe Farm.
Friesen, Peter W., Morris.
Friesen, Wilhelm, Horndean.
Friesen, Cornelius, Niverville.
Froese, Abram. Domain.
Froese, Jacob J., Winkler.
Froese, Gerhard, Winkler.
Funk, Jacob R., Gruenthal.
Funk, Jacob, Steinbach.
Funk, Peter G., Grünthal.
Gerbrandt, Jacob P., Lowe Farm.
Gerbrandt, P. J., Plum Coulee.
Giesbrecht, Gerh. F., Giroux.
Goertzen, Jacob, Winkler.
Guenther, J. S., Steinbach.
Goossen, Gerhard F., Rosenort.
Goossen, Heinrich, Manitou.
Harder, Heinrich P., Winkler.
Heide, J. J., Horndean.
Heinrichs, Johann P., Plum Coulee.
Heinrichs, Peter J., St. Elizabeth.
Heinrichs, Peter P., Lowe Farm.
Heinrichs, W. P., Barkfield.
Hiebert, C. R., Winnipeg.
Hoeppner, Jacob R., Altona.
Hoeppner, Isaak A., Morden.
Hooge, Johann J., Plum Coulee.
Isaak, Abram J., Rivers.
Isaak, Franz F., Winnipeg.
Janz, Ben. P., Steinbach.
Janzen, C. C., Winnipegosis.
Janzen, D. K., Fortier.
Janzen, Johann H., Morden.
Janzen, Heinrich, Winnipeg.
Janzen, P. P., Whitewater.
Kehler, Peter P., Altona.
Klassen, David D., Homewood.
Klassen, David D., Steinbach.
Klassen, Gerh. J., Manitou.
Klassen, Jacob J., Gretna.
Klassen, Jacob R., Morris.
Klassen, Jacob J., Niverville.
Klassen, Johann P., Winnipeg.
Klassen, Jacob H., Gretna.
Kliewer, Johann, Springstein.
Klippenstein, H. G., Chortitz.
Kornelsen, Peter J., Winnipeg.
Krahn, Cornelius, Reinland.
Krocker, Franz B., Morris.
Krocker, Jacob B., Morris.
Krocker, Peter B., Steinbach.
Loeppky, Jos. D., Rosenfeld.
Loeppky, Joh. D., Rosenfeld.
Loewen, David H., Gretna.
Loewen, Gerh. J., Gretna.
Loewen, Jacob J., Gretna.
Löwen, Peter, Steinbach.
Löwen, A. H. A., Newton Siding.
Mann, Albert, Elie.
Mantler, P., Griswold.
Martens, Jacob J., Winnipegosis.
Neufeld, Abram G., Ninga.
Neufeld, Bernh., Halbstadt.
Neufeld, David H., Mayfield.
Neufeld, Gerhard G., Boissevain.
Neufeld, Gerhard G., Whitewater.
Neufeld, Gerhard G., Manitou.
Neufeld, Hermann H., Winnipeg.
Nickel, John F., Steinbach.
Nikkel, Jacob E., Gretna.
Olfert, H. J., McCreary.
Pankratz, Jacob, Glenlea.
Pauls, Jacob M., Morden.
Penner, Cornel. R., Giroux.
Penner, Isaak, Elm Creek.
Penner, Jacob, Morden.
Penner, Jacob B., Myrtle.
Penner, Johann G., Winnipegosis.
Penner, Johann J., Kleefeld.
Penner, Johann D., Morris.
Penner, Johann M., St. Anne.
Penner, Peter A., St. Anne.
Penner, Peter C., Oak Lake.
Peters, A. B., Gretna.
Peters, Abram B., Winnipeg.
Peters, Cornel. G., Bothwell.
Peters, Wilhelm J., Chortitz.
Peters, W. J., Winkler.
Regehr, Abr. A., Steinbach.
Reimer, David B., Giroux.
Reimer, Jacob W., Steinbach.
Reimer, Heinr. R., Lorette.
Reimer, Peter P., Steinbach.
Reimer, Peter, Croll.
Reimer, Peter J., Beulah.
Reimer, Corn. R. E., Kleefeld.
Reimer, Corn. R., Kleefeld.
Rempel, H. H., St. Anne.
Rempel, P. A., Gretna.
Riesen, P. J., Steinbach.
Rogalsky, Johann J., Glenlea.
Rogalsky, Nick., Winnipeg.
Sawatzky, Franz F., Plum Coulee.
Schroeder, Jacob, Lowe Farm.
Schroeder, Johann, Chortitz.
Schroeder, Victor J., Winnipeg.
Schulz, Jacob J., Winnipeg.
Schultz, David, Altona.
Schultz, Peter, Oak Lake.
Schultz, P. B., Winkler.
Siemens, Jacob J., Winkler.
Stoesz, Cornel. G., Horndean.
Teichroeb, Abram A., Myrtle.
Thiessen, Franz C., Winnipeg.
Toews, Corn. D., Niverville.
Toews, Heinrich P., Arnaud.
Toews, Jacob J., Glenlea.
Toews, Peter A., Rosenfeld.
Toews, Peter K., Gruenthal.
Unrau, Jacob A., Rosenfeld.
Unruh, Abram H., Winkler.
Voth, Heinrich S., Winkler.
Warkentin, Abram, Dominion City.
Warkentin, Heinrich A., St. Elizabeth.
Warkentin, Johann, Winkler.
Warkentin, Isaak, Giroux.
Wedel, J., Margaret.
Wiebe, Abram F., Lowe Farm.
Wiebe, Jacob T., St. Anne.
Wiebe, J. H., Morris.
Wiebe, Peter F., Niverville.
Wiebe, P. S., Choritz.
Wiebe, Peter P., Winkler.
Wiens, Jacob G., Elm Creek.
Wiens, Johann G., Winkler.
Wittenberg, J. R., Steinbach.
Wohlgemut, Cornelius P., St. Anne.
Zacharias, Peter S., Reinland.
Zacharias, Peter A., Reinland.
Zacharias, Peter P., Winkler.

Saskatchewan:

Baerg, Ruben, Dalmeny.
Balzer, Johann H., Langham.
Bargen, Jacob P., Glenbush.
Bartel, Edwin S., Drake.
Bartel, Heinrich H., Drake.
Berg, Jacob H. J., Herbert.
Bergen, Abram H., Blumenhof.
Block, Abram J., Waldheim.
Boldt, Jacob J., Osler.
Boschmann, Corn. C., Petaigan.
Braun, Peter G., Gilroy.
Bueckert, David, Eyebrow.
Bueckert, Franz, Sonningdale.
Buhler, Johann, Dalmeny.
Derksen, Bernh. J., Redfield.
Doerksen, David, Main Centre.
Doerksen, Jacob Herbert.
Doerksen, Isaak A., Lost River.
Doerksen, Jacob K., Carrot River.
Doerksen, Jacob R., Langham.
Dick, Peter, Dunelm.
Dueck, Jacob, Watrous.
Dueck, Johann, Rosthern.
Duerksen, Jacob G., Mullinger.
Dyck, Abram, Glenbush.
Dyck, David J., Carrot River.
Dyck, Franz P., Main Centre.
Dyck, Gerhard Js., Hague.
Dyck, H. A., Waldheim.
Dyck, Jacob P., Hepburn.
Ediger, J. T., Waldheim.
Enns, Kornelius K., Laird.
Enns, Jacob J., Teddington.
Elias, Gerhard, Barnes Crossing.
Epp, Corn. C., Sand Beach.
Epp, David, Laird.
Epp, Franz F., Hanley.
Epp, Gerhard G., Rosthern.
Epp, Heinrich M., Waldheim.
Epp, Johann, Carrot River.
Epp, Isaak, Barnes Crossing.
Ewert, Klaas H., Main Centre.
Ewert, Gustav, Hodgeville.
Fast, Johann, Beechy.
Federau, Johann, Hague.
Fischer, Johann B., Laird.
Friesen, Abram B., Glenbush.
Friesen, Isaak P., Rosthern.
Friesen, Jacob J., Rosthern.
Friesen, Johann, Jansen.
Friesen, Johann J., Laird.
Friesen, Johann J., Warman.
Friesen, Johann R., Laird.
Friesen, Peter B., Loon Forks.
Friesen, Richard, Carrot River.
Friesen, Dietrich, Frontier.
Froese, B. P., Mullinger.
Froese, F. P., Mayfair.
Funk, Johann J., Blumenhof.
Funk, Peter, Saskatoon.
Gerbrandt, Jacob, Drake.
Goertz, Johann A., Dalmeny.
Goertzen, Abram, Herbert.
Goertzen, Jacob P., Dalmeny.
Goossen, Heinrich A., Waldheim.
Guenther, Jacob, Hague.
Hamm, Cornelius, Hague.
Harder, Isbrand, Waldheim.
Heinrichs, Abram, Fairholme.
Heinrichs, Johann, Gilroy.
Hiebert, Joh. D., Beechy.
Hodel, Samuel L., Flowing Well.
Janz, Nik. P., Foam Lake.
Janzen, Heinrich M.
Janzen, Jacob K., Laird.
Janzen, Johann, Hague.
Janzen, J. J., Glenbush.
Janzen, Peter, Watrous.
Kasper, Nick., Truax.
Klassen, H. T., Laird.